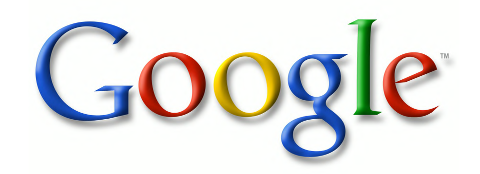


Afrikas Herrscher u. Volkshelden

von W. Berdrow



Vom Kap zum Kongobecken

Afrikas Herrscher und Volkshelden.

Vom Kap zum Kongobecken.







Matabele auf dem Kriegspfad.
(Nach Holub.)

Afrikas Herrscher und Volkshelden.

Lebensbilder

aus der Heroenzeit des dunklen Weltteils

von

Wilhelm Berdrow.

Mit Abbildungen und Tafeln.

Berlin-Niederschönhausen
Verlag H. K. W. Berdrow
1908.

Afrikas Herrscher und Volkshelden.

Vom Kap zum Kongobecken.

Afrikas Herrscher und Volkshelden.

Vom Kap zum Kongobecken.

Inhalt.

zu geschlossenen Charakter- und Sittenbildern zu verarbeiten gesucht, um die hervorragendsten Nationalhelden der Afrikaner im Zusammenhange ihres Lebens und Wirkens zu schildern. Neben den homerischen Heldengestalten eines Tschaka und Moselikatse tauchen die modern-verschlagenen Gesichter eines Sechele oder Witbooi auf. Neben schier friederizianischen Charakteren wie Sebituane oder Khama heben sich düster die bluttriefenden Gestalten eines Dingaan oder Sepopo ab, die uns in die Greuel der Merowingerzeit zurück verweisen, wenn wir ihresgleichen in der heimischen Geschichte suchen. Weit in die geheimnisvollen Zeiten des Mutterrechts führt uns die Geschichte des Muata Jamvo zurück, und unaufgeklärte Schauer der Vergangenheit umschweben den Thron von Monomotapa, den Karl Peters gegenwärtig zur großen Entrüstung der Gelehrten für das salomonische Ophir in Anspruch nimmt.

Eine namhafte Verlagsbuchhandlung, der ich die „Herrscher und Volkshelden" antrug, wehrte mit freundschaftlicher Entrüstung ein Buch ab, das möglicherweise „als eine Verherrlichung dieser schwarzen Halunken" angesehen werden könnte. Wenn mein Buch noch nicht geschrieben wäre, um dieses Wortes willen hätte es verdient, geschrieben zu werden. Haben die letzten Zuckungen einer großen Rasse, die unter dem Tritt der Zivilisation in Staub sinkt, wirklich kein anderes Urteil verdient? Ich habe an den Gestalten meiner Volkshelden nichts zu idealisieren oder zu vertuschen gesucht. Mögen sie wirken mit der Kraft ihres ungebrochenen Wesens. Ich nehme für sie nur in Anspruch, daß man ihnen so viel Recht widerfahren lasse, wie man den Gestalten unserer eigenen, von Sitte und Firnis noch nicht wie heute hypnotisierten Vorzeit zubilligt, dann werden sie schon bestehen.

Und nun hinaus, ihr „schwarzen Halunken" vom heißen Boden des alten Afrika! Seht zu, ob ihr euch in unserer hastenden Zeit der Erfindungen und Politik noch ein paar Freunde erwerben könnt. Und könnt ihr das, so soll es mir ein Vergnügen sein, auch eure verwandten Sippen aus dem Norden des dunklen Weltteils zu neuem Leben zu erwecken.

Der Verfasser.

Zur Einführung.

Bilder aus der südafrikanischen Völkerwanderung.

Nicht nur Europa und Asien, auch der schwarze Weltteil hat seine Epoche der Völkerwanderungen gehabt, wenn auch Zeit und Hergänge derselben beiweitem noch nicht so klar vor unseren Augen liegen, wie die Vorgänge der asiatisch-europäischen Volksverschiebungen im 4. bis 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Die afrikanische Ostküste, und zwar dort, wo sie dem Einflusse der asiatischen Nachbarländer am leichtesten zugänglich war, ist der Ausgangspunkt dieser schwarzen Völkerflut geworden, die sich etwa 1000 Jahre später als die gelben Mongolenscharen an der europäischen Ostgrenze in Bewegung setzte, dann aber in wenigen Jahrhunderten die südliche Hälfte des Kontinents vom Indischen bis zum Atlantischen Ozean umwälzend erschütterte.

Seit dem 8. Jahrhundert n. Chr. hatten Araber in unaufhaltsamem Strom über die Nord- und Ostküsten von Afrika sich ergossen. Arabische Sprache, arabische Sitten zogen unter der Negerbevölkerung zwischen der Ostküste und den großen Seen ein, und nicht nur die geistigen, auch die körperlichen Eigenschaften der hier ansässigen Rasse wurden langsam, im Verlaufe einiger Jahrhunderte verändert, veredelt. Die arabische Herrenkaste, frei wählend unter den Töchtern der Eingeborenen, erzeugte allmählich einen neuen Menschenschlag, dessen braune Hautfarbe und semitische Züge sie von den tiefschwarzen Rassen des Innern scharf unterschieden. So entstand in den Ländern, die etwa von dem heutigen Deutsch-Ostafrika umschlossen werden, ein ganz neuer Bevölkerungsschlag.

Das waren die Bantu, die später fast in allen Teilen von Süd- und Zentralafrika gefunden wurden, nachdem eine in ihren Einzelheiten unbekannte Katastrophe sie mit einem Schlage nach allen Richtungen der Windrose zerstreut hatte. Wir wissen nicht mehr, welches die Ursachen dieser großen Völkerwanderung gewesen sind, haben sie jedoch wahrscheinlich in dem Andrang nördlicher, überlegener Rassen zu suchen, welche vermutlich zu Beginn des 15. Jahrhunderts in das Gebiet der Bantustämme eindrangen und sie zum Weichen nötigten. Der ganze afrikanische Kontinent lag damals noch in tiefem Dunkel, keine direkte Kunde berichtet uns von jenen mittelalterlichen Wanderzügen, die viele Stämme Hunderte von Meilen weit, manche quer über den Erdteil führten. Die Vergleichung der Sprachen und Dialekte allein, die alten Sagen einzelner Stämme und die Erzählungen der Portugiesen und Holländer, die seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts an einzelnen Küstenpunkten von Afrika sich festsetzten, ermöglichen es, sich ein ungefähres Bild von dem Wogen und Treiben der Völker des südlichen Erdteils in jenen Zeiten zu machen.

Die Galla- und Massaistämme, reiche und kriegerische Hirtenvölker, die zwischen dem Aequator und dem Golf von Aden das östliche Afrika bewohnten, scheinen den ersten Anstoß nach Süden getragen zu haben. Sie selber wurden aus ihren Wohnsitzen wohl durch den Ansturm des osmanischen Reiches geworfen, welches seine Macht im 14. Jahrhundert auch über Abessinien und seine Nachbarländer auszudehnen suchte, nachdem Egypten und die meisten Reiche des Mittelmeeres dem Szepter des Sultans unterworfen worden waren. Jedenfalls nahm im folgenden Jahrhundert eine große Verschiebung aller Bantustämme ihren Anfang, die sich vornehmlich nach Südwesten und Süden erstreckte und nicht eher zum Stillstand kam, als bis sie nach einigen hundert Jahren am Kap und am Atlantischen Ozean mit der langsam eindringenden weißen Besiedlung zusammenstieß. Da hören wir von den Dschappa, die westwärts wandernd die Küste bei Loanda erreichten und auf ihrem Wege das Volk der Wasimba aus seinen Wohnsitzen vertrieben. Andere Stämme brachen in das Lundareich ein, welches die Hügelsteppen zwischen dem Kongo und Sambesi erfüllte und von ackerbauenden Ureinwohnern besetzt war. Ohne diese zu vertreiben, warfen sich die einrückenden Bantustämme doch auch hier zur herrschenden Rasse auf, und neben der angestammten Herrscherin und Oberpriesterin dieses Landes ergriff nun ein Fürst aus der fremden Erobererrasse, der Muatajamvo, die Zügel der Regierung.

Mehrere Jahrhunderte war nun das Lundareich der Schauplatz hin- und herwogender Wanderungen, denn immer von neuem brachen fremde Stämme über seine Grenzen ein, durchzogen es, besiedelten einzelne Striche oder verließen es, um andere, anziehendere Wohnsitze aufzusuchen. So wanderten am Ende des 16. Jahrhunderts die Bangala von hier nach dem Kuanzoflusse, und im 18. Jahrhundert zogen die Hereros, wahrscheinlich ein Bantustamm, aus dem Lundareiche südwestlich bis an die Walfischbai. Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts fanden an den West-, Süd- und Ostgrenzen des Lundareiches neue Volksverschiebungen statt.

Die Hauptauswanderung der Bantustämme jedoch richtete sich im 15. Jahrhundert nach Süden, wo sie im Verlaufe von vielen Generationen eine ganze Anzahl von großen Reichen teils zerstörten, teils errichteten oder sich den älteren Bewohnern als herrschende Kaste aufdrängten. Die südwärts wandernden Völker sind meist als Kaffern bezeichnet, ein Name, der ebenso wenig wie Bantu einen bestimmten Stamm andeuten will. Bantu oder „Menschen" nannten sie sich selbst, vielleicht im Gegensatz zu den rückständigen Ureinwohnern des Innern. „Kafirs", d. h. Ungläubige, Heiden, nannten dagegen die Araber die ihnen bei ihrem Eindringen ins Innere begegnenden Eingeborenen, und diese Bezeichnung ist dann besonders auf die längs der Ostküste wohnenden Völker übergegangen, mit denen die Portugiesen seit dem 15. Jahrhundert und später dann die Holländer und Engländer zusammenstießen. Auch diese südlich gewanderten Bantu zerfallen in mehrere Hauptstämme, von denen wir wieder nicht wissen, ob sie schon in ihrer Heimat getrennt saßen oder sich erst auf der Wanderung schieden. Jedenfalls aber stießen auch sie unterwegs auf große, alte Reiche, die sie teils zertrümmerten, teils sich unterwarfen, um fortan als herrschende Rasse unter den früheren Bewohnern zu sitzen. Vielfach waren die Völker, von deren südlichem Vordringen wir zuerst hören, nicht Bantu, sondern schwarze Stämme, die vor dem Anprall der kriegerischen Kaffern sich in Bewegung gesetzt hatten. So besitzen am mittleren und unteren Sambesi die Makalaka ein großes Reich im 16. Jahrhundert, das dann von den nachrückenden Barotse niedergeworfen wird. Zwischen dem Sambesi und Sabi aber, im Hinterlande von Sofala, bestand schon im 10. Jahrhundert ein mächtiges Königreich der Zingi oder Sendsch, deren Herrscher große Mengen von Gold, Sklaven und Elfenbein an die Küste sandte und den dort ansässigen Arabern verkaufte. Der König vermochte zu jeder

Zeit einige tausend auf Ochsen berittene Streiter ins Feld zu stellen. Masudi, der arabische Herodot des 10. Jahrhunderts, weiß Wunderdinge von diesem Goldlande zu berichten, das später als das Ophir Salomos angesehen wurde, und über dessen Bedeutung der Streit der Geschichtsforscher noch immer hin und her wogt. Dieses alte Reich, welches später den Namen Monomotapa trug, während seine Bewohner als Makarango oder Makalanga bezeichnet wurden, ist von den Kaffern auf ihrem Zuge nach Süden erobert, und zwar noch vor dem Eindringen der Portugiesen in Sofala, d. h. vor dem Beginn des 16. Jahrhunderts. Wir werden später von der Geschichte dieses ehrwürdigen und noch heute wichtigen Landes eingehender berichten, vorläufig gehen wir den weiteren Zügen der Kaffern nach, die weder hier noch in den westlicheren Ländern des Sambesi stehen blieben, sondern sich unaufhaltsam weiter ergossen, einer nie versiegenden Sintflut gleich, da sich nirgend ein ihnen gleichwertiger und gleichkräftiger Menschenschlag ihrem Ansturm in den Weg stellte und die Kraft ihrer Bewegung brach.

Viel später, beim Eindringen des Europäers in die vorher unbekannten Wildnisse von Südafrika, hat man bei den Völkern des tiefsten Inneren, z. B. den Maschukulumbe und Barotse, unleugbare Merkmale der Verwandtschaft mit den Kaffern gefunden, aber je tiefer ins Innere, um so mehr haben sich diese Zeichen verwischt, ist die helle Hautfarbe der schwarzen, der semitische Gesichtszug dem negritischen wieder gewichen. Je mehr südlich dagegen, um so deutlicher ist der Typus des echten Kaffern, z. B. ausgesprochen unter den Betschuanen, Basutos und anderen Stämmen, und ganz rein in den Zulus und Kosa oder Xosa, mit denen die holländischen Siedler auf ihrem Zuge vom Kapland einwärts zuerst in unliebsame Berührung kamen. Ganz natürlich. Die unterworfenen Völkerschaften wurden von den an Zahl viel geringeren Bantu weder vernichtet noch aufgesogen, sondern die unter ihnen sitzenbleibenden Fremdlinge brachten nur einige Rassenveränderungen hervor, indem sie sich mit den Töchtern des Landes verbanden, und gingen allmählich in der so entstandenen Mischrasse auf. Viel ursprünglicher und reiner wurden die Stammesmerkmale dagegen von denjenigen bewahrt, die als Wanderer, als Sieger weiterzogen, um die kriegerischen Eigenschaften ihrer Väter in ferne, fremde Länder zu tragen.

Aber schon ziemlich früh müssen auch diese Stürmer und Dränger in einige Hauptzweige sich gespalten haben. Nach einer alten Stammessage der Kaffern war, wie Wirth („Geschichte

Südafrikas", Bonn 1897) berichtet, Nto der Stammvater der südöstlichen Kaffern. Seine beiden Söhne hießen Zulu und Xosa, die Nachkommen des Zulu aber nannten sich die Himmlischen und betrachteten den Blitz als ihren Ursprung. Die Xosa und Zulu aber waren die südlichsten Stämme der Kaffern; mit den ersteren trafen holländische Boern schon 1736 bei ihrem Zuge nach Kaffraria feindlich zusammen. Sie sollten bald erkennen, daß sich ihnen hier ganz andere Gegner in den Weg stellten, als sie bisher in den gelbhäutigen Hottentoten und den verachteten Buschmännern kennen gelernt hatten. Mit den Hottentotten hatten sich schon die ersten Siedler viel herumschlagen müssen, die 1652 unter der Führung Jan von Riebecks im Dienste der Holländisch-Ostindischen Kompagnie das Kapland betraten. Ja, schon Vasco de Gama wollte die gelben Burschen angetroffen haben, als er 1497 in der Mosselbai östlich vom Kap zuerst den Fuß auf das herrenlose Land setzte, aber er wird es wohl nur mit den ursprünglichen Eingeborenen, den Buschmännern, zu tun gehabt haben. Denn die Hottentotten waren keineswegs die ursprünglichen Kinder des Landes. Sie hatten weit im Nordosten ihre Wohnsitze gehabt und waren Hirtenvölker gewesen, als der Andrang der höherstehenden Kaffernstämme sie aus dem Lande ihrer Väter warf. Noch in historischer Zeit sind die Hottentotten in Natal gefunden worden; dort lernten sie, wie es scheint, von den eindringenden Bantu den Ackerbau, wurden aber dann, als die Zuzügler zahlreicher wurden, nach dem Süden gedrängt, wo sie, wie schon gesagt, am Beginn des 17. Jahrhunderts auftraten. Hier aber fanden sie das Feld auch nicht mehr frei, sondern trafen die zwergenhafte, wiederum weit unter ihnen stehende Rasse der Buschmänner an, mit denen sie schon vor dem Eindringen der Europäer einen wahren Vernichtungskampf auszufechten hatten. Nur vereinzelt fanden die Holländer auf ihren Jagdzügen noch die halbtierischen, mit ihren vergifteten Pfeilen das Wild beschleichenden Buschmänner vor, die sie die „Vettern des Pavians" nannten und, wo sie sie sahen, ohne weiteres über den Haufen knallten. Dem Ansiedler waren nämlich die Buschmänner viel unsympathischer als die Hottentotten. Mit letzteren wurden ordentliche Kämpfe ausgefochten, wobei die gefangenen Eingeborenen als Sklaven mitgenommen wurden und gute Dienste leisteten. Die Buschmänner dagegen, die für den Begriff des Mein und Dein gar keinen Sinn hatten und zahmes Vieh von Wild überhaupt nicht unterschieden, schossen oft die Rinder des Boern mit ihren Pfeilen weg und waren, wenn man sie lebend einfing, zu nichts zu gebrauchen.

So kam es, daß die von den Weißen und Gelben zugleich verfolgte Rasse der Zwerge fast ganz verschwand. Man schätzt die Gesamtzahl der zwischen Kap und Sambesi wohnenden Buschmänner noch höchstens auf einige Tausend. Die Hottentotten dagegen wandten sich, um den Flinten der Holländer zu entgehen, nach Nordosten zurück, woher sie gekommen waren. Aber hier fanden sie nun die Kaffern schon viel weiter südlich und vor ihnen ein Mischvolk von Kaffern und Hottentotten, mit dem auch die Holländer schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts zusammengetroffen waren. Die reinen Hottentotten fanden hier keinen Raum mehr und schlugen sich nun in einzelnen Stämmen nach Norden und Nordwesten durch, wo wir ihre weiteren Wanderzüge an anderer Stelle betrachten wollen.

Mit diesem Rückzug der Hottentotten, dessen Beginn wir in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts verlegen können, begann gleichsam eine neue Epoche der südafrikanischen Völkerbewegung. Wie eine unwiderstehliche, von ihrer eigenen inneren Kraft getriebene Flutwelle hatte sich die Bewegung der Bantustämme aus der Gegend der Sansibarküste mehr als 3000 Kilometer weit nach Süden gewälzt. Quer über den Kontinent waren einzelne Streifen dieser großen Woge nach Westen und Südwesten gerauscht und hatten ihre letzten Schaumstreifen bis an die Ufer des Atlantischen Ozeans geworfen. Aber die Hauptwoge hatte unabänderlich, über Länder und Völker hinweg, ihre Richtung an der Ostküste Afrikas verfolgt. Wir sehen Völker in ihrer Brandung versinken und neue auferstehen, wenn sie vorüber ist. Wir sehen die fortgewaschenen Stämme seitwärts sich ihre Bahn brechen und das Innere durchpflügen, wie die Wellen unter dem Bug des dahinrauschenden Schiffes nach rechts und links entfliehen. Wir sehen endlich das kräftige und tapfere Hirtenvolk der Hottentotten südlich bis an das Kap der guten Hoffnung und dann nach den Küsten von Südwestafrika entweichen, wie eine aufgepeitschte Welle rings an den Felsen einer weiten Bucht entlangbrandet. Aber damit hatte endlich auch die ursprüngliche Kraft der Bewegung selbst ihr Ziel erreicht. Die Flutwelle war gegen einen Felsen geschlagen und ebbte nun langsam zurück.

Dieser Fels, an welchem die Macht der Zulu- und Xosastämme sich brach, nachdem sie den Großen Fischfluß überschritten hatten und bis an den Fuß der Schwarzen Berge gelangt waren, dieser Fels war die Kraft der niederdeutschen Bauern, die seit 1702 den Großen Fischfluß erreichten und den durch das Zurückfluten der Hottentotten

schon gestauten Strom der Kaffern endgültig zum Stehen brachten. Vertreiben ließen sich die letzteren freilich aus ihren einmal gewonnenen Positionen noch lange nicht. Im Gegenteil gehörten fünf Menschenalter voll von Kämpfen und offenem Krieg dazu, sie wenigstens in gewisse Grenzen zu bannen und ihre immer wieder aufflammende Raub- und Rauflust zu brechen. Aber nichtsdestoweniger hatte der feste Widerstand, den sie von jetzt an im Süden fanden, einen Rückstoß zur Folge, der sich langsam weiter und weiter und endlich wieder zurück bis an den Sambesi fortpflanzen sollte. Die Expansivkraft dieser südlichsten Kaffernvölker, besonders der Zulu, war zu groß, als daß ihnen die Ruhe in den einmal gewonnenen Gebieten hätte zusagen können. Viele Generationen auf der Wanderung, in Kriegs- und Raubzügen hatten sie der friedlichen Beschäftigung entwöhnt. Einst Hirten und Ackerbauer, waren sie jetzt wenig mehr als Räuber, und im Süden durch die Weißen, im Osten durch das Weltmeer beschränkt, wurden sie allmählich der Schrecken ihrer westlichen und nördlichen Nachbarn. Freilich waren auch das Stämme, die mit Kaffernblut reichlich durchsetzt waren, aber nach dem Durchzuge der wandernden Horden waren sie langsam wieder zur Ruhe gekommen, und die Besieger, soweit sie im Lande blieben, hatten die friedlichen Gewerbe der Unterworfenen angenommen und waren in ihnen aufgegangen.

Jetzt wurden sie selbst das Opfer der Stammesverwandten, deren Vorväter ein oder zwei Jahrhunderte früher ihr Land durchzogen und mit ihrem Blute gedüngt und veredelt hatten. Oft waren es kleine, abgesprengte Splitter des mächtigen Zulureichs, Stämme, denen der Raum zu enge ward, oder Aufrührer, die der rächenden Hand eines gefürchteten Herrschers entrinnen wollten, die jetzt nordwärts zogen und die Staaten brachen oder beraubten, die ihre Väter einst gegründet oder wo ihre Ahnen eine Kaffern-dynastie unter schwarzen Eingeborenen errichtet hatten. Aber Mut, Tatkraft, Grausamkeit, Herrschbegier, all die kriegerischen Eigenschaften, die die älteren, seßhaften Stämme längst verloren hatten, brachten die Ankömmlinge aus dem Süden jetzt in noch reicherem Maße mit, als sie ehemals den Bantuvölkern als Stammesmerkmale eigen gewesen waren. Und so widerstand ihnen jetzt nichts auf der Fahrt nach dem Norden, wie ihnen vor Jahrhunderten nichts widerstanden hatte, als ihr unaufhaltsamer Zug nach dem Süden gerichtet war.

Das mag ein ungefähres Gesamtbild der großen ostafrikanischen Völkerwanderung sein. Wie ihre einzelnen Wellenzüge sich über die südliche Hälfte des Erdteils verbreiteten und die Geschicke

der Länder bestimmten, wie hier und da im guten oder bösen hervorragende Charaktere sich auf den Thron schwangen und die Laufbahn ihres Stammes nach oben oder nach unten lenkten, das mag nachfolgend in einzelnen Charakterbildern aus dem weiten Gebiete zwischen dem Kongo und dem Kap der guten Hoffnung gezeigt werden.

Wanderungen und Reichsgründungen zwischen dem Sambesi und der Tafelbai.

Gaika und Sandilli, die Heroen der Kaffernkriege.

Von dem großen Bantu-Völkerstrome, der im 17. und 18. Jahrhundert zwischen dem Indischen Ozean und den Drakensbergen nach Süden vordrang, bildete der menschenreiche Stamm der Kosa oder Xosa die äußerste vorgeschobene Welle. Schon die ersten holländischen Jagdgesellschaften, die von der südlichen Küste nordöstlich über die Berge stiegen, trafen 1688 und 1702 mit ihnen zusammen und lernten einen Menschenschlag kennen, der weder mit den gelben Hottentotten noch den verachteten, gewissermaßen als jagdbares Wild betrachteten Buschmännern Aehnlichkeit besaß. Erbitterte Kämpfe zwischen den Xosa und den Hottentotten, den ehemaligen Herren des Landes, waren diesem Vordringen zuvorgegangen; die Hottentotten waren manchmal zurückgeschlagen, manchmal hatten sie sich mit den unwiderstehlichen Kaffern in Frieden geeinigt. So erwarben die letzteren unter der Führung Rarabes Hoho im Jahre 1760 ein großes Gebiet südlich der Amatolaberge. Die Kaffern mischten sich zum Teil mit den Hottentotten, und so entstand ein anderes Geschlecht, das sich an manchen Stellen zwischen die Kaffern und Hottentotten drängte. Während die gelbhäutigen, viehzüchtenden Urbewohner von den schwarzen Eroberern Ackerbau und Gartenpflege lernten, nahmen die Xosa von den Hottentotten manche Eigentümlichkeiten ihrer Sitte und Sprache an, z. B. eigneten sie sich die merkwürdigen Schnalzlaute der Hottentotten an und veränderten damit ihre angeborene Mundart.

Lange Zeit beherrschten die Xosa das weite Ländergebiet zwischen dem Großen Fischflusse und Bashi, Gegenden, in denen

sie notwendigerweise mit den weißen Ansiedlern zusammengeraten mußten, sobald diese sich über die weitere Umgebung der Tafelbai ausdehnten. König der Xosa war in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Tgareka, aber neben ihm erhob sich sein Bruder Palo, ein energischer, von allen Kaffern verehrter Kriegshäuptling, zu einer so bedrohlichen Stellung, daß sich Tgareka zu mehreren Malen nur mit den Waffen auf dem Thron zu behaupten vermochte. Bei einem dieser Kämpfe unterlag der König und geriet in die Gewalt seines Bruders. Palo aber, der recht wohl wußte, mit welcher Treue die Kaffern ihrem angestammten Königshause anhängen, setzte seinen Bruder auch diesmal wieder in die Herrschaft ein und begnügte sich mit der Rolle des obersten Ratgebers. Nicht lange darauf wußten die Vertrauten des Königs diesen nochmals gegen Palo aufzustacheln: der Herrscher bemächtigte sich, wahrscheinlich von einem plötzlichen Argwohn ergriffen, der Person seines Bruders, aber auch diesmal lief die Sache unerwartet günstig ab. Gelang es Palo, sich in den Augen des Königs zu rechtfertigen, oder fürchtete sich Tgareka, dem von allem Volk geliebten Heerführer ein Haar zu krümmen, genug, Palo wurde in alle seine Ehren und Würden wieder eingesetzt.

Dieser Palo war der Urgroßvater des in den späteren Kaffernkriegen soviel genannten und bewunderten Häuptlings Gaika. Palos Sohn Chachabeh übertraf als Kriegsheld noch seinen Vater und zählte lange Zeit unter die berühmtesten Stammesheroen seines Volkes, das damals sowohl mit den Hottentotten als mit den nachdrängenden Kaffern und umwohnenden Mischvölkern harte Kämpfe auszufechten hatte. König war damals Tgarekas Sohn Khauta, der seinem Vetter bei weitem nicht an Tatkraft und Einfluß gleichkam, aber Klugheit und Mäßigung genug bewies, Chachabeh anzuerkennen und als ersten Ratgeber und Heerführer zu benutzen. Ja Khauta, der von der geistigen Ueberlegenheit der Linie, der sein Vetter angehörte, selbst überzeugt war, bestimmte sogar für den Fall seines Todes den Sohn Chachabehs zum Nachfolger, da er unter seinen eigenen Kindern keinen des Thrones Würdigen fand. So kam die Linie Palos auf legitimem Wege zur Herrschaft, zuerst in seinem Enkel Umlao und dann, als dieser im besten Mannesalter plötzlich starb, in dessen noch unmündigem Sohn Gaika.

Damit sind wir bei dem ersten Helden unserer Geschichte angelangt. Gaika bestieg den Thron etwa um 1790 als ein lebhafter, kühner Knabe von schöner Gestalt und einnehmenden Zügen, geweckt und treuherzig und, wie sein Geschick ihn nun führen mochte, gleich

geeignet, im guten oder im bösen ein hervorragender Mensch zu werden. Seine Erziehung und die vorläufige Regentschaft übernahm sein Oheim Sambeh oder Dlambe, und mit diesem herrschsüchtigen und hinterlistigen Charakter trat in das Leben des jungen Häuptlings die treibende Kraft ein, die fast sein Leben lang sein Tun bestimmen, ja schließlich seine Natur selbst verrohen und von Grund aus umgestalten sollte. Lichtenstein, der große Südafrikaforscher an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts, hat uns über die Geschichte des Xosareiches in dieser Epoche die ausführlichsten Mitteilungen gemacht. Es war damals in diesem Winkel von Südafrika eine gewitterschwangere Atmosphäre. Die unvermeidlichen Ausdehnungsbestrebungen der weißen Ansiedler und der Widerstand der Kaffern trafen schon 1779 und 1789 blutig aufeinander. Nicht nur suchten die Xosa sich des Einbrechens der Farmer in ihre Gebiete zu erwehren, sondern sie gewöhnten sich auch bald daran, in den Weißen ihre natürlichen Gegner und in den Herden derselben eine willkommene Beute zu erblicken, so daß die Stimmung zwischen den holländischen Ansiedlern und den Kaffern eine immer erbittertere wurde. Die Verwirrung im Lande wurde noch dadurch vermehrt, daß sich die Engländer 1795 im Kriege mit Frankreich des Kaps bemächtigten und es den Holländern entrissen. Falsche englische Regierungsmaßregeln hinderten oft ein erfolgreiches Vorgehen der Ansiedler gegen die Kaffern und erschwerten ihnen nicht wenig ihr schwieriges und gefährliches Grenzerdasein.

Die Holländer hatten ja freilich mit den Eingeborenen zu allen Zeiten wenig Federlesens gemacht. In Kapstadt, welches um 1760 etwa 7000 Seelen zählte, bestand die Hälfte der Bevölkerung aus Sklaven, und viele gefangene Hottentotten wurden noch nach Ostindien verkauft. Als 1774 größere Viehdiebstähle an der Nordgrenze stattfanden, wurde eine systematische Vernichtungsexpedition gegen die Buschmänner, sogar unter Leitung der Behörden, in Szene gesetzt. Es gelang, 500 dieser unglücklichen Geschöpfe, die der Boer als eine „Art höhere Affen" betrachtete, zu „erlegen", aber die Viehräubereien hörten trotzdem nicht auf. Gefährlicher wurden seit 1779 die Kaffern, die damals den Fischfluß überschritten und in das Gebiet der Weißen einbrachen. Die Ansiedler verbündeten sich mit den noch unabhängigen Hottentottenstämmen und brachten den Xosa eine furchtbare Niederlage bei, die sie für 10 Jahre von weiteren Uebergriffen abhielt.

In diesen unruhigen Zeiten war also der junge Gaika zum Häuptling gemacht worden. Ein Jahr nach der englischen

Besitzergreifung, 1796, wollte er, nunmehr großjährig, selbst das Regiment antreten, welches bisher in den Händen seines Oheims gelegen hatte. Da aber sammelte letzterer seine Anhänger, ging offen zur Empörung über, und nur durch die bewunderungswürdige Anhänglichkeit der Kaffern an ihr legitimes Haupt gelang es Gaika, den alten Verräter alsbald unschädlich zu machen und in seine Hand zu bekommen. Er hätte ihn nach dem Rechte seines Landes ohne weiteres hinrichten lassen können, aber beredete ihn Sambeh zur Wiederherstellung ihres alten freundschaftlichen Verhältnisses, oder erinnerte sich Gaika selbst aus der Geschichte seines Landes, wie edelmütig einst sein Urgroßvater Palo von seinem königlichen Bruder behandelt worden war, er versuchte jedenfalls ein gleiches Verfahren und verzieh Sambeh. Letzterer blieb allerdings, da seine Herrschsucht sich schlechterdings nicht mit der zweiten Rolle begnügen konnte, der geheime Feind des Königs, ergab sich aber vorläufig, da ihm keine starke Partei mehr zur Verfügung stand, in sein Schicksal und hielt notgedrungen Frieden.

Dieser innere Zustand der Ruhe war gleichzeitig die Periode der glänzendsten Stellung der Xosa nach außen hin. Die englische Verwaltung hatte allerdings im Lande selbst viel Gutes getan. Der Mißwirtschaft der holländischen Ostindien-Company, die bisher das Regiment am Kap ausgeübt und die Ansiedler schmählich ausgebeutet hatte, wurde ein Ende gemacht. Tortur und Rad wurden abgeschafft, die unmenschliche Behandlung der Eingeborenen gemildert und viele Millionen auf die neue Kolonie gewandt. Aber nichtsdestoweniger zeitigte das milde Regiment der Engländer auch bedenklichere Früchte. Die Hottentotten, bisher von der grausamen Zucht der Ansiedler niedergehalten, glaubten die Zeit der Befreiung gekommen, und als Gaika ihnen ein Bündnis gegen die Weißen antrug, schlugen sie begierig ein. Abermals brachen nun die Kaffern über den Großen Fischfluß in die Grenzgebiete der weißen Besiedelung ein, brannten, raubten und verwüsteten, was sie erreichen konnten. Der unfähige englische Statthalter, Sir George Jonge, sandte ihnen eine unzureichende Streitkraft unter dem General Dundas entgegen, aber man hatte sowohl die Zahl als die Kampfeslust der Kaffern weit unterschätzt, und die Weißen erlitten in der Nähe der Algoabai eine vollständige Niederlage. Nach langwierigen Kämpfen, in denen die holländischen Ansiedler das meiste taten, kam es zwar zu einem Friedensschluß, aber keineswegs zur Unterwerfung der Xosa, die vielmehr, wie die Farmer offen aussprachen, bloß deshalb mit ihren Plünderungszügen aufhörten, weil

es nichts mehr zu rauben und zu verwüsten gab. Der Friedensvertrag wurde sowohl in England als von allen Ansiedlern laut verurteilt, aber es blieb zunächst dabei, erst einige Jahre später wurde der Statthalter Sir Jonge wegen dieses und vieler anderer Fehler zur Rechenschaft gezogen. Die Kaffern hielten jetzt allerdings kurze Zeit hindurch Frieden, aber tatsächlich nicht aus Respekt vor der Kolonialregierung, sondern weil die Zwistigkeiten zwischen Gaika und seinem Oheim Sambeh wieder zu solcher Höhe angewachsen waren, daß zeitweise der offene Bürgerkrieg im Xosalande wütete.

Sambeh suchte, da er für seine eigene Person eine größere Anhängerschaft nicht zu erwarten hatte, die Legitimität seines Neffen zweifelhaft zu machen und die noch lebenden Kinder des früheren Königs Khauta gegen Gaika als einen Usurpator aufzuhetzen. Das konnte für den Häuptling bei der sklavischen Anhänglichkeit der Kaffern an ihre Herrscherfamilien in der Tat gefährlich werden. Gaika ließ also die Nachkommen Khautas töten bis auf den jüngsten Sohn Hientza, den er zu sich nahm und zu seinem Nachfolger bestimmte. Sambeh verließ nun mit seinen Anhängern das Land und suchte dem Könige durch die Erweckung äußerer Feinde und die Anzettelung von Verschwörungen das Leben möglichst sauer zu machen. Gaika blieb indessen bei allen Schwierigkeiten der Obsiegende und band sogar mit den Weißen wieder an, die sich inzwischen den Gegenden des Fischflusses wieder genähert hatten.

Es waren in wenigen Jahren große Umwälzungen im Lande vor sich gegangen. England hatte im Vertrage von Amiens die Kapkolonie an Holland wieder zurückgegeben, und einige Zeit hindurch, bis 1806, blieben nun die Holländer wieder im Besitz des Landes. Die Statthalterschaft wurde dem General Janssen übertragen, dessen Hauptsorge es war, die an der ganzen Ostgrenze wieder aufflammenden Streitigkeiten mit den Kaffern und Hottentotten zu schlichten. Weniger in geschlossenen Zügen als in einzelnen undisziplinierten Schwärmen brachen beide Völkerschaften unaufhörlich aus ihren Wohnsitzen hervor, um Herden zu stehlen und Farmen zu plündern. Vereinigten sich dagegen die Ansiedler zu energischem Vorgehen, so ergriff Gaika selber wohl gar die Initiative, stellte sich an die Spitze größerer Heerhaufen und brachte den Weißen, wie z. B. 1802 dem Kommandanten Tjaard von der Walt, blutige Niederlagen bei. General Janssen brachte, um diesen Zuständen ohne weiteres Blutvergießen ein Ende zu machen, endlich eine persönliche Zusammenkunft mit Gaika zustande, der sich den bisherigen Ermahnungen gegenüber stets darauf berief, die von

seinem Oheim aufgehetzten Ansiedler brächen in sein Gebiet ein, und er habe doch die Pflicht, seine Untertanen zu schützen! Die Zusammenkunft fand am Cat-River statt, wohin der Gouverneur dem Xosaherrscher mehrere Tagereisen entgegengekommen war.

Wir geben diese Begegnung so wieder, wie sie Lichtenstein in seiner Reisebeschreibung nach dem Bericht des Generals Janssen erzählt. Gaika hatte den Gouverneur bitten lassen, er möge ihm eine Eskorte zum Empfang und einen Wagen für seine Mutter, die ihn begleitete, entgegensenden. Dem wurde Folge gegeben, und am anderen Morgen traf das ausgeschickte Detachement Dragoner unter einigen Offizieren die schwarzen Majestäten bereits im Anzuge. Der König saß ohne Sattel zu Pferde. Er prüfte die sich nähernde Eskorte, schien nochmals einen Augenblick zwischen Argwohn und Zutrauen zu schwanken, entschloß sich aber dann und ritt, sein Gefolge von etwa 150 Personen hinter sich, vorwärts. Seine Mutter bestieg den Wagen, und nun ging es in raschem Trab auf das Lager des Gouverneurs zu. Dort angekommen, schwang er sich leicht vom Pferde, ließ sich nach dem Zelte des Generals führen und reichte diesem unbefangen und nicht ohne einige Würde die Hand.

Gaika, erzählt der General Janssen, ist einer der schönsten Männer, die man sehen kann, von einer selbst unter den Kaffern ungewöhnlichen Größe, kräftigem Bau und einer sehr einnehmenden Gesichtsbildung. In seinen Mienen drückt sich Wohlwollen und Selbstvertrauen gleich lebhaft aus, man erkennt in ihm sogleich den König, obwohl er sich in seiner Kleidung durch nichts unterscheidet als durch ein Paar unscheinbare Schnüre weißer Korallen, die er um den Hals trägt. Die hohe, schlanke Gestalt des jugendlich blühenden Mannes, der freundliche, zuversichtliche Blick, die Einfachheit und Würde seiner Gebärden, die treffende Schnelligkeit, Offenheit und Vernünftigkeit in allen seinen Antworten, das alles trifft man gewiß nicht wieder so beisammen in der Person eines Regenten unzivilisierter Völker.

Mit dem Könige traten seine Mutter und zwei seiner Frauen in das Zelt des Generals, wo sich nach der Begrüßung eine Unterhaltung entspann, während welcher die über alles Erwarten reifen und treffenden Ansichten des jungen Königs das Erstaunen aller Anwesenden hervorriefen. Die Würde und das Geschick Gaikas verließen ihn auch bei der alsdann folgenden Tafel des Gouverneurs nicht, er fand sich alsbald mit der ihm gänzlich neuen Art des Speisens mit Messer und Gabel ab, lehrte sie seinen Frauen, sprach

dem Weine mit Vergnügen, aber sehr mäßig zu und benahm sich wie ein vollendeter Gentleman.

Aber ebenso entschieden bewies er sich bei den dann folgenden Unterhandlungen als ein vollendeter Diplomat. Er ging auf alle Bedingungen der Holländer versöhnlich ein, nur als man ihm vom Frieden mit seinem Oheim sprach, verlor er seine bisherige Ruhe und brach in laute, bittere Klagen über Sambeh aus. Er habe seit dem Antritt seiner Regierung nur nach dem Frieden unter den Seinen getrachtet, aber sein Oheim sei eine zu herrschsüchtige Natur, um es zu ertragen, unter seinem ehemaligen Zögling zu stehen. Sambeh habe die Herzen seiner Untertanen von ihm abgewendet, ihn stets beim Volke verdächtigt und verraten. Er habe eine Menge Familien aus dem Lande geführt, mit denen er nun fortgesetzt die Zurückgebliebenen überfalle und beraube. Ja noch mehr, er habe ihm selbst, dem Könige, nach dem Leben getrachtet, was ein Verbrechen ohne Beispiel sei. Bei diesen Worten bemächtigte sich aller anwesenden Kaffern eine unbeschreibliche Aufregung, die bewies, wie hoch ihnen die unverletzliche Person ihres Königs stand. Sie redeten alle mit Heftigkeit durcheinander, und die Mutter Gaikas begann ausführlich einen auf ihren Sohn verübten Mordanschlag zu erzählen, bis sie der König unterbrach und selbst fortfuhr zu erklären, daß es in der Tat unmöglich sei, mit Sambeh und seinen Anhängern Frieden zu machen. Er erklärte sich schließlich trotzdem bereit, die Abtrünnigen straflos wieder aufzunehmen, lehnte es aber ab, sich selber mit ihnen in Verbindung zu setzen.

Das Ergebnis dieser Beratungen war, daß Gaika von dem Kapstatthalter ausdrücklich als König der Xosakaffern anerkannt wurde und daß die Weißen aus dem ganzen Landstrich zwischen dem Großen Fischfluß und dem Sonntagsfluß zurückweichen mußten. Dieses ohnehin durch langjährige Kämpfe verwüstete Gebiet sollte fortan weder von Schwarzen noch Weißen besiedelt werden, sondern als eine Art von Schutzgürtel dienen. Gaika konnte mit diesen für das Kapregiment schmachvollen Bedingungen wohl einverstanden sein; übrigens ging die Kapkolonie schon im Jahre 1806 abermals und nunmehr dauernd in den Besitz Englands über, und damit hörten beide Parteien auch wieder auf, sich um die Friedensabmachungen zu kümmern. Gaika selbst hielt allerdings Ruhe, aber die beiden abtrünnigen Häuptlinge Sambeh und Kungwa unterhielten einen beständigen Guerillakrieg gegen die weißen Ansiedler und wurden erst nach mehrjährigen Kämpfen niedergeworfen. Sambeh entfloh zu benachbarten Stämmen und suchte diese gegen die Xosa

aufzuhetzen. Kungwa aber, der ebenfalls auf eigene Faust Politik gemacht hatte, wurde von den Boern verräterischerweise überfallen und niedergeschossen. Die holländischen Ansiedler führten damals, gegen die englische Kapregierung tief erbittert, den Krieg gegen die Eingeborenen auf eigene Hand und auf oft grausame Weise. Die von England verfügte Abschaffung der Sklaverei, die ungewohnte Bevormundung, die Aufstellung eines Hottentotten-Regimentes und andere Maßregeln hatten die meisten Ansiedler holländischer Abkunft so aufgebracht, daß sie in einer Kolonie mit so verrückter Regierung überhaupt nicht mehr zu leben wünschten und in ganzen Scharen ostwärts und nordwärts wanderten. Dabei gab es natürlich neue Kämpfe mit den Eingeborenen. Die Boern vertrieben den Stamm der Zlambi, nahmen ihnen ihre Herden fort und nötigten sie, über den Großen Fischfluß zu fliehen. Das sahen natürlich die hier sitzenden Xosa als einen Einbruch in ihre Rechte an und übten nun wieder Vergeltung an benachbarten, vielleicht ganz unschuldigen Ansiedlern.

So wurde ein neuer Xosakrieg entzündet. Im Jahre 1812 rückte Gaika mit 20000 Kriegern über den Fischfluß, aber die Boern, diesmal verstärkt durch englische Truppen und durch ein ausgebildetes Hottentotten-Regiment, schlugen ihn vollständig aufs Haupt und nötigten seine Armee zu kopfloser Flucht. Aber auch diesmal begnügten sich die Weißen damit, ihre Feinde hinter den Fischfluß zurückgeworfen zu haben, an eine regelrechte Eroberung des Landes und endgültige Beseitigung der Kafferngefahr dachte noch immer niemand. Dazu waren weit empfindlichere Lehren notwendig.

Im Xosastaat hatte sich inzwischen ein neuer Bürgerkrieg erhoben. Gaika war nach dem Mißlingen seines letzten Angriffs auf die Weißen mehr und mehr von seiner früheren Stellung eines tüchtigen und in seiner Art ehrlichen Herrschers herabgesunken. In dem Glauben, von den Weißen überhaupt nichts befürchten zu dürfen, vor Sambeh aber seit dessen Vertreibung durch die Boern ganz sicher zu sein, außerdem langsam verroht durch viele Jahre des Krieges und innerer Kämpfe, ergab er sich jetzt dem Trunke und der Ausschweifung und ließ sich die Zügel der Regierung entgleiten. Darauf hatte Sambeh nur gewartet: mit Hilfe eines im Lande umherziehenden Propheten, namens Makana, hetzte er die Bewohner des Landes auf, ließ sich selbst als den kommenden Retter Xosa verkünden und rückte endlich, umgeben von einem großen ng, ohne Schwertstreich in die Hauptstadt ein. Gaika floh

mit seinen Getreuen bis zum Fischfluß und wartete nun auf eine Gelegenheit, sich des Thrones wieder zu bemächtigen. Seine Zeit schien gekommen, als 1818 Sambeh durch zahlreiche Grenzüberschreitungen und Raubzüge in das von den Weißen besetzte Gebiet einen neuen Feldzug der Engländer gegen sich heraufbeschwor. Lord Sommerset, seit 1814 Statthalter am Kap, sandte den Oberst Brereton an die Grenze, um endlich Frieden zu stiften. Der Oberst erhielt den Befehl, Sambeh als Aufrührer zu bestrafen und Gaika wieder einzusetzen. Brereton vereinigte sich mit der Schar Gaikas und schlug den heranrückenden Sambeh in der Tat, aber die mit ihm verbündeten Kaffern verübten alsbald auf dem Schlachtfelde so entsetzliche Bestialitäten an ihren gefallenen und verwundeten Feinden, daß sich die englische Truppe schaudernd zurückzog und die Kaffern ihre Sache allein ausfechten ließ. Damit kehrte sich das Verhältnis der Streitmächte alsbald wieder um, der eben geschlagene Sambeh rückte aufs neue vor, warf Gaika mit seiner Handvoll Krieger zurück und machte, den Rückzug der Engländer als Schwäche auslegend, einen energischen Vorstoß über den Fischfluß. Er schloß das kurz zuvor gegründete Grahamstown ein, begann eine regelrechte Belagerung und verwüstete aufs neue die zwischen dem Sonntags- und Fischfluß entstandenen Farmen. Ein neuer Feldzug und neues Blutvergießen ward erforderlich, um die Xosa nur wieder in ihre Grenzen zurückzuwerfen, und auch diesmal war die Kapregierung wieder zu schwach, ein Ende zu machen, indem sie ganz Xosaland anektierte.

Immerhin hatten die letzten großen Niederlagen die Kaffern auf einige Zeit zur Ruhe gebracht. Sambeh sowohl wie der mit seinen Anhängern nach Westen gedrängte Gaika starben zu Beginn der zwanziger Jahre. Einzelne Xosahorden wanderten nach Nordwesten aus und gelangten bis an den mittleren Oranjefluß. Der Rest war durch die Aderlässe der letzten Kriege so geschwächt und außerdem mit der Abwehr unruhiger Nachbarstämme, der Fecane, Fingos und anderer wandernder Volkstrümmer zu sehr beschäftigt, um abermals ihre Westgrenzen zu überschreiten.

Erst 1834 hören wir von neuen ernsten Unruhen. Nach langem Streit mit der Kapregierung, die von einer Besiedlung der Gebiete am Fischfluß aus Furcht vor neuen Unruhen nichts wissen wollte, hatten sich endlich doch wieder vereinzelte Farmer in der Umgegend der Algoabai ansässig gemacht und durch ihre Viehherden die Raubgier der Kaffern wieder geweckt. Die Ansiedler, gegen das Vorgehen des Gouverneurs mißtrauisch geworden, suchten sich der

Schwarzen wie früher durch Selbsthilfe zu entledigen, und so entspann sich ein hartnäckiger Grenzerkrieg. Als aber 1834 der damalige Häuptling Hintsa, wahrscheinlich ein Sohn Sambehs, mit 2000 Mann den Fischfluß überschritt, mußte man doch die Hilfe des Gouvernements anrufen. Der Oberst Harry Smith rückte aus, der Statthalter selbst begleitete ihn. Man war entschlossen, diesmal die Xosa endgültig niederzuwerfen, denn diese aufsässigen, von einem unbändigen Selbstvertrauen erfüllten Kaffern drohten eine Gefahr für die ganze Kolonie zu werden. Es ging allerdings nicht so schnell mit der Unterwerfung, als man geglaubt hatte. Die Kaffern hatten allmählich Respekt vor der Feuerwaffe bekommen und eingesehen, daß ihre alte Kampfesart, geschlossenes Draufgehen und Niedermachen des Feindes, gegenüber den Weißen nicht immer zum Erfolg führte. Sie ließen sich auch nicht mehr so leicht wie früher in Fallen locken. In den holländischen Xosakriegen hatten die Kaffern einst eine Abteilung Boern von allen Seiten umringt, und bei einem plötzlichen Angriff wäre wohl kaum ein Mann entronnen, die Schußwaffen mußten in dem drohenden Nahkampf mit der Ueberzahl bald versagen. Während aber die Kaffern noch auf den günstigen Augenblick zum Angriff warteten, ließ der holländische Anführer schnell allen Tabak unter seinen Leuten sammeln und warf ihn vor der Front nieder, mit der Aufforderung an die Kaffern, Freundschaft zu schließen und den Tabak aufzulesen. Wirklich stürzten sich Hunderte von Kriegern begierig auf diesen für die Kaffern höchsten aller irdischen Genüsse. Im nächsten Augenblick krachten über ihnen die Salven der Weißen und mähten sie hinweg.

Auf solche Fallen ließen sich aber die Xosa jetzt nicht mehr ein. Sie wichen im Gegenteil vorsichtig allen offenen Gefechten aus und führten einen langwierigen, auch für ihre Gegner blutigen und verlustreichen Buschkrieg. Die Engländer ermüdeten aber diesmal nicht, sondern rieben nach und nach die Xosa so weit auf, daß Hintsa endlich an seinem Erfolg verzweifelte und seine Unterwerfung anbot. Der Gouverneur dachte jetzt die Kaffernfrage endgültig zu erledigen. Hintsa mußte die Herrschaft an seinen Sohn Kreli abtreten, dieser aber hinter den Keiskama-River zurückweichen. Das Land zwischen Keiskama und Kei wurde zur englischen Kolonie, die hier wohnenden Kaffern aber als britische Untertanen erklärt. Diejenigen Xosa, die sich hierin nicht fügen wollten, wurden noch hinter den Kei-River verwiesen. Um sich noch besser gegen die unbändigen Gesellen zu schützen, siedelte d'Urban zwischen dem Großen Fischfluß und

Keiskama 18 000 Fingos an, einen wandernden Stamm von heimatlosen Bantumischlingen, und gab ihnen 22 000 Rinder, die die Xosa als Kriegsentschädigung zahlen mußten.

Diese verständige Lösung der Frage, die die Kolonie auf Jahrzehnte von den Kaffern befreit haben würde, sollte merkwürdigerweise in England auf den heftigsten Widerstand stoßen. Hier war eben jetzt eine durchaus kolonialfeindliche Richtung ans Ruder gelangt, die sogar daran dachte, Indien preiszugeben und sich aller auswärtigen Besitzungen, deren Aufrechterhaltung vom Mutterlande so viele Opfer verlangte, zu entledigen. Die unter den Xosa angesiedelten Missionare ließen es sich angelegen sein, ihre Zöglinge als die harmlosesten Naturkinder, die Ansiedler aber als Barbaren und Unterdrücker zu schildern und auf ihr Schuldkonto alles Blutvergießen zu wälzen. Wohl mochte auch hierin ein Fünkchen Wahrheit sein, denn oft genug waren wohl in der Tat auch die Kaffern durch grausame Angriffe der Weißen, besonders aber der holländischen Boern, gereizt, die sich durchaus nicht daran gewöhnen wollten, in den Farbigen auch Menschen zu sehen. Aber politisch ganz verkehrt war doch das jetzt in England erhobene Verlangen, den letzten Kaffernkrieg für einen ungerechten zu erklären und den Siegespreis, das Land zwischen Kei und Fischfluß, an die Schwarzen zurückzugeben. Der Gouverneur legte sofort entschiedenen Protest gegen diese Maßregel ein und sagte mit aller Bestimmtheit voraus, daß sie der Beginn eines neuen Kaffernkrieges sein und endloses Elend heraufbeschwören würde. Aber d'Urban erreichte durch seine entschiedene Sprache, die noch dazu von den Kolonisten mit allem Nachdruck unterstützt wurde, nichts weiter als seine Abberufung.

Die von Furcht und Kleinmut eingegebene Maßregel, den Schwarzen die Frucht des letzten Sieges zurückzugeben, wurde in den nächsten Jahren wirklich durchgeführt. Ohne sich um die Proteste der Ansiedler zu kümmern, bestimmte das Kolonialministerium vom grünen Tisch her, daß die Grenze der Kolonie wie vor 1839 wieder der Fischfluß sein solle, die jenseits wohnenden Xosa aber nach wie vor als freies Volk anerkannt würden. Natürlich konnten letztere diese Bestimmung nur als von der Furcht eingegeben auslegen, auch sahen sie sich die gehaßten Fingos, die zwischen dem Fischfluß und Keiskama saßen, jetzt völlig ausgeliefert. Die Folgen waren neue Unruhen unter den Kaffern, Rachezüge gegen die Fingos und ein hochmütiges, aufbegehrendes Benehmen, wo sie mit weißen Ansiedlern zusammentrafen. Der Häuptling Kreli hätte vermutlich gern an der Kolonialregierung festgehalten, denn er bedurfte ihrer

Unterstützung jetzt nur allzu dringend, da vor kurzem ein neuer Bürkerkrieg ausgebrochen war. Sandilli, der Sohn Gaikas, war inzwischen großjährig geworden, hatte die mit Krelis mattherzigem Regiment unzufriedenen Xosa um sich geschart und riß, da England es jetzt ablehnte, sich einzumischen, wirklich die Gewalt an sich. Damit entstand der Kapkolonie eine größere Zuchtrute, als Sambeh und Gaika jemals gewesen. Schon 1846 brach aus geringfügigem Anlaß ein neuer Kaffernkrieg aus, blutiger als je ein früherer gewesen war.

Sandilli suchte einen allgemeinen Aufstand sämtlicher Kaffernstämme zu erregen, und es gelang ihm auch, die Slambi und



Sandilli, Häuptling der Xosakaffern.
(Nach Fritsch.)

Kuenga mit sich fortzureißen, mit denen er nun den Fischfluß überschritt, das ganze Gebiet um die Algoabai mit Mord und Verwüstung überzog und selbst größere englische Abteilungen in Gefahr brachte. Die Kapregierung bewaffnete die Fingos und einige andere Stämme, das ganze Land war erfüllt von Krieg, Brand und Raub, Um jede Farm wurde gekämpft, Weiber und Kinder nahmen die Büchse zur Hand, die Stadt Grahamstown wurde zum zweitenmal von den Kaffern belagert und geriet in die äußerste Gefahr. Der langwierige Krieg hatte England, als es endlich Sieger geblieben war, 60 Millionen Mark gekostet. Dann wurde das Land bis zum Kei als „Britisch-Caffraria“ wieder der Kolonie eingefügt, und man stand 1849 da, wo man 1839 schon gestanden hatte.

Sandilli dachte nicht daran, den Frieden zu halten. Er kämpfte jetzt um seine Herrschaft, denn die Kaffern, ihrer glorreichen Zeit unter seinem Vater sich erinnernd, wollten nur einen siegreichen Fürsten dulden. Schon 1850 brach er von neuem los, und der ganze Stamm der Xosa, die damals mehr als 100 000 Köpfe zählten, strömte ihm zu. Die Engländer hatten inzwischen mehrere befestigte Lager in Caffraria angelegt. Sandilli erstürmte unter furchtbaren Verlusten das Fort Armstrong und belagerte den Gouverneur Smith, der selbst zur Hilfe herbeigeeilt war, im Fort Cox. Alle Greuel der Plünderung und Verwüstung brachen von neuem wieder aus.

Der Guerillakrieg dauerte drei Jahre. Sorgfältig wichen die Kaffern, durch mehrere fürchterliche Niederlagen gewitzigt, dem Treffen im offenen Felde aus. „In den Ebenen abgefaßt," so sagte ein englischer Offizier, „rennen die Kaffern wie alte Stiefel." Aber um so hartnäckiger zögerten sie den Krieg im Busch hinaus, überfielen sie Farmen, vorgeschobene Posten, isolierte Forts und wichen beim Nahen stärkerer Abteilungen zurück in den nur ihnen zugänglichen Dschungelwald. Alle die unsäglichen Opfer, die der frühere Gouverneur d'Urban dem nachgiebigen Ministerium prophezeit, mußten nun doppelt und dreifach getragen werden. Im Jahre 1853 kam es zur vorübergehenden Waffenruhe, nicht durch Unterwerfung, sondern nur durch die einstweilige Erschöpfung der Kaffern. Sandilli hielt sich für unbesiegt und hätte jedenfalls, schon um diesen Glauben aufrecht zu erhalten, im nächsten Jahre den Kampf erneuert, wenn nicht ein merkwürdiges Zusammentreffen von Unverstand und Aberglauben, ein für die Kaffern fürchterlicher Zwischenfall, den Xosakrieg zu einem den Engländern unerwartet günstigen Ausgang geführt hätte.

Die Xosa waren durch das lange und unentschiedene Gemetzel, das doch den ersehnten Erfolg, die Weißen ganz ins Meer zu werfen, nicht gehabt hatte, sicherlich nicht weniger gedrückt als die Engländer. Mit dem blinden, den Kaffern eigenen Vertrauen auf die unsichtbaren Mächte harrten sie eines großen Zaubers, der ihnen Macht über die gehaßten Fremdlinge geben sollte. Da trat unter ihnen ein Seher auf, ein Fakir von asketischer, einsiedlerischer Lebensweise, wie sie zu allen Zeiten in das Geschick afrikanischer Fürsten und Völker eingegriffen haben, und verkündete ihnen eine Prophezeiung: Ihm sei ein Gesicht erschienen und habe ihm befohlen, alle Kaffern sollten ihre Rinder töten und ihr Korn vernichten. Dann würden die Geister der alten Xosahelden aus den Gräbern steigen und ihnen helfen, die Fingos und die Weißen zu

besiegen. — Wenn der Seher Umhlagoza ein von den Engländern bestochener Schurke war, so hätte er seinen Landsleuten keinen verderblicheren Rat erteilen können. Aber er handelte wahrscheinlich in gutem Glauben, als er diese wahnwitzige Prophezeiung verbreitete, und in gutem Glauben griffen die verblendeten Kaffern zum Messer und besiegelten durch das Abschlachten von 200 000 Rindern den Untergang ihres Volkes. Das vornehmste Lebensmittel aller Kaffernstämme ist die Milch ihrer Rinder. Fleisch essen sie zwar gerne, pflegen aber fast nie sich von einem Stück Vieh zu trennen, um sich diesen Genuß zu verschaffen. Jetzt beraubten sie sich in religiöser Verblendung aller Hilfsmittel zugleich. Die folgende Hungersnot ward noch verschärft durch Seuchen, die von den allenthalben verwesenden Kadavern ausgingen. In wenigen Jahren war die Blüte ihres Volkes vernichtet. Von 105 000 soll ihre Zahl sich auf 38 000 vermindert haben. Ihre Widerstandskraft gegen das englische Regiment war völlig gebrochen, es bedurfte nur geringer Mittel, sie zu entwaffnen und gänzlich zu unterwerfen. Der größte Teil ihres Landes wurde den Fingos überantwortet, die, stark vermehrt und meistens zum Christentum bekehrt, die östliche Grenzwache der südafrikanischen Kolonie bildeten. Die beiden Söhne Sandillis, Ganga und Sarili, wurden auf englischem Gebiet interniert, die Rolle der Xosa aber, die 75 Jahre lang der gefährlichste Feind der Kapkolonie gewesen waren, war endgültig ausgespielt. Noch einmal versuchten sie in den siebziger Jahren im Verein mit andern Kaffernvölkern das Waffenglück gegen die englische Herrschaft anzurufen, aber dieser letzte Aufstand wurde sehr rasch unterdrückt.

Das Reich des Tschaka.

Die Wildheit und Fremdenfeindlichkeit der Xosastämme hatte nicht verhindern können, daß sich rings um die Grenzen ihres Reiches, ja sogar im Norden davon vereinzelte furchtlose Ansiedler niederließen. Schon um 1820 waren vereinzelte Boernfamilien über den Oranje nordwärts gezogen, um sich in der Wildnis westlich von den Drakensbergen niederzulassen. In den dreißiger Jahren aber wanderten wohl 10 000 holländische Boern, die sich den Plackereien der englischen Herrschaft entziehen wollten, über den

Fluß, und viele von ihnen überstiegen auch die Pässe der Drakensberge, um sich in den fruchtbaren Küstenländern Weideplätze zu suchen. Ihre ersten Vorläufer wurden nämlich hier von den Eingeborenen, die mit Weißen noch gar keine Erfahrungen gemacht hatten, besser empfangen, als von den durch alte Reibungen erbitterten südlichen Kaffern. Indessen nach und nach sollte es auch hier zu Streitigkeiten und offenem Kampf kommen, wovon weiter unten erzählt werden soll.

Während die Xosa im südöstlichen Teile des Kaplandes ihre oben beschriebenen Kriege untereinander und mit den weißen Eindringlingen ausfochten, drängten hinter ihnen von Norden neue Kaffernstämme, vor allem die Zulus, in ungeordneten Wanderzügen heran. Es gab da kein großes, zu einem geschlossenen Vorgehen geeinigtes Volk, kein Ziel und keinen hervorragenden Führer; Räuber, Krieger oder Hirten, wie es eben die Umstände und Bedürfnisse mit sich brachten, so wogten die Massen auf dem Boden des heutigen Natal hin und her. Je nachdem einmal in einem Stamme ein Häuptling von hervorragenden Fähigkeiten erwuchs, erlangte er mehr oder weniger Einfluß auf die Nachbarstämme und zwang sie vorübergehend zur Unterwerfung oder Tributentrichtung. Einzelne flüchtige Zusammentreffen zwischen Zulus und holländischen Ansiedlern hatte es wohl schon am Ende des 17. Jahrhunderts gegeben, aber erst am Ende des 18. oder am Anfang des 19. Jahrhunderts begann dieser Zweig der großen Kaffernbevölkerung eine Rolle in der südafrikanischen Politik zu spielen. Senzagakomo war ihr erster dem Namen nach bekannt gewordener Häuptling. Er verstieß eines Tages eine seiner Frauen nebst ihrem Kinde, und beide irrten lange obdachlos umher, bis sie im benachbarten Stamme der Umtetwas, die damals zahlreicher und mächtiger als die Zulus waren, Aufnahme fand. Ueber die Umtetwas herrschte damals Dingiswayo, und als er hörte, daß sich in seinem Lande ein Sohn seines Nachbarfürsten Senzagakomo befand, ließ er Mutter und Kind alsbald an seinen Hof kommen und den Knaben sorgfältig behüten und erziehen.

Diese Fürsorge für die Vertriebenen entsprang keineswegs einem Gefühl des Mitleids, sondern der Umtetwafürst erfüllte damit nur eine unter seinesgleichen fast immer übliche politische Maßregel, die in ihren Absichten etwa den Verschwägerungen unter europäischen Dynastien entspricht. Dingiswayo hatte sich auch nicht verrechnet. Nicht lange Zeit nachher starb sein Nachbar, und bevor noch die Zulus Zeit hatten, sich über die Wiederbesetzung ihres

verwaisten Thrones zu einigen, nahm er denselben für den unmündigen Sohn des Königs in Anspruch und übernahm einstweilen als Vormund des früher Verstoßenen selbst die Regierung. Die Zulus, ohne Leitung und neben der Furcht vor den übermächtigen Nachbarn auch von der angeborenen Anhänglichkeit an Senzagakomos Geschlecht beeinflußt, unterwarfen sich dieser Entscheidung, und so wurde Dingiswayo König der vereinigten Zulu- und Umtetwa-Reiche. Sein Schützling und, da er selbst keine Söhne hatte, sein voraussichtlicher Nachfolger blieb der junge Tschaka, der sich unter den Augen des kriegserfahrenen Häuptlings selbst zu einem tüchtigen Soldaten und Führer ausbildete. Beständig in Fehde mit einem oder dem anderen seiner Nachbarn, hatte Dingiswayo Gelegenheit genug, seinen jungen Freund in das Kriegshandwerk einzuführen, und er tat es mit solchem Erfolg, daß Tschaka, als sein Pflegevater auf einem solchen Kriegszuge unvermutet den Tod fand, die vereinigten Scharen der Umtetwas und Zulus selbst in den Kampf und Sieg führte. Damit wurde er gleichsam über Nacht Herrscher beider Stämme, und seit dieser Zeit, um 1812 etwa, führte er rasch eine so glänzende Entwickelung des Zuluvolkes herauf, wie sie bisher noch kein Eingeborenenstamm des südlichen Afrika erlebt hatte.

Tschaka war ein Herrscher von unbeugsamer Energie und Entschlossenheit, gleichzeitig aber auch von furchtbarer Strenge und Herrschsucht, die neben sich im ganzen Bereiche der Kaffernstaaten keine andere Selbständigkeit mehr duldete. Mit eiserner Zucht und blutiger Strenge bildete er zunächst seine Krieger zu einer Disziplin heran, wie sie damals unter allen Völkern Südafrikas unerhört war. Der den Bantustämmen in ihrer Urheimat eigene Zug der Grausamkeit, der sich in Menschenopfern und unnötigem Blutvergießen äußerte, lebte in ihm wieder auf. Beim Tode seiner Mutter soll er Zehntausende von Opfern hingeschlachtet haben. Oft ließ er seine Truppen gegeneinander fechten und sich zerfleischen, um ihren Gehorsam zu erproben. Die alte Gefechtsweise der Zulus, die auf den langen Wurflanzen beruhte, verwarf er und führte den kurzen Stoßspeer oder Assagai als Waffe, den Nahkampf als Gefechtsart ein. Er bildete eine Schlachtordnung heraus, die dem Feinde rasch auf den Leib ging und durch vorgeschobene Seitenflügel ihn zu umklammern suchte. Für seine Krieger gab es nur eins, Sieg oder Tod. Wer auf der Flucht gesehen wurde, wer ohne seinen Schild aus der Schlacht kam, wer eine Wunde auf dem Rücken zeigte, verfiel dem Tode. Mit solchen Truppen überfiel

Tschaka in rascher Folge einen Nachbarstaat nach dem anderen, ihm zu widerstehen, war unmöglich, den Unterliegenden aber blieb nur die Wahl zwischen der Flucht in die weite Ferne oder bedingungsloser Unterwerfung. Im letzteren Fall hob Tschaka die waffenfähige Jugend der unterworfenen Stämme für seine Regimenter aus und brachte es mit der Zeit dahin, daß seine ganzen Kriegerscharen aus jungen Männern des kräftigsten Alters bestanden. Ihnen verbot er sogar das Heiraten, um beim Feldzuge keinen heimwärts gerichteten Gedanken in seinem Heere zu wissen. Erst nach einer Reihe von Kriegsjahren wurden sie als gediente Veteranen entlassen, durften Weiber nehmen und sich dem Ackerbau und der Viehzucht widmen.

Die Häuptlinge der geschlagenen Stämme ließ Tschaka entweder töten oder erwählte sie, wenn sie Hervorragendes im Kriege geleistet hatten, zu seinen eigenen Heerführern. So unterwarf er sich in weniger als zehn Jahren alles Land von der Delagoabai bis an den St. Johnsfluß, wo sein Reich an das der früher genannten Xosakaffern stieß. Freilich war nicht jeder fähig, die Despotie des gefürchteten Zulukönigs auf die Dauer zu ertragen. Einer der von ihm zersplitterten Volksstämme waren die Fingos, die er über den St. Johnsfluß warf, und denen wir früher als erbitterten Feinden der Xosastämme und sogar als Bundesgenossen der Engländer begegnet sind. Sie hatten sich wohl erst nach und nach aus verschiedenen flüchtigen Volksbestandteilen des heutigen Griqualandes zusammengeschweißt, und ihr Name Fingos bedeutet heimatlose Flüchtlinge. Wie diese und andere Volkssplitter nach Süden, so entwichen einzelne Stämme westlich über den Gebirgskamm, und in dem schönen Alpenlande, welches die Quellflüsse des Oranje River umgibt, setzte sich das aus solcher Flüchtlingen gebildete Volk der Basuto fest, welches unter tüchtigen Häuptlingen und von Hause aus von widerstandsfähiger Art nachmals einer der tatkräftigsten und ausdauerndsten Eingeborenenstämme von Südafrika werden sollte. Auch nach Norden, Nordosten und Nordwesten wichen vor dem eisernen Druck der Herrschaft Tschakas zahlreiche Stämme zurück, von denen z. B. die Gaza unter ihrem Häuptling Manikusa bis an den Sabi gelangten und hier in den dreißiger Jahren die Portugiesen aufs schwerste bedrohten. Auch einer der von Tschaka zu Feldherren gemachten Kaffernfürsten, namens Moselikatse, beschloß, nachdem er bereits mehrere Jahre unter ihm gedient und ihm verschiedene Schlachten gewonnen, sich dem eisernen Druck des Tyrannen zu entziehen und andere Landstriche

aufzusuchen. Er wiegelte insgeheim seine von Tschaka unterworfenen Stammesgenossen, die Matabele, auf, und im Dunkel der Nacht entwich er mit ihnen, wie man sagt, mit 20 000 Männern, Weibern und Kindern, über die Drakensberge gen Westen. Wir wollen die wunderbaren Schicksale und Wanderungen dieser Flüchtlinge, die später ein neues großes Reich errichten sollten, in einem besonderen Abschnitt erzählen und wenden uns hier zu Tschaka und seinen letzten Regierungsjahren zurück.

Etwa um das Jahr 1824 stand der junge Despot auf dem Gipfel seiner Macht, die schnell wie ein Meteor heraufgestiegen war und ebenso schnell ihr Ende finden sollte. Er gab jetzt einzelnen Weißen, die von der Seeseite oder nach Umgehung des gefürchteten Xosalandes über die Drakensberge einwanderten, die Erlaubnis, in seinem Lande zu wohnen, und gab dem ersten dieser Ansiedler, dem Engländer Fynn, den Titel eines „Häuptlings aller Weißen".

Im Jahre 1828 wurde Tschakas Leben ganz plötzlich durch einen jener Gewaltstreiche beendet, die in ähnlich despotischen Staaten stets an der Tagesordnung gewesen sind. Ein zweiter Sohn des ehemaligen Zuluherrschers Senzagakomo, namens Dingaan, ließ ihn, während er friedlich im Kraal saß und mit seinen Freunden plauderte, durch einen Unterhäuptling ermorden. Dingaan war der Mann, nicht nur durch einen Gewaltakt die Herrschaft an sich zu reißen, sondern sie auch zu behaupten. Er war eine Natur, wie gerade die Zulus sie als Herrscher gebrauchen konnten, gewalttätig, blutdürstig, vor keinem Verbrechen zurückbebend. Wo sein Bruder mit Ruten gezüchtigt hatte, peitschte er mit Skorpionen. Zuerst entledigte er sich der besten Freunde Tschakas, indem er sie zu einem Gastmahl lud und sie bei Tische in seinem Kraal ermorden ließ. Auf dieses Gerücht hin entflohen alle Weißen aus seinem Lande, sie retteten sich über den St. Johnsfluß in einen, bereits von Engländern besiedelten Teil des Xosareiches. Ihre Heerden mußten sie dabei im Stich lassen und zufrieden sein, vor den nachsetzenden Zulus das nackte Leben zu retten.

Aber Dingaan war mit diesen Gewalttätigkeiten gegen Weiße keineswegs einverstanden. Er verstand es, bald wieder Manneszucht und Ordnung im Lande herzustellen, und schon nach fünf Jahren waren die meisten früheren Ansiedler in die Umgegend der Natalbai zurückgekehrt. Erst als sie mehr und mehr Zuzug von neuen englischen und holländischen Ansiedlern erhielten, begann er doch bedenklich zu werden und sann auf Mittel, sich der Weißen, die in den südlichen Teilen des Kaplandes bereits völlig Herren

über die eingeborene Bevölkerung geworden waren, mit einem Schlage zu entledigen.

Eben in dieser Zeit, etwa um 1835, zogen unter der Führung von Uys und Maritz zahlreiche Boern von Westen ins Land. Dieselben waren durch die Verwaltungsmaßregeln der britischen Kolonialregierung, die sich mit ihren Auffassungen und Gewohnheiten in der Behandlung der Eingeborenen nicht gut vertrugen, über den Oranjefluß getrieben worden. Es war dies der sog. „große Treck", der zur Gründung der ersten Boernkolonien am unteren Vaal führte und von dem später bei der Geschichte der Matabele eingehender die Rede sein wird. Kleinere Trupps dieser Auswandererschar kamen jetzt über die Päße der Drakensberge in die fruchtbaren Weideländer von Natal herabgestiegen. Von den älteren Ansiedlern mit offenen Armen aufgenommen, da man jede Flinte als einen Schutz gegen etwaige böse Absichten der Zulu betrachtete, sandten sie einige Männer unter dem Boern Pieter Retief zu Dingaan, um Land von ihm zur Ansiedlung zu erbitten. Der König wies ihnen gewisse Distrikte an, knüpfte aber daran die Bedingung, daß die Boern mit ihren Feuerwaffen einen Zug gegen die Makatees unternähmen, die seinen Untertanen eine größere Anzahl Rinder gestohlen hätten. Pieter Retief zog in der Tat mit 70 Begleitern gegen den Häuptling Sikougella, schlug ihn und erbeutete 700 Rinder und 60 Pferde. Hatte nun Dingaan gehofft, daß die Boern bei diesem Zuge ohne sein Zutun unterlägen, faßte er erst bei ihrer Rückkehr Verdacht gegen sie, oder hatte er in Erfahrung gebracht, daß sie mehr Beute, als sie ihm gebracht, für sich selber zurückbehalten, genug, er beschloß, sie nicht lebend von seinem Hofe zu entlassen. Er lud die Weißen, als sie ihm die gemachte Beute zuführten, zu einem Festschmause in sein Lager, und während die Arglosen nach der Mahlzeit fröhlich beim Trunke saßen, ließ er aufgestellte Zuluwachen über sie herfallen und alle 70 bis auf den letzten Mann niedermachen.

Seit dieser Zeit blieb Dingaan der unversöhnliche Feind aller Weißen. Sofort nach dem Massenmord von Umgungunhlova brachen seine Scharen mit vernichtender Gewalt über die Ansiedler Natals herein. Im Lager von „Weenen" wurde eine große Anzahl holländischer Treckboern mit Weib und Kind überfallen und abgeschlachtet, und erst im Süden von Natal fanden die schwarzen Horden ihre Gegner gerüstet und stießen auf erbitterten Widerstand. Die englischen Ansiedler bewaffneten ihre eingeborenen Diener und brachen gegen Dingaan auf, aber der gewandte Kaffernhäuptling

überraschte auch diese Truppe und ließ 700 Eingeborene nebst zahlreichen Weißen über die Klinge springen. Unaufhörlich kam den europäischen Ansiedlern Zuzug. Vierhundert Boern kam von neuem aus der Oranjekolonie über die Drakensberge und griffen, mit ihren im Zululande noch übrig gebliebenen Landsleuten vereinigt, sogar das Hauptlager der Zulu, den Kraal von Umgungunhlova, an. Aber auch diesmal blieb Dingaan Sieger. Er brach beizeiten aus, umzingelte die Angreifer und überfiel sie dann mit seinen eigenen Scharen unter solchem Aufgebot von Todesverachtung und Kühnheit, daß trotz der großen Verluste der Zulus doch mehr als die Hälfte der Weißen auf dem Felde blieb, bevor der erste erbitterte Angriff der Zulus zurückgeschlagen war. Der Rest der Boern verschanzte sich und wurde durch nachrückende Truppen befreit.

Unter fortwährenden Scharmützeln gelang es allmählich doch, die Kaffern nördlich über den Tugelafluß zurückzudrängen, der jetzt der Grenzstrom zwischen der von den Boern gegründeten Republik Natal und dem Zulureiche blieb. Ja im Dezember 1838 überschritten Andries Prätorius und Karl Landmann mit 460 Mann den Tugela und schlugen in einem furchtbar blutigen Treffen ein Zuluheer von 12000 Mann aufs Haupt. Dingaan soll hier, in der Schlacht am Umchlatoos, 3000 Mann auf dem Platze gelassen haben. Damit war gleichzeitig der Ruf seiner Waffen und seine Macht vernichtet. Sein Hauptkraal ward niedergebrannt, die Boern zogen mit einer Beute von 6000 Rindern ab, und Dingaan irrte als Flüchtling in seinem Lande umher. Damals wäre es nicht schwer gewesen, die Macht und Selbständigkeit dieses Zulustaates gänzlich zu zerbrechen, da aber die Bewohner von Natal, die alsbald in Streit mit den Engländern gerieten, und das schon 1842 von der Kapkolonie annektiert wurde, jenseits des Tugela die Dinge gehen ließen, so entwickelte sich das Reich der Zulu nochmals zu einer Blüte, die erst 40 Jahre später endgültig gebrochen werden sollte.

Um die Zeit, als Dingaan auf der Höhe seiner Macht stand, lebte im Süden von Natal ein Bruder von ihm, namens Panda, als Vertriebener im Exil. Als nun der vormals so mächtige König die eben erwähnte Niederlage erlitten hatte, tauchte in Pandas Seele die Hoffnung auf, daß es auch ihm vielleicht noch beschieden sein könne, den Thron des Zululandes zu besteigen. Er war keine Gewaltnatur wie seine Brüder Tschaka und Dingaan; des letzteren Schicksal hatte ihm überdies gezeigt, daß gegen die Weißen zu regieren auch für den bestgerüsteten Herrscher immer eine zweifelhafte Sache bleiben würde. Er beschloß also, es mit den Ansiedlern, mit

Hilfe der Weißen zu versuchen und benutzte dazu die erste sich bietende Gelegenheit. Er wußte, daß er im Zululande noch eine große Zahl von Anhängern besaß, und erbot sich, als Dingaan nach einiger Zeit nochmals an der Spitze einer größeren Abteilung erschien, zu einem Bündnis mit den weißen Ansiedlern. Wirklich zogen zu Beginn des Jahres 1840 400 berittene Boern unter ihrem Anführer Prätorius und mit ihnen 4000 Kaffern unter Panda gegen den immer noch gefürchteten Dingaan zu Felde. Der einst so mächtige Usurpator wurde völlig geschlagen und floh nach Norden, wo er kurze Zeit als Flüchtling umherirrte, dann aber von den Eingeborenen in der Nähe der Delagoabai, die er einst mit bewaffneter Hand unterworfen und bei denen er jetzt als Schutzsuchender erschien, ermordet wurde.

Das war das Ende des größten Tyrannen, den die Zulus bis dahin gehabt hatten. Denn genau so falsch, so gewalttätig und blutdürstig, wie wir Dingaan den Weißen gegenüber kennen gelernt haben, war er stets auch seinem eigenen Volk gegenüber. Es war ihm nie darauf angekommen, Hunderte um eines leichten Verdachtes willen abschlachten zu lassen, Schuldlose, die im Kampfe nur einer Uebermacht gewichen waren, als Feiglinge hinzumorden, seine Untertanen durch unsinnige Befehle blindlings in den Tod hetzen. Und die Zulus, die sich nun einmal unter der blutigsten Tyrannei am wohlsten zu fühlen schienen, hatten dieses Joch ohne Murren getragen, solange der Tyrann zugleich der Sieger im Kampfe blieb.

Am 14. Februar 1840 bestieg Panda als schon bejahrter Mann den Thron der Zulus, d. h. er wurde zum König über den Teil des ehemaligen Zulureiches ernannt, der nördlich von dem damals gegründeten Staate Natal übrig blieb. Der Tugela bildete die Grenze beider Staaten. Panda bewies, daß man die Kaffern recht wohl auch ohne Greuel und Blutvergießen beherrschen konnte. Er belohnte die Weißen, die ihm zum Thron verholfen, mit 36 000 Rindern, die er den Anhängern des unterlegenen Königs abnahm, suchte dann aber nach Möglichkeit zu vermitteln und führte 16 Jahre lang ein stilles, segensvolles Regiment, das nicht wenig zur Wiedererstarkung des furchtbar entvölkerten Landes beitrug. Leider erwachte dann der alte Bruderzwist, der mit soviel Blut gelöscht schien, unter den Söhnen Pandas zu neuer Heftigkeit. Gegen den älteren und erbberechtigten Ketschwayo empörte sich bereits zu Lebzeiten des Vaters der jüngere Sohn Umbolazi. Lange versuchte Panda zwischen den feindlichen Brüdern zu vermitteln, aber als Umbolazi mit einer Heeresmacht, die er wahrscheinlich zum größten

Teil unter den in Natal lebenden Zulus geworben, heranrückte, zog ihm Ketschwayo im Dezember 1856 entgegen, und nördlich vom Tugela, wo vorher und nachher so viele verhängnisvolle Schlachten ausgefochten worden sind, kam es auch diesmal zum Kampfe. Ketschwayo, der mit drei großen Heerhaufen weitaus der Stärkere war, blieb Sieger. Umbolazi selbst fiel in der Schlacht. Tausende seiner Anhänger wurden niedergemacht oder in den reißenden Strom geworfen, in welchem sie untergingen oder von Krokodilen zerrissen wurden.

Ketschwayo war nun unbestritten der Herr des Landes, wenn auch sein Vater dem Namen nach König blieb. Auch er regierte mit einer gewissen Mäßigung, solange ihm noch der hochbetagte Panda zur Seite stand, den die Zulus den „Kopf des Landes" nannten. Das Reich wurde damals von Reisenden, Kaufleuten und Missionaren häufig besucht, und jeder Fremde, der nicht gegen die Gesetze des Landes verstieß, war damals vollkommen sicher aufgehoben. So erzählt z. B. Mohr in der Schilderung seiner berühmten Reise zu den Sambesifällen:

Ein Fremder, der das Zululand bereist in Friedenszeiten, wo der Herrscher in seiner Hauptstadt, umgeben von seinen Indunas, regiert, ist, wenn er die Gebräuche des Landes beobachtet, hier seines Lebens und Eigentums so sicher wie in den bestregierten Ländern Europas. Als ich 1866, zur Zeit, als Panda König war, im Zululande jagte, stand bei Makameny Kraal mein Wagen, angefüllt mit allerlei Sachen, ohne jeden Schutz sechs Wochen, und mir ist kein Nagel gestohlen worden. Drei Jahre später im Matabelelande stahl das gemeine Volk, aber damals war kein König da, und das sagt eben alles. — Wenn man reist, muß man dem Herrscher, dessen Land man gerade durchzieht, ein Geschenk senden und durch Boten seine Ankunft melden. Es ist dabei dem Fürsten nicht sowohl um die Gabe, als um die Ehre zu tun, von Weißen beschenkt zu werden, er schickt auch fast immer ein Gegengeschenk ins Lager. Wer Elefanten schießen will, muß in Gewehren usw. bezahlen; dafür kann er eine Saison von Mai bis Oktober jagen. Der König weist ihm einen Distrikt an, in welchem ihm kein anderer Konkurrenz machen darf, und gibt ihm die Erlaubnis mit den Worten: „Die Elefanten warten auf Dich!" Er stellt den Weißen auch Führer und Träger, deren Lohn in Decken und Glasperlen vorher vereinbart, aber nachträglich ausgezahlt wird. Einen Kontraktbruch, wie er bei anderen Stämmen nicht selten war, hielt Mohr nach seinen Erfahrungen bei den Zulus für völlig ausgeschlossen.

Diese friedlichen Zustände sollten leider nicht von Dauer sein. Ketschwayo gehörte, wenn er sich auch unter dem Einfluß seines Vaters nicht gerade im ungünstigen Licht zeigte und namentlich mit England oder besser mit Natal Frieden hielt, doch im Innersten zu den blutigen Despoten vom Schlage Tschakas und Dingaans. Im Süden hielten der Tugela und die erprobten Gewehre der Natalboern seine Ausdehnungsgelüste in Schach. Im Norden bändigte seine Herrschbegier das gebirgige, unzugängliche Swasiland, dessen kriegerische Bewohner schon seit den fünfziger Jahren den Weißen, besonders den holländischen Boern aus dem Transvaal ihre Grenzen geöffnet hielten und sogar die Transvaaler öfters gegen die Einfälle der Zulu unterstützten. Im Nordwesten von Ketschwayos Reich, wo das damals noch dünn besiedelte Transvaal angrenzte, war nämlich der Punkt, wo die Expansionsgelüste der Zulus ihren einzigen Ausweg fanden. Der fast unabhängige Unterhäuptling Secucuni trieb hier eine Raubpolitik auf eigene Faust, in welcher ihn Ketschwayo zwar nicht unterstützte, aber auch nicht hinderte. Im Gegenteil begann er, sobald sein Vater im Jahre 1872 gestorben war, im ganzen Zululande die frühere straffe Militärdespotie wieder einzuführen, das stehende Heer, welches unter Panda kaum noch Bedeutung gehabt hatte, von neuem zu organisieren und eine sehr selbstbewußte Haltung gegenüber Natal einzunehmen. Seit mehr als 20 Jahren war bei den Zulu eine freundliche Stellung mit England so traditionell gewesen, wie bei den Swasi eine solche zu Transvaal, jetzt aber bemerkten die englischen Agenten mit Befremden, daß Ketschwayo es darauf ankommen ließ, wie sich die Weißen zu ihm stellten. Er hatte sein Heer auf die Höhe von 40000 Mann gebracht und führte die unmenschlichen Manöver früherer Zeiten wieder ein, bei denen die Zuluregimenter im Frieden untereinander kämpfen und sich auf Befehl gegenseitig abschlachten mußten. Wie es in seinem Reiche um 1875 etwa aussah, schildert mit kurzen Worten der landeskundige Holub: „In keinem Eingeborenenlande Südafrikas, schrieb er, ist eine solche Roheit und Unmenschlichkeit, ist eine solche Barbarei zu beobachten, eine solche tierische Wut manifestiert, wie in Ketschwayos Lande. Ja wir sehen, daß der regierende Stamm, die Zulus selbst, auf die furchtbarste Weise von ihren Tyrannen mißhandelt werden, daß sie ebenso sklavisch wie die Unterworfenen den Befehlen des Tyrannen sich unterwerfen und ihre Mitmenschen abschlachten, um vielleicht selbst bald darauf abgewürgt zu werden."

Vorläufig allerdings wagte Ketschwayo gegen Natal und die

mächtige Kapkolonie noch nichts zu unternehmen. Aber um so mehr hatten die Boern unter den Zuluhorden Secocunis zu leiden, der im Jahre 1876 mit verheerender Macht über die östliche Hälfte des Transvaal hereinbrach. Die Engländer verhandelten [illegible] mit Secocuni, mit Ketschwayo und den Swasi, sie versprachen ihnen goldene Berge, weitreichende Unabhängigkeit, alle erdenklichen Zugeständnisse, und erklärten inzwischen gleichsam in der Nacht die Annexion von Transvaal, weil diese Bauernrepublik durch ihre unausgesetzten Streitigkeiten mit den angrenzenden Eingeborenenländern das gesamte Staatswesen von Südafrika beunruhige und offenbar nicht imstande sei, aus eigener Kraft mit den Zulus und Betschuanen fertig zu werden. Die überraschten und damals wirklich unter einer unfähigen Leitung stehenden Transvaaler mußten sich einstweilen diesem Gewaltakt fügen: erst 1881 gelang es dem berühmten Dreigestirn Krüger, Joubert, Pretorius, dem Transvaal die Unabhängigkeit wieder zu erkämpfen.

Die Engländer sollten sich allerdings ihres unblutigen Sieges nicht lange freuen. Schon 1877 brach ein neuer Kaffernkrieg aus, an welchem sich alle mühsam beruhigten und dann durch nicht gehaltene Versprechungen aufgereizten Stämme im Umkreise Natals und Transvaals beteiligten. Die Reste der Xosa unter Kreli und Sandilli, die Pondo und Tembu, die Basuto und Betschuanen, alle scheinbar seit Jahren friedlich gewordenen Stämme erhoben sich plötzlich noch einmal in der Hoffnung, gemeinsam die Macht der Weißen zu brechen, von denen sie nunmehr erfahren hatten, daß sie nicht einmal untereinander Frieden halten konnten. Aber der Kaffernaufstand scheiterte an dem gleichen Fehler. Die Hauptperson, Ketschwayo, saß untätig und grollend zu Hause. Der gefürchtete Kaffernkönig, dessen 40000 Krieger der ganzen Sache allein Aussicht auf Erfolg verliehen hätten, hatte seine Mitwirkung aus Eifersucht versagt, weil ihm der geforderte Oberbefehl über alle Stämme verweigert worden war. Ja er lag inzwischen mit den Engländern in Unterhandlung, hoffte vielleicht auf friedlichem Wege von ihnen größere Zugeständnisse zu erlangen und sah sich endlich am meisten betrogen. Die von ihm verlassenen Stämme wurden durch die englischen Regimenter der Reihe nach niedergeworfen, und dann sah sich plötzlich Ketschwayo dem Sieger allein gegenüber.

Freilich auch in seiner Vereinzelung war er noch ein viel gefährlicherer Gegner, als man es sich träumen ließ. Die Engländer, die mit Xosas, Basutos und Boern fertig geworden waren, gingen jetzt dem schwersten Kampfe südlich vom Sambesi entgegen.

Holub, der die Zulu aus eigener Kenntnis und den Erfahrungen seiner alten südafrikanischen Freunde wohl kannte, warnte schon lange vor dem Ausbruch des letzten Entscheidungskampfes in Briefen und Zeitungsberichten vor ihrer anwachsenden Macht. Er bezeichnete längst die Zulufrage als die schwerste Gewitterwolke, die je über dem Himmel Südafrikas gehangen. „Wäre nicht das südliche Zulureich, schrieb er u. a., seit Jahren und Dezennien von allen Seiten straff umspannt worden, es hätte sich, wie das der Matabele, längst nach drei Seiten durch Raub und Mord ausgedehnt. Noch wird Ketschwayos Reich im Süden von Natal, im Westen vom Oranje-Freistaat und Transvaal, im Norden von den kriegerischen Amaswazies umsäumt und dadurch noch eine Zeitlang in Schach gehalten. Mit dem Anwachsen der Bevölkerung jedoch regte und bäumte sich das Zuluelement zusehends, so daß es schon seit Jahren an einen Kampf mit der weißen Rasse dachte. Die blutigen Manöver Ketschwayos bewiesen hinlänglich, was das Zuluvolk und sein Herrscher vorhatten."

Selbst wenn die Engländer das Vertrauen besessen hätten, mit den Zulus vorkommenden Falls fertig zu werden, ohne selbst den Krieg vom Zaun zu brechen, so blieb doch die Gefahr bestehen, daß eine Erhebung des Zulureiches mit einem Schlage alle südafrikanischen Stämme von neuem unter die Waffen rief.

Und diese Gefahr schien auch nach der Niederwerfung der Basuto, Xosa und Pondo nicht beseitigt, wenn man den Unterworfenen lange Zeit ließ, sich wieder zu erholen, und besonders, wenn man inzwischen die zunehmende Rücksichtslosigkeit und Anmaßung der Zulu noch länger ruhig mit ansah. Die Engländer jedoch, die die endgültige Niederwerfung Ketschwayos für ebenso leicht hielten wie den eben über seine Nachbarn erfochtenen Sieg, waren entschlossen, dies nicht zu tun, sondern den nächsten Grund zum Vorgehen gegen die Zulus zu benutzen. Als Ketschwayo bei mehreren Grenzverletzungen, die sich seine Untertanen zu Schulden kommen ließen, sich weigerte, die Uebeltäter auszuliefern, nahmen die englischen Kommissare eine drohende Sprache an. Sie forderten alsbaldige Ueberlassung eines strittigen Grenzstreifens, die Anerkennung der britischen Oberhoheit und die Auflösung des stehenden Heeres. Das war nicht mehr und nicht weniger als eine Kriegserklärung. Ketschwayo antwortete, er sei unabhängiger Herrscher so gut wie die Königin von England und gehorche niemandem. Die Engländer marschierten darauf in Zululand ein. Lord Chelmsford, der den Feldzug leitete, hatte fast 16000 Mann Kaptruppen zur Verfügung, hielt es aber in völliger Unkenntnis der feindlichen Streitkräfte für unnötig, die

Konzentration seiner Armee abzuwarten. Die Folge davon waren einige furchtbare Niederlagen. Bei den Isandula-Bergen wurde am 22. Januar 1879 eine englische Abteilung von 1400 Mann mit 60 Offizieren von den Zulus eingeschlossen und vollständig vernichtet. Andere Corps wurden von Natal abgeschnitten und in die äußerste Gefahr gebracht. In England wollte man die eintreffenden Schreckensbotschaften kaum verstehen. Endlich im Sommer stand eine neue Armee am Tugela und rückte unter Lord Chelmsford in Zululand ein. Auch jetzt noch errangen die Zulus, wo irgend ihre Feinde sich eine Nachlässigkeit zu Schulden kommen ließen, kleinere Vorteile; am 1. Juni fiel bei einem mißglückten Rekognoszierungsritt Prinz Napoleon. Aber einer geschlossenen Armee von 23000 Mann war Ketschwayo nicht gewachsen. Am 4. Juli wurde sein Hauptkraal Ulunde nach einer furchtbaren Niederlage der Zulus erstürmt, und nun wurde der Krieg zu einer Flucht der Kaffern und ihres Fürsten von Busch zu Busch, von Kraal zu Kraal, wobei ihnen die englische Reiterei unter rücksichtsloser Aufopferung der eigenen Kräfte unablässig auf den Fersen blieb. In einem Wäldchen am Schwarzen Umvalosi wurde Ketschwayo am 28. August 1879 umkreist und gefangen genommen. Die Engländer sandten ihn nach Kapstadt, wo er einige Jahre als Sicherheitspfand für den dauernden Frieden des Zululandes interniert blieb. Es dauerte noch einige Monate, bis die zerstreuten Zuluhorden auseinander getrieben und vor allem der Unterhäuptling Secucuni ebenfalls niedergeworfen und gefangen war. Dann begann in dem eroberten Gebiet die Friedensarbeit. Das Zululand wurde unter acht Häuptlinge verteilt, denen ein englischer Resident als oberste Instanz beigegeben wurde. Das Heer wurde aufgelöst und eine friedliche Verfassung eingeführt.

Aber es sollte hier noch nicht zum dauernden Frieden kommen. Zwei Jahre nach dem großen Zulukriege erfolgte der für England so unglückliche Befreiungskrieg des Transvaal. Die Boern, die das englische Joch so rasch abgeschüttelt hatten, begannen sich auch nach Zululand auszubreiten, wo inzwischen allerlei Fehden unter den Nachfolgern Ketschwayos ausgebrochen waren. England suchte die Boern in Schach zu halten, indem es Secucuni und bald darauf auch Ketschwayo in ihre alten Würden wieder einsetzte, aber damit war die Sache um nichts gebessert. Die derzeitigen Machthaber im Zululande wollten von den zurückkehrenden Fürsten nichts wissen. Secucuni wurde von den Häuptlingen Mampur und Mapah angegriffen und getötet, worauf die Boern in Erinnerung

alter Ansprüche an diesen nordwestlichen Teil des Zululandes beide Häuptlinge mit Krieg überzogen, den Mampur hängten und Mapah nach Pretoria führten. Ketschwayo, der 1882 einen Besuch in England gemacht hatte und nun, von der Unüberwindlichkeit der Königin überzeugt, als loyaler Untertan in sein Reich wieder eingesetzt wurde, fand dort keinen besseren Empfang als sein Freund Secucuni. Schon nach einem halben Jahr erhoben sich seine früheren Unterhäuptlinge gegen ihn, er mußte auf britisches Gebiet flüchten, und der einzige Stamm, der sich für ihn erklärte, wurde durch den aufsässigen Häuptling Usibepu aufgerieben. Ketschwayo starb 1884 in der Verbannung, sein Sohn Dinisulu aber fand, wieder ein Beweis für das ausgeprägte dynastische Gefühl der meisten afrikanischen Völker, bald darauf eine so starke Partei im Lande, daß er es wagen konnte, Usibepu den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Dinisulu gewann sogar in dem nun ausbrechenden Kriege die Oberhand, und zwar, sehr zum Aerger der Engländer, mit Hilfe der Boern, die nicht aufhörten, sich in die inneren Angelegenheiten von Zululand zu mischen. Ein Boerntreck von 400 Mann unter Lukas Meyer hielt sich damals im westlichen Teile des Landes auf; die Weißen stellten dem jungen Zulufürsten ihre unschätzbare Hilfe zur Verfügung und ließen sich, nachdem Usibepu besiegt war, einen Teil des Landes als Belohnung geben, wo sie alsbald die „neue Republik" unter Lukas Meyer als Präsidenten gründeten. So wurde nun Dinisulu wieder Herr des ganzen Landes, aber nur auf kurze Zeit. Die Engländer hatten das Vorgehen der Boern im nördlichen und westlichen Zululand längst mit Mißtrauen und Abneigung betrachtet, fühlten sich jedoch, da sie gleichzeitig in Betschuanaland stark beschäftigt waren, nicht sicher genug im Zulureiche, um ihnen offen entgegenzutreten. Als jedoch die „neue Republik" 1886 mit dem Transvaal vereinigt worden war und die Boern die Absicht bekundeten, sich nun auch noch der vorliegenden Gebiete bis zur Küste zu bemächtigen, trat England im Verein mit Portugal diesen Ansprüchen entgegen. England annektierte ganz Zululand und stellte es unter die Verwaltung von Natal; Portugal erneuerte seine alten Ansprüche an den Küstenstrich der Delagoabay, und Präsident Krüger, der keine Unterstützung in Europa fand, mußte sich fügen und froh sein, daß man ihm die von Joubert und Meyer eroberten Teile des westlichen Zululandes ließ.

Moselikatse und Lobengula, die Despoten von Maschonaland.

Unter den zahlreichen Zuluhäuptlingen in Natal, die der gewaltige Tschaka seit dem Jahre 1812 unterwarf, um sich aus ihren kleinen Einzelstaaten sein großes, über ein halbes Jahrhundert blühendes Reich zusammenzuschweißen, befand sich auch ein tapferer Held, namens Matschobane, der sich lieber unter den Trümmern seines kleinen Staates begraben lassen, als unter Tschakas Regiment dienen wollte. Dagegen geriet sein fast erwachsener Sohn Moselikatse in die Gewalt des Tyrannen, der ihn, wie es seine Gewohnheit mit allen gefangenen Jünglingen war, in eins seiner Regimenter steckte und zum Soldaten ausbilden ließ. Ja, Tschaka erkannte sehr bald, daß in dem jungen Häuptlingssohn ein Führer- und Feldherrntalent lag, und es dauerte nur wenige Jahre, bis er ihn zu einem seiner Kriegshäuptlinge gemacht hatte.

Als solcher gewann Moselikatse dem herrsch- und ländergierigen Despoten verschiedene Schlachten, sich selbst aber das Vertrauen und den Respekt seiner Kriegsschar, die seinen Anordnungen blind gehorchte und im Herzen mehr Zuneigung zu ihm als zu dem tyrannischen, blutgierigen Tschaka hegte. Hatte doch der letztere unter den von ihm unterworfenen Stämmen weit mehr Furcht als Neigung erweckt, und waren doch die blutigen Maßregeln, durch welche er seine Herrschaft aufrecht erhielt, nur zu geeignet, die Furcht in Erbitterung und Haß zu verwandeln. Es erinnert an die alte germanische Heldensage von Walther und Hildegund, die an Etzels Hofe als Geiseln aufwuchsen, wenn man von dem nächtlichen Entweichen der Häuptlingssöhne liest, die in dem Reiche Tschakas lebten, um endlich, seiner Gewalttaten müde, ihre Anhänger zu sammeln und in weiter Ferne ein neues Leben zu beginnen. So machte es um 1817 Moselikatse. Um ihn hatten sich die Reste seines väterlichen Stammes, der Matabele oder eigentlich Ama'ndebele, so viel davon das Schwert des Tyrannen noch übrig gelassen, mit Weib und Kind geschart. Um ihn scharten sich Tausende von Unzufriedenen, die, wie er, dem eisernen Druck einer unerträglichen Gewaltherrschaft zu entrinnen trachteten. Den Kern seiner Schar aber bildeten jedenfalls die Krieger, die er schon seit Jahren als Häuptling befehligte und die längst gewohnt waren, seinen Befehlen allein zu gehorchen. Die Geschichte weiß nichts Genaueres über die Einzelheiten dieses Auszuges zu berichten, die Tradition setzt die Zahl der Begleiter, mit denen Moselikatse endlich bei Nacht und Nebel über die Drakensberge entwich, auf 20000 fest, doch dürfte

diese Ziffer wohl bedeutend übertrieben sein. Immerhin ist es sicher, daß der flüchtige Häuptling von einem gewaltigen Heerhaufen begleitet war, und daß sein Auszug eine nachhaltige Schwächung des Zulureiches bedeutete.

Gewaltig war Tschakas Zorn, als er hörte, daß einer seiner Häuptlinge, auf den er wie auf Gold gerechnet, ihn heimlich verlassen. Wahrscheinlich ohne sich ein rechtes Bild von der Größe des entflohenen Heerhaufens zu machen, sandte er ihm in äußerster Eile eine Streitmacht nach, die Moselikatse ruhig erwartete. Er ordnete seinen Streithaufen, brachte die Frauen, Kinder und Greise hinter der Schlachtordnung in Sicherheit und rief seinen Kriegern zu, daß sie jetzt um ihr Leben, ihre Freiheit und ihr ganzes Zukunftsglück kämpften. Die Matabele, von dem Heldenmute ihres jungen Führers hingerissen, fochten wie Verzweifelte. Die sieggewohnten Zulu, deren bloßer Name sonst wie ein Gorgonenhaupt lähmende Furcht um sich verbreitete, stießen hier zum ersten Male auf einen Gegner, der sie mit ihrer eigenen Kampfesweise schlug und ihnen an Mut und Führung unbedingt überlegen war. Tschakas Armee erlitt eine vollständige Niederlage; die Chronik erzählt, daß die Hälfte seiner Krieger auf dem Platze geblieben, die andere Hälfte in wilder Flucht zurückgekehrt sei. Tschaka sann wohl auf Rache, wagte aber zunächst keinen zweiten Angriff. Ungehindert zog die Schar der Emigranten durch die Täler und Pässe der Drakensberge und fiel in die jenseitigen, von Betschuanas und älteren versprengten Kaffernstämmen bewohnten Gefilde ein.

Ohne Kampf war ihnen aber auch dies Gebiet nicht zugänglich. Die Betschuanen, welche damals zwischen Oranje und Vaalfluß wohnten, ließen sich allerdings leicht nach Westen verdrängen, aber außer ihnen waren es noch zahlreiche streitlustige und krieggewohnte Stämme, mit denen Moselikatse und sein Unterfeldherr N'Umbaze jahrelang zu ringen hatten, ehe es ihnen gelang, sich in den Magaliesbergen, zwischen Vaal- und Marico-River, ein neues Reich zu gründen. Zum Teil waren die Bewohner dieser Landstriche und der späteren Oranjekolonie selbst zersplitterte Zulustämme, die schon früher aus Tschakas Land entflohen waren, zum Teil waren es ältere, bei der großen Bantuwanderung sitzen gebliebene Kaffernvölker oder Mischlinge aus allerlei Volksstämmen, die die Zeit der Völkerwanderung durcheinander gewirbelt hatte. Während die Makololo unter ihrem Häuptling Sebituane vor dem Anprall der ihnen an Zahl weit überlegenen Matabele nach Norden auswanderten (vergl. über ihre weiteren Schicksale den

Abschnitt: „Sebituane, der Wanderer und Reichsgründer"), hielten die in den Bergen sitzenden Basutos und Griquas besser stand. Noch viele Jahre nach seinem Auszug aus Zululand lag Moselikatse mit diesen beiden Völkern in hartnäckigem Streit, ohne sie unterwerfen zu können. Die Griqua waren ein tüchtiges und kriegslustiges Völkchen, hervorgegangen aus der Vermischung der ersten holländischen Ansiedler mit Hottentottenfrauen, und später von den Kapboern über die Berge nach Norden getrieben. Die Basuto dagegen waren aus kleinen Kaffernstämme eben um diese Zeit unter der Leitung des tüchtigen und verschlagenen Häuptlings Moschesch zu einem starken Volke geworden, dessen Unterwerfung Moselikatse viele Jahre hindurch vergebens erstrebte.



Matabelekrieger.
(Nach Holub.)

Eine lange Zeit des Wanderns und Kriegführens hatte die Matabele verwildert und daran gewöhnt, ihren Lebensunterhalt mehr durch Plünderung als durch die friedliche Tätigkeit des Ackerbaues und der Viehzucht zu erwerben. Durch ihre Raubzüge, die sich hauptsächlich auf Rinderherden, das höchste Gut des Kaffern, richteten, blieben sie auch nach ihrer Niederlassung in den Magaliesbergen der Schrecken ihrer Nachbarn, die sich durch gelegentliche Überfälle zu rächen suchten. Moschesch befestigte gegen die Angriffe der Matabele seinen Hauptkraal Taba Bosigo, der zwischen unzugänglichen Bergen lag, und fand hier eine sichere Zuflucht für seine Leute und Herden, sobald er vor der Übermacht Moselikatses zurück-

weichen mußte. Andrerseits waren aber auch alle Angriffe auf die Matabele außer stande, sie aus ihren gewählten Wohnsitzen am Vaalflusse wieder zu vertreiben. Vergeblich zog der Griquafürst Berend-Berend, vergeblich Moschesch gegen sie zu Felde, vergeblich sandte auch Tschaka noch in den dreißiger Jahren Heerhaufen über die Drakensberge, Moselikatse schlug alle Angriffe siegreich zurück.

Da begannen die holländischen Boern, die mehr als hundert Jahre das Kapland gerodet, mit Hottentotten, Buschmännern und wilden Tieren gekämpft hatten und aller Hindernisse eines feindlichen Landes und seiner Bewohner Herr geworden waren, auch in die Gebiete nördlich vom Oranje einzuwandern. An zehntausend Seelen, mit Weib und Kind gerechnet, sollen sie, der englischen Herrschaft müde, in den Jahren 1834 bis 1836 den Fluß überschritten haben, um sich im Norden eine neue Heimat zu suchen, nachdem ihre Niederlassung im Xosalande infolge der kleinmütigen Politik der Engländer vereitelt war. Westlich von den Drakensbergen zogen sie, um den gefürchteten Kaffern auszuweichen, mit Vieh und Wagen, Kind und Kegel, ohne Straßen und Brücken langsam voran durch die Wildnis. Vor ihnen her zogen die Vortrekkers, rüstige, ledige Leute, die das Land von Raubtieren und feindlichen Stämmen zu säubern und die Wege auszuspüren hatten. Zwischen Vaal und Oranje stieß diese kleine Schar, kaum dreißig Mann stark, unerwartet auf die Heerhaufen der Matabele, die soeben auf dem Kriegspfad sich befanden. Unverzagt schlugen die Boern unter Gert Maries Führung am Fuße des Vechtkoop ihre Wagenburg auf, verstärkten sie durch einen Dornkraal und erwarteten den Ansturm der wilden Assagaischwinger. Weit über die Ebene dröhnte der Schlachtruf der Matabele, die zu Tausenden das kleine Lager der Weißen zu stürmen versuchten. Durch den dichten Kugelregen der Belagerten versuchten sie, reihenweis niedergestreckt, die Wagenburg zu stürmen. Aber drei Sturmversuche blieben vergeblich. Jedesmal brach sich der Angriff kurz vor dem Wall an den Salven der besonnenen und unerschrockenen Verteidiger. Von den Matabele blieben viele hundert auf dem Platz liegen, denn die Boern versandten keine Kugel vergeblich. Sie selbst dagegen verloren nur einen, durch einen geschleuderten Assagai getroffenen Mann. Die Matabele zogen, die Heerde der Vortrekkers mit sich treibend, nach Norden davon, um Verstärkungen von jenseits des Vaal zu holen, die Weißen aber kehrten zu ihren Freunden bei dem „großen Treck“ zurück. Alljährlich wurde seitdem der Tag dieses Gefechtes von den Transvaalboern als nationaler Festtag begangen. Aber nun hieß

mächtige Kapkolonie noch nichts zu unternehmen. Aber um so mehr hatten die Boern unter den Zuluhorden Secucunis zu leiden, der im Jahre 1876 mit verheerender Macht über die östliche Hälfte des Transvaal hereinbrach. Die Engländer verhandelten hinterrücks mit Secucuni, mit Ketschwayo und den Swasi, sie versprachen ihnen goldene Berge, weitreichende Unabhängigkeit, alle erdenkbaren Zugeständnisse, und erklärten inzwischen gleichsam in der Nacht die Annexion von Transvaal, weil diese Bauernrepublik durch ihre unausgesetzten Streitigkeiten mit den angrenzenden Eingeborenenländern das gesamte Staatswesen von Südafrika beunruhige und offenbar nicht imstande sei, aus eigener Kraft mit den Zulus und Betschuanen fertig zu werden. Die überraschten und damals wirklich unter einer unfähigen Leitung stehenden Transvaaler mußten sich einstweilen diesem Gewaltakt fügen; erst 1881 gelang es dem berühmten Dreigestirn Krüger, Joubert, Pretorius, dem Transvaal die Unabhängigkeit wieder zu erkämpfen.

Die Engländer sollten sich allerdings ihres unblutigen Sieges nicht lange freuen. Schon 1877 brach ein neuer Kaffernkrieg aus, an welchem sich alle mühsam beruhigten und dann durch nicht gehaltene Versprechungen aufgereizten Stämme im Umkreise Natals und Transvaals beteiligten. Die Reste der Xosa unter Kreli und Sandilli, die Pondo und Tembu, die Basuto und Betschuanen, alle scheinbar seit Jahren friedlich gewordenen Stämme erhoben sich plötzlich noch einmal in der Hoffnung, gemeinsam die Macht der Weißen zu brechen, von denen sie nunmehr erfahren hatten, daß sie nicht einmal untereinander Frieden halten konnten. Aber der Kaffernaufstand scheiterte an dem gleichen Fehler. Die Hauptperson, Ketschwayo, saß untätig und grollend zu Hause. Der gefürchtete Kaffernkönig, dessen 40000 Krieger der ganzen Sache allein Aussicht auf Erfolg verliehen hätten, hatte seine Mitwirkung aus Eifersucht versagt, weil ihm der geforderte Oberbefehl über alle Stämme verweigert worden war. Ja er lag inzwischen mit den Engländern in Unterhandlung, hoffte vielleicht auf friedlichem Wege von ihnen größere Zugeständnisse zu erlangen und sah sich endlich am meisten betrogen. Die von ihm verlassenen Stämme wurden durch die englischen Regimenter der Reihe nach niedergeworfen, und dann sah sich plötzlich Ketschwayo dem Sieger allein gegenüber.

Freilich auch in seiner Vereinzelung war er noch ein viel gefährlicherer Gegner, als man es sich träumen ließ. Die Engländer, die mit Xosas, Basutos und Boern fertig geworden waren, gingen jetzt dem schwersten Kampfe südlich vom Sambesi entgegen.

Holub, der die Zulu aus eigener Kenntnis und den Erfahrungen seiner alten südafrikanischen Freunde wohl kannte, warnte schon lange vor dem Ausbruch des letzten Entscheidungskampfes in Briefen und Zeitungsberichten vor ihrer anwachsenden Macht. Er bezeichnete längst die Zulufrage als die schwerste Gewitterwolke, die je über dem Himmel Südafrikas gehangen. „Wäre nicht das südliche Zulureich, schrieb er u. a., seit Jahren und Dezennien von allen Seiten straff umspannt worden, es hätte sich, wie das der Matabele, längst nach drei Seiten durch Raub und Mord ausgedehnt. Noch wird Ketschwayos Reich im Süden von Natal, im Westen vom Oranje-Freistaat und Transvaal, im Norden von den kriegerischen Amaswazies umsäumt und dadurch noch eine Zeitlang in Schach gehalten. Mit dem Anwachsen der Bevölkerung jedoch regte und bäumte sich das Zuluelement zusehends, so daß es schon seit Jahren an einen Kampf mit der weißen Rasse dachte. Die blutigen Manöver Ketschwayos bewiesen hinlänglich, was das Zuluvolk und sein Herrscher vorhatten."

Selbst wenn die Engländer das Vertrauen besessen hätten, mit den Zulus vorkommenden Falls fertig zu werden, ohne selbst den Krieg vom Zaun zu brechen, so blieb doch die Gefahr bestehen, daß eine Erhebung des Zulureiches mit einem Schlage alle südafrikanischen Stämme von neuem unter die Waffen rief.

Und diese Gefahr schien auch nach der Niederwerfung der Basuto, Xosa und Pondo nicht beseitigt, wenn man den Unterworfenen lange Zeit ließ, sich wieder zu erholen, und besonders, wenn man inzwischen die zunehmende Rücksichtslosigkeit und Anmaßung der Zulu noch länger ruhig mit ansah. Die Engländer jedoch, die die endgültige Niederwerfung Ketschwayos für ebenso leicht hielten wie den eben über seine Nachbarn erfochtenen Sieg, waren entschlossen, dies nicht zu tun, sondern den nächsten Grund zum Vorgehen gegen die Zulus zu benutzen. Als Ketschwayo bei mehreren Grenzverletzungen, die sich seine Untertanen zu Schulden kommen ließen, sich weigerte, die Uebeltäter auszuliefern, nahmen die englischen Kommissare eine drohende Sprache an. Sie forderten alsbaldige Ueberlassung eines strittigen Grenzstreifens, die Anerkennung der britischen Oberhoheit und die Auflösung des stehenden Heeres. Das war nicht mehr und nicht weniger als eine Kriegserklärung. Ketschwayo antwortete, er sei unabhängiger Herrscher so gut wie die Königin von England und gehorche niemandem. Die Engländer marschierten darauf in Zululand ein. Lord Chelmsford, der den Feldzug leitete, hatte fast 16000 Mann Kaptruppen zur Verfügung, hielt es aber in völliger Unkenntnis der feindlichen Streitkräfte für unnötig, die

Plünderung folgte ihren Spuren. Bald flohen die Maschona und die weiter nördlich wohnenden Makalakka beim ersten Gerücht von der Annäherung der Matabele wie Spreu auseinander, und damit wurde es den letzteren allmählich schwerer, sich ohne Arbeit ihren Lebensunterhalt zu verschaffen. Es bedurfte hin und wieder großer Beutezüge auf weitere Entfernungen, um die stets rasch zusammenschmelzenden Viehherden zu ergänzen, wobei Moselikatse immer häufiger die Westgrenzen des Maschonalandes überschritt und in die Gebiete der Betschuanastämme einfiel. Er nahm seinen Wohnsitz jetzt in festen Residenzen, die er von Zeit zu Zeit wechselte, und sandte von hier aus die jüngeren Mannschaften auf Kriegszüge aus, während die älteren daheim blieben und die Sorge für die großen zusammengeraubten Viehherden übernahmen. Das Vieh blieb, wie die erbeuteten Frauen, stets Moselikatses Eigentum, er teilte ersteres unter seine Leute aus, wie er die letzteren an verdiente Häuptlinge und Krieger auslieh, stets mit der ausdrücklichen Bedingung, auch die Weiber niemals besser als das Vieh zu achten und zu behandeln. Bemerkte er oder wurde ihm berichtet, daß einer seiner Krieger sein Herz an ein Weib hängte, so ließ er das letztere erschlagen und sollte es die schönste Frau im ganzen Kraal sein. Die Gedanken seiner Krieger sollten ausschließlich ihrem Handwerk gehören, und keine Sehnsucht durfte dem ins Feld rückenden Matabele folgen.

Nicht immer waren die Züge der auf Raub ausgesandten Krieger von Erfolg. Zu mehreren Malen trafen sie, in die Staaten der Betschuanahäuptlinge einbrechend, mit den Makololo zusammen, die unter dem tapferen Sebituane in den vierziger Jahren nach dem Sambesi zogen. Sie schlugen dann auch wohl kleinere Abteilungen aufs Haupt, aber wiederholt zog ihnen Sebituane nach, besiegte sie und nahm ihnen das geraubte Vieh wieder ab. Inzwischen gelangte Moselikatse mit seinem wachsenden Heerhaufen immer weiter nach Norden und kam endlich bis an den Sambesi, wohin auch die von ihm früher vertriebenen Makalanga geflohen waren, und wo Sebituane inzwischen ein großes Reich begründet hatte. Moselikatse glaubte dieses Reich, wo er bessere Lebensbedingungen zu finden hoffte als in dem durch seine Raubzüge bald verarmten und verödeten Maschonaland, mit leichter Mühe erobern zu können. Er hatte inzwischen seine Kriegsscharen durch die geraubten jungen Männer der von ihm besiegten Dörfer auf viele Tausende gebracht und sandte einen starken Haufen nach dem Sambesi mit dem Befehl, Sebituanes Herrschaft zu stürzen und so zu gleicher Zeit die früher von diesem Häuptling erlittenen Niederlagen

zu rächen. Die Matabele näherten sich siegesgewiß den Ufern des Sambesi, wo die Batoka und die früher von ihnen vertriebenen Makalanga jetzt in sumpfigen Niederungen hausten und vom Fischfang und Fährdienst lebten. Sebituane, vom Nahen der Matabele durch seine stets wachsamen Späher längst benachrichtigt, gab den Fährleuten den Befehl, die feindlichen Krieger auf eine große Insel des Tschobe überzusetzen, welche die Landesunkundigen für das gegenseitige Ufer hielten, und wo er vorher ein paar Ziegen hatte aussetzen lassen, um den Anschein der Bewohntheit zu erwecken. Sobald das ganze Heer des Moselikatse auf der Insel gelandet war, fuhren die Fährleute davon. Für die des Schwimmens und Schiffbaues unkundigen, an das trockene Klima des Maschonalandes gewöhnten Matabele war die sumpfige Tschobe-Insel ein todbringendes Gefängnis. Die Nahrung war in wenigen Tagen verzehrt. Fiebernd und hungernd umkreisten die abgesperrten Männer ihren Kerker, rings um sich sahen sie nichts als die weiten, von Krokodilen wimmelnden Fluten des Tschobe und Sambesi, die zur Flutzeit in ein einziges endloses Wassermeer zusammenfließen. Einer nach dem andern sank verhungernd oder fiebermatt zusammen, um sich nicht wieder zu erheben. Die letzten wurden von den Makalanga niedergestoßen. Kein einziger blieb übrig, um die fürchterliche Kunde zu Moselikatse zu bringen. Als er endlich durch Kundschafter und durch die Erzählungen der Makalanga von dem Scheitern dieser Expedition hörte, schwur er den Makololo furchtbare Rache. Er rüstete eine gewaltige Streitmacht aus und verschaffte sich zahlreiche Kähne, um, unabhängig von den Uferbewohnern, den Strom zu überschreiten. Aber seinem Heere fehlten in der sumpfigen, weglosen Sambesiniederung die zuverlässigen Führer. Lange Zeit irrten die Matabele in den Uferwaldungen umher, kein Dorf, kein Mensch oder Tier zeigte sich; auf Sebituanes Befehl hatten alle Bewohner des Tales mit ihren Herden sich zurückgezogen. Von Fieber und Hunger bereits ermattet, wagten die Matabele endlich den Flußübergang. Den ganzen Tag stießen sie ihre Boote über den breiten Spiegel des Stromes hin und her. Aber als der Abend hereinbrach und die ganze Streitmacht an dem gegenüberliegendem Ufer versammelt war, wurden die Führer inne, daß sie sich noch nicht einmal nördlich vom Tschobe, sondern auf einer großen Insel befanden. Sie beschlossen, hier zu übernachten und Wachen aufzustellen. Ihre Lage war schon jetzt verzweifelt, ihre Lebensmittel erschöpft, ihre Kraft durch das Sumpffieber gebrochen, welches viele von ihnen ergriffen hatte, und noch wußten sie nicht, wo sie den gesuchten Feind antreffen sollten.

Plötzlich in der Nacht hörten die Wachen das Klatschen von Rudern auf dem Strome, und eine laute Stimme ertönte aus dem Dunkel. Es war Sebituane, der seine Feinde unablässig hatte beobachten lassen und jetzt mit wenigen Begleitern unter dem Schutze der Nacht nahe an die Insel Loyelo heranruderte. Er ließ ihre Häuptlinge ans Ufer kommen und hielt ihnen ihre eigene verzweifelte Lage vor. Entsetzt horchten die Matabele dieser gewaltigen, aus dem tiefen Dunkel des Stromes zu ihnen herübertönenden, für sie unerreichbaren Stimme. Sebituane erinnerte sie an ihre früheren Niederlagen durch seine Waffen, er malte ihnen den grausigen Untergang des vorigen Heeres, das Moselikatse gegen ihn ausgesandt, in dieser Wasserwüste aus und rief ihnen zu, daß es in seiner Hand liege, ihnen allen dasselbe Schicksal zu bereiten. Er prophezeite ihnen, daß sie kein Rind, keine Ziege finden würden, um ihren Hunger zu stillen. Fieber und Entkräftung würden sie in wenigen Tagen dahinraffen, und die Ueberlebenden würden unter den Streitäxten seiner Krieger ihr Ende finden.

Nach dieser fürchterlichen Prophezeiung wurde es still auf dem nächtigen Wasserspiegel, die Ruderschläge entfernten sich, und voll Grausen erwarteten die entmutigten Matabele den nächsten Morgen. Sie konnten nicht daran zweifeln, daß der schreckliche Häuptling mit seinen Worten recht hatte, und ehe noch der Tag graute, war ihr Entschluß gefaßt. Eilend stießen sie ihre Kähne ins Wasser und steuerten wieder dem südlichen Ufer zu. Hungernd und matt wie Napoleons Truppen auf dem Rückzuge von Moskau, zogen sie wiederum durch die Uferwälder des Tschobe, aber jetzt belebte sich alles ringsumher, was bei ihrem Anzuge totenstill gewesen war. Pfeile und Lanzen schwirrten aus dem Dickicht. Bald sank hier, bald dort ein Mann zu Boden, und jeder ermattete Rückzügler fiel den Keulen der Waldbewohner zum Opfer. Sebituane, viel zu ökonomisch, seine erprobten Makololokrieger im Kampfe mit den Matabele aufzuopfern, hatte die Wald- und Sumpfbevölkerung des Tschobe, die Batoka, auf sie losgelassen, und diese wurden mit den entkräfteten und im dichten Walde so gut wie wehrlosen Flüchtlingen so schnell fertig, daß nur einige wenige übrig blieben, um dem ergrimmten Moselikatse das traurige Ende dieser Expedition mitzuteilen.

Der Matabelefürst war zu klug, um nach diesen Mißerfolgen noch einen weiteren Angriff auf das Makololoreich zu wagen. Er machte sich jetzt im mittleren Teil von Maschonaland ansässig und erbaute seine Residenz Inyati. Seine Untertanen wohnten in

vereinzelten Feldlagern, die er bald nach Willkür abbrechen, bald wieder aufbauen ließ. In der Mitte befand sich der Viehkraal, rings herum lagen die Hütten. Ackerbau wurde fast gar nicht betrieben. Die alten Felder der Eingeborenen lagen verödet, wie ihre alten Eisengruben und Schmelzöfen, die Maschona selbst waren größtenteils ausgerottet oder entflohen, ein Rest von ihnen blieb den Matabele als Träger und Arbeiter dienstpflichtig. Alle jüngeren Leute waren wie früher zum Kriegsdienste verpflichtet und mußten jede Stunde gewärtig sein, auf Befehl des Königs gegen einen wirklichen oder eingebildeten Feind aufzubrechen. Die älteren, gedienten Soldaten durften sich Weiber halten und im Kraal bleiben. Wer aber alt und arbeitsuntüchtig wurde, bevor er den Tod in der Schlacht fand, den ließ der König endlich unter der Anklage der Zauberei töten oder in die Wüste jagen. Obwohl das ganze Volk absolut verwildert, sozusagen nur auf Raub und Mord dressiert war, wäre jede Regung von Ungehorsam dem Könige gegenüber ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Moselikatse war ein Autokrat, wie Iwan der Schreckliche in Rußland, und während er, im Gegensatz zu seinen Nachbarherrschern Sebituane und später Khama, niemals mit seinen Kriegern ins Feld zog, bereitete es ihm Vergnügen, ihren blinden Gehorsam zu Hause durch die wahnwitzigsten Befehle, die er ihnen gab, zu erproben. Kleinere Truppen ließ er untereinander blutige Gefechte führen; zuweilen befahl er seinen jungen Kriegern, ihm lebendige Löwen zu fangen, und ohne zu zittern, warfen sich die Matabele mit ihren Leibern auf die wütenden Bestien, um zu Dutzenden zerfleischt zu werden, bevor es gelang, den Löwen zu fesseln. Manchmal wünschte Moselikatse ein lebendiges Krokodil zu besitzen, und dieser Befehl wurde mit derselben Pünktlichkeit erfüllt. Dann wieder hieß er eine Mannschaft, ihren Dornkraal zu verlassen, ihre Äxte fortzuwerfen und ein neues Dorngehege mit den bloßen Händen zu erbauen.

Je mehr seine Kriegsmannschaft aus geraubten, stammesfremden Leuten bestand, um so größer wurden bei ihm Mißtrauen und Argwohn gegen seine eigenen Leute und Anführer. Wurde ein Häuptling mißliebig oder er schien ihm gefährlich, so ließ er ihn ohne Urteil und Gericht durch seine Scharfrichter beseitigen, deren er stets eine große Zahl hatte. Die „Hände des Moselikatse“ hießen diese blutigen Gesellen, die seine Befehle mit stummer Pünktlichkeit erfüllten. Da alle Matabele ohne Ausnahme den wüstesten Ausschweifungen fröhnten, wenn sie nicht gerade auf dem Kriegspfade waren, so war es den Henkersknechten ein leichtes, zur Nachtzeit

unter den meist betrunkenen Kriegern aufzuräumen. Zuweilen beraubte sich der Wüterich so in der Uebereilung seiner besten Indunas. Glaubte er, daß ein ganzes Regiment aufrührerisch gegen ihn gesonnen war, so ließ er den Kraal desselben Nachts von einigen anderen Regimentern umzingeln, in Brand stecken und jeden ausbrechenden Mann niederstoßen. Neue Raubzüge zu den Makalaka oder Betschuanen füllten die Lücken in seinem Heere ebenso rasch wieder aus, wie seine entleerten Viehhürden.

Eine Art von Größenwahn kam endlich über diesen Despoten, der in seiner Umgebung nur kriechende Demut und hündischen Gehorsam erblickte. „Er kenne," pflegte er zu den Reisenden und Missionaren, die an seinen Hof kamen, zu sagen, „er kenne nichts Großes in der Welt außer vier Dingen, die Sonne, den Mond, sich selbst und die Weißen. Alle übrigen lebenden Wesen in Menschengestalt wären Hunde und verdienten totgeschlagen zu werden." Den Weißen, die er nach den zweimaligen fürchterlichen Niederlagen, welche er durch sie erlitten, für schlechtweg unbesieglich hielt, stand sein Hof stets offen. Wehe demjenigen seiner Untertanen, der einem weißen Händler, Reisenden oder Missionar ein Haar gekrümmt hätte. Der englische Missionar und spätere politische Agent Moffat lebte viele Jahre an seinem Hofe und wurde stets ehrerbietig behandelt. Für seine unversöhnlichen Feinde erklärte Moselikatse dagegen alle Zulus aus Tschakas Reich. Nie durfte einer von ihnen sich seiner Residenz nahen. Einmal waren drei englische Jagdfreunde dem Wohnsitz des Königs schon auf wenige Tagereisen nahe gekommen, als ihm zu Ohren kam, daß die Diener der Weißen Zulus seien. Er ließ die Fremden sofort anhalten und die ganze Gesellschaft unverzüglich aus dem Lande verweisen. Dagegen hielten sich viele Matabele, die vor seiner Blutgier entflohen waren, an den Höfen der benachbarten Staaten auf, wo sie jederzeit gern gesehene Gäste waren, denn überall hörte man gern etwas von dem Hofhalt des fürchterlichen Moselikatse, mit welchem persönliche Bekanntschaft zu machen allerdings niemand Verlangen trug.

Allmählich mußte der alternde König einsehen, daß sein Regierungssystem und seine ganze Politik trotz seiner vielen Siege doch auf tönernen Füßen stehe. Die Maschona, von deren Fleiß sich seine Räuberschar zwanzig Jahre gesättigt, waren ausgesogen und größtenteils ausgerottet. Die südlichen Betschuanastämme waren vor den gelegentlichen Einbrüchen seiner Kriegsscharen immer weiter in die Kalahariwüste geflohen und ihm unerreichbar geworden. Seine Feldzüge gegen das Sambesireich waren schimpflich

fehlgeschlagen. Einmal hatte eine seiner Scharen versucht, sich durch die Wüste bis zu den bevölkerten Küstenstrichen von Namaland durchzuschlagen. Das war 150 bis 200 Jahre früher den Hereros geglückt, die seitdem Südwestafrika beherrschten. Die Matabele aber, an Unmäßigkeit im Essen und Trinken gewöhnt, erlagen den Strapazen des Weges und gingen größtenteils in der Kalahari unter. So blieb denn der nördliche Betschuanastamm der Bamangwato fast die einzige Zuflucht für die Raubzüge der Matabele, die dem Hunger gegenüberstanden, sobald ihr meist allerdings reichlicher Viehbestand durch Seuchen oder Dürren aufgerieben wurde. Moselikatse, dessen Kriegslust und Blutdurst im höheren Alter gestillt schien, und der jetzt vielleicht ganz gern in Frieden innerhalb der Grenzen seines weiten Reiches gelebt hätte, war selbst nicht mehr im stande, das einst von ihm eingeführte System zu ändern. Unter Kriegern, die Not litten, denen das Fleisch und Durrahbier zu mangeln anfing, würde seine Autorität bald dahinschwinden, das wußte er ebenso gut, als daß es unmöglich war, diese verwildert aufgewachsenen Scharen, die keine Familien- und Stammesbande, sondern allein Krieg, Gefahren und rohe Genußsucht aneinander und an ihn fesselten, jemals an Arbeit und Friedenszucht zu gewöhnen. So blieb denn nichts übrig, als immer aufs neue Raubzüge anzuordnen und, wie seit 30 Jahren, der Schrecken der Nachbarvölker zu bleiben.

Mit den Bamangwatos lagen die Matabele eigentlich in ständiger, wenn auch zuweilen viele Jahre unter der Asche schlummernder Fehde. Jene, von den sämtlichen Betschuanastämmen der zahlreichste und energischste, hatten den Kriegerscharen Moselikatses verschiedene Niederlagen beigebracht, und der alte Häuptling, für den Ruf seiner Unbesiegbarkeit fürchtend, hatte jahrelang seinen Leuten die Annäherung an die Hauptstadt der Betschuanen, Schoschong, verboten. Er gab als Grund dafür an, er wolle nicht, daß seine Abteilungen mit den in Schoschong ansässigen Händlern in Konflikt gerieten, in Wahrheit aber wußte er wohl, daß er diese feste Stadt mit seinen, nur des Feldkampfes gewohnten Leuten vergeblich belagern würde. Aber selbst gegen seinen Willen kam es bisweilen zu Zusammenstößen. So hatte sich um 1860 eine größere Abteilung junger Zulukrieger trotz des Verbotes der Stadt Schoschong auf geringen Abstand genähert und stieß hier mit einem Betschuanentrupp unter der Führung des Prinzen Khama, des Sohnes des Bamangwatoherrschers Sekhomo, zusammen. Die Bamangwatos griffen, auf ihre Gewehre vertrauend, alsbald an. Die Matabele

dagegen, weitaus in der Ueberzahl, schwärmten rechts und links aus, umzingelten die feindliche Abteilung und schlossen sie endlich ganz in den gefürchteten Kreis ihrer scharfgeschliffenen Assagais ein. Khama erkannte sofort, daß seine Truppen im Nahkampfe den kürzeren ziehen würden. Mit seinem alten Freunde, dem Häuptling Sukuru Nasborn und den wenigen Berittenen seines Gefolges setzte er sich an die Spitze der Bamangwatos, sprengte gegen den lebendigen Wall der Matabele an, und es gelang ihm, denselben zu durchbrechen. Wenn auch unter blutigen Opfern, kamen die Eingeschlossenen glücklich davon, und bei der Nähe von Schoschong wagten es die Matabele nicht, sie zu verfolgen.

Aus den letzten Lebensjahren des alten Moselikatse ist wenig Bemerkenswertes zu berichten. Er blieb bis an sein Lebensende ein ebenso zuverlässiger Freund der Weißen, die ihn besuchten, als ein Feind aller sonstigen Stämme im Umkreise seines Landes. Er ließ übrigens die Grenzen seines Reiches jederzeit scharf überwachen, hielt nach allen Seiten hin Grenzgarnisonen und wußte stets um die Existenz jedes Weißen, der den Boden von Maschonaland betrat. In Inyati unterhielten die Engländer eine große Missionsanstalt, in welcher nach dem bekannten Moffat die Missionare Thomas und Sykes lange Zeit ungestört ihre Tätigkeit ausübten. Unter Moselikatse durchzog auch der berühmte Reisende Mauch das Land und machte dort seine überall mit Enthusiasmus aufgenommenen Entdeckungen großer antiker Ruinenstätten, die auf eine uralte, um viele tausend Jahre zurückliegende Blütezeit des Landes, vielleicht unter den Sabäern oder Phöniziern, zurückzuweisen schienen. Im Innern des Landes kehrten während der letzten Lebensjahre Moselikatses doch allmählich bessere Zustände ein. Er unterhielt nach wie vor eine aus 10—15000 Streitern bestehende dauernde Heeresmacht, die zum größten Teil in dem Hauptkraal des Reiches, Umchlanchlansela, untergebracht war, zum Teil die Grenzwachen und einige größere Feldlager in anderen Gegenden des Landes bildete. Aber daneben übten doch jetzt die älteren Leute, die bereits vor 20 bis 30 Jahren Felddienste getan hatten, hier und da in kleineren Dörfern etwas Feldbau und Viehzucht, um die großen Feldlager herum entstanden Mais- und Durrahpflanzungen, die von den Weibern und den Makalaka, den Heloten des herrschenden Stammes, bestellt wurden. Mit dem von einigen Engländern ins Land getragenen Handel kehrte auch der erste Anflug der Zivilisation ein, und wenn auch noch immer ein Land der Barbarei und des Raubsystems, bot das Reich der Matabele jetzt doch nicht mehr ausschließlich ein Bild der Verwüstung und des Schreckens.

Moselikatse starb im Jahre 1869, und sein Tod versetzte das ganze Land in Unruhe. Selbst weit über die Grenzen seines großen Reiches hinaus empfanden Schwarze und Weiße, daß einer der bedeutendsten Männer Afrikas dahingegangen war. Wer würde ihm folgen? Und würde sein Nachfolger im stande sein, die Armee geübter, krieggewohnter Streiter, die er mit einem Worte lenkte, zu bändigen? Würde sich diese gesamte Streitmacht lawinenartig an irgend einer Stelle über die Grenze ergießen und Krieg und Verderben in die Weite tragen? Oder würden im Innern des Matabelereiches Kämpfe ausbrechen, die vielleicht ebenfalls die Nachbarstaaten in Mitleidenschaft versetzen konnten?

Zunächst war auf alle diese Fragen die Antwort schwer. Im großen Kraal Umchlanchlansela tagten, nachdem die imposante Leichenfeier für den verstorbenen König vorüber war, monatelang die Indunas und berieten die Erbfolge. Ströme von Durrahbier flossen, Hunderte von Ochsen wurden geschlachtet, aber zu einem endgültigen Resultat zu kommen, war sehr schwer. Zwei Nachfolger kamen, wenn das mächtige Reich Moselikatses nicht zersplittern sollte, nur in Frage: Lobengula, der Sohn des alten Königs und sein rechtmäßiger Erbe, und der alte Häuptling Umbigo, der Freund und Kampfgenosse Moselikatses, der als der einflußreichste Mann im Lande das Szepter für sich beanspruchte. Das gemeine Volk war im größten Teile des Landes für den jungen Lobengula. Umbigo aber war der unumschränkte Herr von vier gefürchteten Regimentern oder 5000 Kriegern, die er in seinem Kraal Sukendaba befehligte und deren er bei ausbrechenden Kämpfen sicher sein konnte. Mit der Schlauheit alter Diplomaten zögerten die im Hauptkraal versammelten Führer ihre Entscheidung hin, um zu sehen, ob sich die Stimme des Volkes und der Krieger entschieden nach einer Seite hin neigen würde, denn warfen sie für einen der beiden Kandidaten ihre Autorität in die Wagschale, und begünstigte dann das Kriegsglück den anderen, so waren ihre Häupter verfallen. Auch in dieser erregten Zeit unterlagen übrigens die Reichsgrenzen der gewohnten sorgfältigen Überwachung, wurde jeder ins Land kommende Fremde alsbald nach Inyati gemeldet und kamen keine erheblichen Uebergriffe der Bevölkerung gegen die Weißen vor. Nur das Reisen im Lande war sehr erschwert, da die unmittelbare königliche Autorität, die die Fremden sonst schützte, doch jetzt fehlte. Mohr, der in dieser Zeit auf seiner Reise zu den Sambesifällen das Land durchkreuzte, berichtet z. B., daß niemand ihm, trotz der höchsten gebotenen Preise, habe Fleisch verkaufen wollen. Sämtliche

Matabele, ob hoch oder gering, beteuerten, daß sie ohne Erlaubnis des Königs kein Vieh schlachten oder verkaufen dürften, denn der König allein sei der Herr aller Herden im Lande. Mohr sandte damals Geschenke an den Rat des Landes mit der Bitte um freies Geleit, Führer und Lebensmittel, wurde jedoch vorläufig auf bessere Zeiten getröstet, da sich die Verhältnisse im Lande erst klären müßten.

Als dann die Indunas sich offen für Lobengula als den künftigen Herrscher erklärten, mußte man täglich dem Ausbruch der Feindseligkeiten entgegensehen. Umbigo betrieb eifrig die Rüstungen, um sein Heer zu vervollständigen, und Lobengula sandte alsbald Boten durch das ganze Land, um außer dem stehenden Heer von Inyati, das bis auf den letzten Mann zu ihm hielt, möglichst viele alte, gediente Krieger unter die Fahnen zu rufen. Alle Fremden wurden bis zur Beendigung des bevorstehenden Krieges über die Grenzen gewiesen, um sie außer Gefahr zu wissen. Die Matabele, die keinen Krieg mit einem der umliegenden Staaten fürchteten, wollten vor etwaigen Verwickelungen mit der Kapregierung oder dem Transvaal gesichert sein. Die Missionare in Inyati dagegen behielt Lobengula bei sich und zog sie sogar zu den Beratungen hinzu. Ueber das Wesen und den Eindruck des jungen Königs berichtet die Reiseschilderung Mohrs aus dieser Zeit: „Am 6. Oktober 1869 morgens wollte ich einen Versuch machen, den Marsch zum Mangwe wieder aufzunehmen; schon waren wir beim Einspannen, als ich plötzlich einige Reiter, gefolgt von verschiedenen Speerträgern, herankommen sah, es war Lobengula, der künftige Matabelekönig.

Ich befürchtete bereits, um einige weitere Geschenke angegangen zu werden, allein ich hatte mich geirrt und sollte diesen fürstlichen Barbaren von einer liebenswürdigen Seite kennen lernen. Er drückte sein Bedauern darüber aus, daß er augenblicklich nichts zur Erfüllung meiner Wünsche tun könne, doch sollte ich mir keine Sorge machen, die Indunas hätten im Namen des zukünftigen Königs meine Geschenke ja angenommen und seien ganz zufrieden damit; entweder sie oder er selbst würden bald meinen Wünschen nachkommen.

Darauf bot er mir, weil die Wege schlecht seien und ich nicht beritten war, zwei Sattelpferde an, die mich zum Mangwe tragen sollten, und die von den Speerträgern, die er mir als Geleit mitgeben wollte, zurückgeführt werden könnten. In der Tat, wenn er das ritterliche Sprichwort Noblesse oblige auch nicht kannte, verstand er doch im Sinne desselben zu handeln.

Ich lehnte indessen dankend die freundliche Offerte ab und überreichte ihm zwei Pfund Blei, $1/2$ Pfund Pulver und eine Dose

Zündhütchen. Wie wir zusammen im Zelt zu Mittag speisten, sah er ein goldenes Medaillon an meinem Halse hängen, welches eine kolorierte Photographie meiner seligen Mutter enthielt. Er ließ sich das Bild zeigen und unterhielt sich dann eine Zeitlang lebhaft mit meinem Treiber, der mir sagte, Lobengula fände eine Aehnlichkeit mit einem ihm bekannten Gesicht heraus. Als er erfuhr, daß die Frau schon lange tot war, sagte er: „Ja, ihr Weißen seid glückliche Menschen; eure Kunst ist so groß, daß ihr selbst die noch seht, die nicht mehr da sind. Eure Herzen brauchen nicht sauer zu werden." Ein Kind unserer Zivilisation hätte sich nicht taktvoller ausdrücken können.

Höflich wie ein Kavalier verabschiedete er sich Nachmittags um fünf Uhr. Zu Pferde steigend, rief er mir das bekannte: Ziehe in Frieden! zu, und galoppierte von dannen."

Ein halbes Jahr später brach dann endlich der Krieg wirklich aus. Lobengula, der inzwischen seine Rüstungen vollendet hatte, marschierte mit 8000 Streitern gegen die befestigte Niederlassung des Häuptlings Umbigo, der seine vier Regimenter, um sie nicht dem gewissen Untergange auszusetzen, in Sukendaba zusammenhielt. Man erzählte sich bei dieser Gelegenheit von dem jungen König eine sehr charakteristische Geschichte. Ein weißer Elefantenjäger, der gerade von dem alten Umbigo viele Freundlichkeiten empfangen hatte, hielt es in Anbetracht seiner künftigen Tätigkeit im Lande für geraten, sich den zukünftigen Machthaber zu verpflichten. Er ging zu dem jungen König und erbot sich, ihm bei der Belagerung von Sukendaba mit seiner Büchse und Munition beizustehen. Er glaubte natürlich, daß sein Anerbieten mit Freuden angenommen werden würde, und war nicht wenig überrascht, als er von Lobengula folgende, auch eines größeren Herrschers würdige Antwort erhielt: „Schmeckte dir Fleisch und Bier bei meinem Feinde nicht ebenso gut, wie bei mir? Weil er dir also kein Leid getan, bleibe hier, bis ich zurückkehre. Auch müssen meine Leute sehen, daß ich ebenso, wie mein Vater, allein mit meinen Feinden fertig werden kann."

Lobengula hielt Wort. Ohne seine an Festungsstürme gar nicht gewohnten Leute zu schonen, führte er sie im Sturm gegen den Kraal seines Gegners, der von einem starken Dornverhau umgeben war. Ebenso erbittert verteidigten die Matabele Umbigos ihre Stellung, da sie wußten, daß sie beim Falle von Sukendaba auf wenig Gnade zu hoffen hatten. Nach einem achtstündigen erbitterten Kampfe gelang es den Angreifern, den Kraal in Brand

zu stecken. Das Feuer pflanzte sich, da die Verteidiger nicht an das Löschen denken konnten, durch das ganze Lager fort und ergriff endlich einen ziemlich bedeutenden Pulvervorrat, den früher der alte Moselikatse hier hatte aufhäufen lassen.

Die unerwartete Explosion von drei Zentnern Pulver vollendete die Verwirrung in den Reihen der Verteidiger. Gleichzeitig warfen die Streiter Lobengulas ihre Flinten, soviel sie deren besaßen, beiseite und drangen in der altgewohnten Kampfweise der Matabele mit den scharfen Assagais auf ihre Gegner ein. Bald war auch der letzte Widerstand gebrochen. Umbigo fiel, seine Häuptlinge, seine Leibwache, fast alle erwachsenen Krieger wurden ohne Gnade niedergestoßen. Die Jünglinge und jungen Frauen wurden fortgeschleppt, erstere in die Regimenter des Siegers verteilt, letztere als Sklavinnen verschenkt. Alles übrige wurde hingeschlachtet und der zerstörte Kraal mit seinen Tausenden von Leichen sich selbst — und den Hyänen überlassen. In kurzer Zeit sind die Mais- und Durrahfelder um solche zerstörte Ansiedlung herum vernichtet oder verwildert, die Leichen vermodern ohne Begräbnis oder werden die Beute der Schakals und Hyänen, die zu Hunderten sich einfinden. Die letzteren sollen, nachdem sie eine Zeitlang an solcher Quelle sich gemästet haben, so frech und angriffslustig werden, daß sie alle Furcht vor dem Menschen verlieren und ihn anfallen, wo sie seiner ansichtig werden.

Auf diese Weise bestieg Lobengula den Thron seines Vaters, und auf die zerstörende Katastrophe erfolgte mit einem Schlage wieder Ruhe und Ordnung. Die Fremden wurden aufs neue ins Land eingelassen, Sicherheit und Disziplin kehrten zurück, und der junge Herrscher verstand es, sich bald in dasselbe, auf Achtung und Todesfurcht begründete Ansehen bei seinen Matabele zu setzen, das seinem Vater länger als dreißig Jahre treu geblieben war.

Bei den Krönungsfesten, so erzählt Mohr, die zu Beginn des Jahres 1870 im Hauptkraal von Umchlanchlansela abgehalten wurden, sollen an 50 000 Eingeborene versammelt gewesen sein. Alle Weißen, die im Lande waren, wurden, wenn sie sich am Hofe einfanden, als Gäste des Königs betrachtet. Hunderte von Ochsen wurden geschlachtet, das Bier floß in Strömen, und mehr als 10 000 Krieger führten in dem malerisch-schrecklichen Federkostüm des Matabelestreiters ihre Tänze und Kriegsspiele auf.

In der Verwaltung und den Sitten des Landes änderte sich übrigens mit der Regierungsübernahme durch Lobengula nicht das geringste. Nach wie vor zogen die jungen Männer alljährlich über

die Grenzen nach Norden bis zu den Victoriafällen, nach Westen bis in die Kalahari, um Rinder zu rauben und Dörfer anzuzünden. Sie vermieden dabei nach Möglichkeit befestigte Plätze und stärkere Stämme, besonders ließen sie sich mit den Bamangwatos, die damals unter der Regierung des Königs Khama sich rasch zu einer zivilisierten, gut bewaffneten Nation entwickelten, ungern ein. Um Khamas Hauptstadt Schoschong gingen sie bei ihren Kriegszügen stets in großem Bogen herum, die wehrlose Landbevölkerung des Bamangwatoreiches dagegen und die in größerer Entfernung von der Hauptstadt weidenden Herden wurden auch jetzt noch gelegentlich von ihnen gebrandschatzt, wenn man nicht vor den schleichenden Räubern auf der Hut war. Lobengula kehrte, nachdem er König geworden, genau denselben blutrünstigen Despoten heraus, der sein Vater früher war. Auch er glaubte nur durch heimliche Ueberwachung seiner Häuptlinge und blutige Unterdrückung jeder freieren Ansicht die Disziplin aufrecht erhalten zu können. Die Blutgier der Zulu, deren Abkömmling er ebenso wie Moselikatse war, verleitete auch ihn oft zu Massenabschlachtungen, so daß man später gesagt hat, er habe sicher mehr als 10000 Menschenleben auf dem Gewissen, ohne die in seinen Schlachten Gefallenen. Von seinen Untertanen wurde er bald ebenso sklavisch verehrt wie sein Vater. „Sohn der Sonne“, „Sohn einer schwarzen Kuh“, „starker Elefant“ waren seine Ehrentitel. Gegen die Weißen blieb er ebenso freundlich gesonnen wie sein Vater, behandelte sie aber mit großer politischer Schlauheit. Vor den Engländern hatte er, besonders nachdem zwei seiner Häuptlinge in England gewesen, einen unbegrenzten Respekt, er hielt sie für das größte Volk der Erde und gab ihnen mancherlei Vorrechte in seinem Lande. Auch die Portugiesen, die von Osten, und die Boern, die aus Transvaal kamen, suchten Konzessionen für Landerwerb, Bergbau und dergleichen von ihm zu erlangen, und zuweilen war sein Reich stark in Gefahr, von den zivilisierten Mächten geteilt zu werden, aber indem er die Engländer stets mit großem Geschick gegen die übrigen Fremden ausspielte, erwehrte er sich lange Zeit aller zudringlichen Ansprüche.

Stark im Gegensatz zu der Sicherheit, welche die Fremden für gewöhnlich in Lobengulas Reich genossen, stand übrigens eine geheimnisvolle Räubergeschichte aus dem Jahre 1878, die wir hier etwas ausführlicher erzählen müssen, da sie damals in ganz Südafrika Aufsehen erregte und auf das spätere Verhalten Englands gegen den Matabele-Despoten nicht ohne Einfluß geblieben ist. Der englische Kommissär Paterson, von einem Sergeanten und einigen

Leuten begleitet, war von Pretoria aus mit einer geheimen Mission an die größeren Häuptlinge des Innern gesandt worden und kam auch zu Lobengula, der ihn freundlich aufnahm. Am Hofe des Tyrannen lernte Paterson einen jungen Engländer, den Sohn eines schon lange im Lande lebenden Missionars, kennen und forderte ihn auf, ihn auf einer Reise zu begleiten, die er nach Abwickelung seiner Geschäfte mit Lobengula nach den berühmten Wasserfällen des Sambesi unternehmen wollte. Der König hatte diese Expedition erlaubt und Träger und Führer dazu hergegeben. Aber am Abend vor dem Abmarsch suchte ein Günstling Lobengulas den jungen Thomas auf und teilte ihm den Rat seines Herrn mit, die Reise nicht mitzumachen. Erstaunt begab sich der junge Mann zum König und fragte, warum er ihm die einmal gegebene Erlaubnis nun wieder verweigere. Lobengula erwiderte: Er habe eine Ahnung, daß der englischen Gesellschaft auf dieser Reise ein Unglück zustoßen werde. Thomas aber, der unter den Matabele erzogen und sozusagen ein Kind des Stammes sei, solle darunter nicht mitleiden. Er rate ihm deshalb, zurückzubleiben.

„Wenn es weiter nichts ist," sagte nun der Jüngling, „vor Ahnungen habe ich mich noch nie gefürchtet!" Er rüstete sich sofort, den Kapitän Paterson zu begleiten, aber weder er, noch einer der anderen Engländer kehrten von dieser Expedition, die vorher schon so häufig ohne Unfälle ausgeführt worden, wieder zurück.

Was war geschehen? Wer kannte den wahren Verlauf des Dramas, das sich dort abgespielt? Vielleicht niemand außer dem schrecklichen Despoten, der jetzt der einzige zu sein schien, der sich den Kopf nicht über dies Geheimnis zerbrach. Einige erzählten, die ganze Reisegesellschaft sei erschossen worden, andere wußten, daß man sie vergiftet habe, aber die afrikanischen Despoten pflegten die Werkzeuge ihrer dunklen Taten nicht als Verräter im Lande umherreisen zu lassen, sondern sandten in der Regel den Mörder seinem Opfer baldmöglichst ins Grab nach. Unter anderem wurde erzählt, die Makalaka, die Lobengula den Engländern als Führer mitgegeben, seien später im Besitz von goldenen Tressen und anderen, der Expedition angehörenden Gegenständen gesehen worden. Deswegen brauchten sie die Weißen aber noch nicht ermordet zu haben. Auch wenn letztere auf natürliche Weise umgekommen wären, würden die Führer und Träger sie bestohlen haben. Dann wurde wieder erzählt, die Karawane habe Wassermangel gelitten, und ein zum Suchen vorausgeschickter Matabele-Häuptling habe den nächsten Brunnen

vergiftet. Sobald dann Kapitän Paterson von dem Wasser getrunken, habe er ausgerufen: Ich bin vergiftet!

So gingen Monate lang die verschiedenartigsten Nachrichten um, nur Lobengula selbst, der durch die mitgesandten Leute ohne Zweifel genau von allem unterrichtet war, blieb stumm. Der Missionar Coillard, der damals in Schoschong lebte, erzählte aber nach seiner Rückkehr nach Europa, es sei zweifellos ein fürchterliches Verbrechen auf Lobengulas Befehl begangen, und nicht allein letzterer habe um das Ende der unglücklichen Engländer gewußt, sondern auch der Bamangwatokönig Khama habe das Geheimnis gekannt und wohl nur geschwiegen, um es mit seinem mächtigen Nachbar nicht zu verderben.

Nachdem England im Jahre 1884 die Annexion der südlichen Betschuanareiche und bald darauf das Protektorat über das Land Khamas mit des letzteren Einwilligung erklärt hatte, wurden im nächsten Jahre zwei Offiziere zu Lobengula gesandt, um ihm diese Veränderung mitzuteilen und ihn auf die politischen Folgen davon aufmerksam zu machen. Der Despot empfing diese Gesandten sehr gut und bewies überhaupt ein so zuvorkommendes Betragen, daß in ihm niemand einen der blutigsten Tyrannen des dunklen Weltteils vermutet haben würde. Man sagte ihm, daß er von nun an die Grenzen der südlichen Betschuanaländer genau so wie diejenigen Transvaals und der englischen Besitzungen achten müsse, und daß England infolge seiner Freundschaft mit Khama auch jede Verletzung des Bamangwatoreiches würde ahnden müssen, und der König versprach auch bereitwillig, sich jeder ferneren Gebietsverletzung zu enthalten.

Es dürfte übrigens Lobengula nicht allzu schwer geworden sein, jenes Versprechen zu geben, denn die beiden letzten Raubzüge seiner Mannen in diesem und im vorigen Jahre waren so unglücklich abgelaufen, daß ihm die Lust zu ihrer Fortsetzung wohl auf einige Zeit vergangen war. Im Jahre 1884 war eine Matabelehorde, die indessen größtenteils aus jungen, noch unerfahrenen Kriegern bestand, über den Natafluß in das östliche Bamangwatoland eingebrochen, hatte hier mehrere tausend Menschen getötet, Knaben geraubt und war dann weiter nach dem Westen gezogen. Aber im Lande der westlichen, von den Matabele bisher vollständig verachteten Bamangwato, die am Ngamisee lebten, fanden die Räuber einen unerwartet heißen Widerstand und mußten sich endlich, wie der Löwe nach dem mißlungenen Sprunge, zurückziehen. Sie brachten allerdings etwa 200 Rinder mit, aber diese Anzahl

galt für einen ordentlichen Matabelefeldzug als eine so geringe Beute, daß die Zurückkehrenden mit Spott und Hohn in den Reihen der ihrigen empfangen wurden.

Im folgenden Jahre zog ein Bruder des Königs selbst an der Spitze der ältesten und erprobtesten Sklavenjäger unter den Matabele nach Westen, um die Scharte auszuwetzen. In acht Kolonnen streiften die Matabele, den schmalen, ausgetretenen Wegen des wasserlosen Landes folgend, gegen den Ngamisee hin, sie ahnten nicht, wie furchtbar sich ihre Reihen bis zum Rückzuge lichten sollten. Mit Hohnlachen erzählten die Bamangwato, denen der Matabele das gehaßteste Geschöpf auf Gottes Erdboden war, noch lange nachher den durchreisenden Fremden von dem Untergang dieses Raubzuges. „Gebt acht," sagten sie zu den Europäern, „zwei Tagereisen von hier werdet ihr den Weg der Räuber kreuzen. In acht Zügen, dicht nebeneinander, gingen sie durch dick und dünn nach Westen, und acht Fußpfade findet ihr nebeneinander in den weißen Sandboden eingeprägt. Aber seht sie euch genau an! Nur in zwei Pfaden seht ihr die obersten Fußspuren von West nach Ost gekehrt, nur zwei Züge sind von acht in ihr Land zurückgekehrt, die übrigen sechs Pfade sind für die Rückkehr nicht benutzt, und ihre Wanderer haben die Hyänen und Schakale gefressen."

Das traf in Wirklichkeit zu. Die bedrohten Stämme hatten die baldige Rückkehr der Matabele vorausgesehen und sich darauf vorbereitet. Wie Kutusow vor Napoleon, wichen sie beim Anrücken der Matabele zurück und lockten die Räuber in weglose, sumpfige, aber allen Trinkwassers bare Landstriche, nachdem sie ihre Familien und ihre Herden in völlig unzugänglichen Sümpfen sicher geborgen hatten.

Die Matabele, aus der gesündesten Hoch- und Hügellandschaft von Südafrika stammend, waren dem ungesunden Klima der Sumpflandschaft um den Ngamisee nicht gewachsen. Fast alle erkrankten an der Malaria, die meisten wurden kampfunfähig. Sie eroberten weder Herden noch einen einzigen Sklaven, gerieten in Hungers- und Durstesnot und erlagen zu Hunderten den Feuerwaffen derer, die sie mit leichter Mühe zu überwinden geglaubt hatten. Da die Matabele gegen den Durst besonders widerstandslos sind, konnten die Bamangwato sie leicht in die plumpsten Fallen locken. Ja, wenn die Matabele nach einer längeren Durstperiode Wasser sahen, so stürzten sie sich blind darauf los, ohne auch nur die im Feindeslande unerläßlichsten Vorsichtsmaßregeln zu treffen. So kam ein Trupp der Sklavenfänger nach längerem Marsche durch trockenes

Land an den Zugafluß, der an dieser Stelle sumpfig und von Krokodilen bewohnt war. Die auf der anderen Seite wohnenden Makalaka hatten es deshalb nicht für nötig gehalten, zu fliehen, sondern erwarteten die Matabele, die kaum des Wassers ansichtig wurden, als sie auch darauf losstürzten. Obwohl sie am jenseitigen Ufer die mit Gewehren bewaffneten Feinde sahen, zögerten sie keinen Augenblick, sich lieber niederschießen zu lassen, als ihren Durst zu bändigen. Zu ihrem Glück waren die Makalaka schlechte Schützen, trotzdem wurden 38 Matabele erlegt, wie das Wild an der Tränke, bevor die Abteilung ihren Durst gelöscht hatte und weiterzog. Viele von den Matabele erlagen der Malaria und der Ruhr binnen wenigen Tagen, viele andere irrten krank in der Wüste umher, bevor der Tod sich ihrer erbarmte oder sie erschöpft zusammenbrachen, um noch lebend von den Hyänen zerrissen zu werden. Viele ertranken in den Sümpfen, hunderte gingen zu grunde bei dem Versuch, mit einem trügerischen, von den Bamangwato geflochtenen Floß über einen der Flüsse zu setzen. So artete der Raubzug endlich aus in eine unaufhaltsame Flucht. Truppweise, ohne Nahrung und Führung suchten die Matabele nur ihre Heimat wieder zu erreichen. Taumelnd sah man die von der Malaria Befallenen dahinschwanken, ihre kleinen schwarzweißen Schilde mühsam zur Abwehr der brennenden Sonnenstrahlen über den fieberzermarterten Kopf haltend. Hunderte brachen zusammen und wurden den Raubtieren zum Fraße. Niemand kümmerte sich um die Zurückbleibenden, die qualvoll dem Durste erlagen, wenn sich nicht Löwen und Hyänen ihrer erbarmten. Gleichmütig sahen die umherstreifenden, mit der Steppe wohl vertrauten Masarwa und Bamangwatos die verhaßten Matabele sich im Wüstenstaube krümmen, sie waren noch nicht einmal barmherzig genug, ihre Qualen durch einen Keulenschlag abzukürzen.

Aber selbst in dieser Not wurde die eiserne Disziplin der Krieger Lobengulas nicht ganz gelockert. Der Missionar Pater Boos geriet, auf einer Reise aus der Residenz Lobengulas nach dem Sambesi begriffen, mitten in den Rückzug der Matabele hinein. Unter anderen Umständen wäre er einfach ausgeraubt oder gar niedergeschlagen worden, aber der Geleitsbrief des gefürchteten Matabeleherrschers bewährte sich selbst unter dieser halbverhungerten Räuberbande. Nachdem der Bruder des Königs von den Bamangwato erschossen war, hatte ein anderer Häuptling die Führung des Rückzugs übernommen. „Ich hatte," erzählt Pater Boos sein Zusammentreffen mit den Matabele, „während der nächtlichen Fahrt

ziemlich lange geschlafen, als mich mein Wagentreiber aufweckte und benachrichtigte, daß vor uns in der Dunkelheit mitten im Walde zahlreiche Feuerchen schimmerten, die höchstwahrscheinlich aus dem Lager der heimkehrenden Matabele herrühren dürften. Ich ließ sofort halten und wollte mich eben mit dem Treiber besprechen, was da zu tun sei, während sich meine Sambesidiener ängstlich unter dem Wagen verkrochen, als schon zu beiden Seiten des Wagens die dunklen Gestalten einiger Matabele auftauchten und nach dem Woher und Wohin fragten. „Vom Könige und nach dem Sambesi," antwortete ich. Man ließ uns nun näher an das Lager herangehen, welches unmittelbar am Wege lag, und die Nachtwache berichtete dem Induna, der sofort selbst zu mir kam, um sich zu erkundigen. Er begnügte sich auch höflich um etwas Nahrung anzusprechen und ließ uns, nachdem ich ihm zwei Eimer Mais überlassen, unbehelligt unseres Weges ziehen." Auf diese Weise fand der letzte Raubzug der Matabele in die kurz darauf unter das englische Protektorat gestellten Länder ein klägliches Ende.

Gegen den Ausgang der achtziger Jahre begann die britische Annexionspolitik ihre Arme, langsam und vorsichtig anfänglich, auch nach Matabeleland auszustrecken. Moffat, der aus dem früheren Missionar allmählich der einflußreichste Agent der Regierung im Innern von Südafrika geworden war, und der auch schon in früheren Jahren lange am Hofe Moselikatses gelebt hatte, begab sich 1888 zu Lobengula. Als der frühere Vertraute seines Vaters wußte er sich bald auch bei dem jetzigen Fürsten Geltung zu verschaffen und vermochte ihn, einen Vertrag zu unterschreiben, worin er sich verpflichtete, ohne die Erlaubnis des Kapstatthalters kein Land zu verschenken. Ob Lobengula ein volles Verständnis hatte, was er eigentlich mit dieser Urkunde unterschrieb, ist wohl sehr fraglich. Tatsache dagegen wurde, daß bald darauf mehrere Konzessionsjäger mit den besten Empfehlungen von Kapstadt aus sich bei ihm einstellten und von ihm gegen Entschädigung von Gewehren und Pulver große Landstriche erwarben. Vor allem erlangten die Engländer Rudd und Maguire von Lobengula gegen 1000 Gewehre und eine jährliche Entschädigung von 1200 Pfund Sterling die Bergbau-Gerechtsame in ganz Maschonaland. Aus diesen Erwerbungen wurden dann von Rhodes die Anfänge der berühmten Chartered Comp. gebildet, die sich in wenigen Jahren zu einer so überwältigenden Größe entwickeln sollte, daß unter Cecil Rhodes Aegide zwischen dem Limpopo und Sambesi ein Reich entstand, vor welchem England selbst zuweilen ein unbehagliches Gefühl von

Furcht überlief. Ohne zunächst gegen Lobengula besonders scharf aufzutreten, nahmen von jetzt an die Engländer das Uebereinkommen mit ihm zum Vorwand, jede Einmischung anderer Staaten in die Angelegenheiten von Matabeleland schroff zurückzuweisen. Als z. B. der transvaalsche Agent Piet Grobler mit Lobengula, der von allen den Akten, die er vertrauensselig unterschrieb, verzweifelt wenig verstand, ebenfalls größere Landkonzessionen vereinbarte, hielt England dem Präsidenten Krüger dem Moffatvertrag entgegen und erklärte die Erwerbungen Groblers für null und nichtig. Krüger gab um des Friedens willen nach. Ein ernsterer Zusammenstoß drohte 1901. Den Transvaalboern wurde ihr Land zu eng. Der Menschen waren mehr geworden, des guten Bodens aber nicht, und ein südafrikanischer Rinderzüchter braucht etwas mehr Land als ein ostelbischer Großgrundbesitzer. So stand denn zu Beginn von 1901 ein großer Treck am Ufer des Krokodilflusses, wohl gegen 3000 Mann, deren Anführer behauptete, früher in Maschonaland Konzessionen erworben zu haben. Die Kapregierung wies auf den Freibrief der Chartered Company hin und verbot den Einmarsch in Maschonaland. Die Boern erklärten, die Chartered Co. ginge sie gar nichts an. Da sandte der Kapgouverneur gegen 100 berittene Betschuana-Gendarmen an die Grenze und gleichzeitig eine Note an Präsident Krüger, daß er die Ueberschreitung des Krokodilflusses als eine Kriegserklärung betrachten würde. Eine Zeitlang lagen sich die Boern und die Engländer schießbereit gegenüber, dann erließ der alte Krüger, der die Verantwortung nicht übernehmen mochte, das Land in einen Krieg zu stürzen, eine Warnung gegen den Treck, und die meisten kehrten um. Die wenigen, die in Maschonaland einzogen, kamen als Untertanen Englands.

Lobengula sah mit behaglichem Lächeln zu, solange sich die Weißen um sein Land gegenseitig ärgerten. Aber das Lachen verging ihm, als die Rhodesier in Matabeleland taten, als wären sie dort zu Hause. Unweit Buluwayo, wo jetzt Lobengula seine Residenz hatte — die Bezeichnung Buluwayo hat ungefähr die düstere Bedeutung von Golgatha, Schädelstätte — legten die Briten das Fort Victoria an und zogen von dort rückwärts nach Betschuanaland den Telegraphendraht, der die Eisenbahn vorbereitete. Sie machten Vorstöße nach Norden und Osten und lieferten den Portugiesen, die sich noch als Herren von Manicaland fühlten, siegreiche Gefechte. Auf Victoria folgte das Fort Salisbury. Wo sie es für nötig hielten, legten die Engländer Besatzungen hin. Gleichzeitig lockten die Gerüchte, daß der früher so ertragreiche Boden von

Maschonaland noch immer reiche Goldschätze bärge, viele Ansiedler ins Land, und die Verwaltung, um billige Arbeitskräfte besorgt, fing allmählich an, die Hand fester auf die Eingeborenen zu legen.

Unter den Matabele wäre freilich nur ein Schrei der Entrüstung gewesen, wenn man ihre Selbständigkeit angetastet hätte. Sie waren schon im äußersten Maße erregt über den Befehl, ihre früheren Raubzüge in die Nachbarstaaten einzustellen. Aber die Betschuanen und die Reste der sanftmütigen Maschona verfielen zu Beginn der neunziger Jahre dem rhodesischen Zwangsarbeitsgesetz, welches im englischen Parlament öffentlich als gleichbedeutend mit der Leibeigenschaft gegeißelt wurde. Noch strengere Saiten zog Rhodes' junger Freund, der Dr. Jameson an, als er zum Verwaltungsdirektor der Rhodesia Co. ernannt wurde. Hüttensteuern, Polizeimaßregeln gegen unbotmäßige Eingeborene und andere lästige Einschränkungen ihrer Freiheit regten die Matabeles zum äußersten Zorn auf, während der alte Lobengula, durch Untätigkeit und Unmäßigkeit fett und unbeholfen geworden, seine Monatspension von 2000 Mark vielleicht noch gern länger in Frieden genossen hätte. Es gärte bereits im ganzen Lande, als Jameson 1893 eine Expedition quer durch das Gebiet der Matabele sandte, um den nördlichsten Teil des alten Maschonalandes zu besetzen. Dagegen erhob Lobengula auf das Verlangen seiner Krieger und Häuptlinge Einspruch, den natürlich die Gesellschaft nicht beachtete. Man war bei der jahrelangen Erbitterung der Matabele auf dem Punkte angekommen, wo, wie man zu sagen pflegt, die Flinten von selber losgehen. Uebrigens hatte Jameson vermutlich seit langem auf diesen Moment gewartet. Man glaubte es ein Leichtes, mit den Matabele fertig zu werden und alsdann das ganze Land einfach zu annektieren, sobald sich der geringste Grund zum bewaffneten Einschreiten fand. Jameson hatte längst gerüstet. Die Forts waren ausgebessert, im Sommer 1893 wurde der Proviant vermehrt, die Besatzung verstärkt. Jameson behauptete, die Matabele hielten Kriegsrat und beabsichtigten einen allgemeinen Aufstand, er ließ an Rhodes die Anfrage ergehen, ob er ihnen zuvorkommen solle. Rhodes depeschierte: „Siehe Lucas 14, 31.“ Jameson suchte und fand folgende Anweisung: „Oder welcher König will sich begeben in einen Streit wider einen anderen König und sitzt nicht zuvor und ratschlagt, ob er könne mit zehntausend begegnen dem, der über ihn kommt mit zwanzigtausend?“ Jameson ratschlagte, fand sich ausreichend gerüstet und schlug im Oktober los, nachdem er die Ansiedler zurückgesandt oder seinen Truppen eingereiht hatte. Er

besaß an Polizeitruppen und Freiwilligen 900 Mann und glaubte leicht mit den Scharen Lobengulas fertig zu werden. Aber die Matabele zählten 15000 Mann, sie besaßen 1000 Gewehre und griffen mit einer unglaublichen Todesverachtung an. Anfänglich war die Lage der Weißen mehr als bedenklich. Da wurden aus der Kapkolonie reguläre Truppen und Maximgeschütze zu Hilfe gesandt, und auf das Ersuchen der Chartered Co. stellte sich Khama, der Bamangwatoheld, mit 2000 Streitern zur Verfügung. In offener Feldschlacht mußten die Matabele dem Bleihagel der Maximgeschütze unterliegen. Am 27. Oktober machten sie einen furchtbaren Sturmangriff auf das englische Hauptlager, wobei sie 3000 Mann verloren und endlich in die Flucht geschlagen wurden. Im Dezember begann die Belagerung von Buluwayo, das einige Tage später trotz heldenmütiger Verteidigung durch Sturm fiel. Der immerhin rechtschaffene Charakter des Königs und die Disziplin seines Heeres bewährten sich so glänzend, daß trotz der Erbitterung der Matabele, die aus Buluwayo rückwärts in die Matoppohügel flohen, drei weiße Händler, die in der Stadt wohnten, Leben und Eigentum behielten. Schwierig war die Verfolgung der Matabele, zumal jetzt die Regenzeit einsetzte und Khama trotz der dringenden Einwendungen der Engländer seine Betschuanaregimenter zurückzog. In den schwer zugänglichen Matoppobergen verschanzt, leistete Lobengula jetzt noch monatelang erbitterten Widerstand und eine englische Abteilung unter Major Wilson, die sich unvorsichtigerweise einem Ueberfall aussetzte, erlitt schwere Verluste. Weit entfernt, den Kampf Flinte gegen Flinte, wie früher die Boern in ihren großen Zulukriegen, auszumachen, versuchten die Truppen der Chartered Co. mehrmals durch Unterhandlungen die Matabele zu kirren, um sie dann wieder in rechtswidriger Weise zu überfallen. Nicht zufrieden mit den Vorteilen, den ihnen ihre Flinten und Maximgeschütze gewährten, bedienten sie sich in diesem Raubkriege jeder Hinterlist und Perfidie, so daß sich nicht nur in ganz Südafrika, sondern auch in England Stimmen gegen diese Art der Kriegführung erhoben. So wurden einmal, wie Wirth in seiner „Geschichte Südafrikas“ erzählt, mehrere Matabelehäuptlinge, die zu Unterhandlungen ins englische Lager gekommen waren, wie Spione behandelt. Mißtrauisch geworden, erklärten sie, sich wieder zu den ihrigen begeben zu wollen, aber nun eröffneten ihnen die englischen Führer, daß sie als Gefangene bleiben müßten, wo sie waren. Die Indunas machten alsbald einen Fluchtversuch, wurden aber dabei betroffen und

einfach niedergeknallt. Der Matabeleherrscher würde mit englischen Parlamentären anders verfahren sein.

Indessen konnte nichts das Geschick Lobengulas aufhalten. Von Kuppe zu Kuppe, von Kluft zu Kluft vertrieben, wandten sich seine Krieger endlich entmutigt zur Flucht. Lobengula selbst war schon nach Norden entwichen, um hinter dem Sambesi eine Zuflucht zu suchen. Die letzten Vorgänge hatten ihm jedes Vertrauen zu seinen alten Freunden, den Engländern, geraubt. Er wurde von den Chartered-Truppen verfolgt, da Rhodes und Jameson wußten, daß die Niederwerfung der Matabele unsicher blieb, solange der König frei war. Lobengula umgekehrt sah nicht ein, weshalb man ihn, nachdem er geschlagen und entthront, noch verfolgte. Er glaubte, die Engländer hätten es auf seine Schätze abgesehen und sandte 2000 Mark an ihre Führer, um sich von der Verfolgung loszukaufen. Aber seine Botschaft gelangte gar nicht an die englischen Offiziere. Zwei Soldaten griffen die Ueberbringer auf und unterschlugen das Lösegeld. Die Verfolgung wurde fortgesetzt. Der alternde und von Krankheiten geplagte Fürst war den Strapazen des Umherstreifens im nördlichen, vielfach sumpfigen Maschonalande nicht mehr gewachsen. Zwei Tagereisen vom Sambesi entfernt, wurde er von den Pocken ergriffen. In einer von Weißen nie betretenen Wildnis ist er 1894 gestorben. Mjan, sein Begleiter auf der Flucht und sein getreuester Häuptling, sorgte für seine Bestattung in einer Höhle.

So war nach 65jährigem Bestehen die Macht der Matabeledynastie in Maschonaland gebrochen. Die Chartered Company nahm alles Land für sich in Beschlag und gab den Eingeborenen nur gegen Pacht und Hüttensteuer davon zurück. So wurden die Matabele ausgehungert oder zur Arbeit gezwungen. Wer sich weigerte, seine Steuern in den Gruben abzuarbeiten, mußte sie in Prügeln bezahlen. Das war die praktische Auslegung der vielgerühmten englischen Humanität in Rhodesia. Zwei Jahre ertrugen die Matabele zähneknirschend dieses Joch. Dann brach noch einmal, entflammt von dem Mut der Verzweiflung, der große Aufstand von 1896 aus. Die Verwaltung, in dem Glauben, das Land vollständig beruhigt zu haben, stand der Revolution ziemlich unvorbereitet gegenüber. Tausende von gut bewaffneten Matabele marschierten jetzt auf Buluwayo, um die Weißen wieder aus dem Lande zu jagen. Die Polizeitruppen waren unfähig, den Aufstand niederzuwerfen. Später sagte allerdings Rhodes in einer seiner Reden: „Sechshundert Kolonisten hätten den tönernen Koloß der letzten barbarischen

Macht in Südafrika umgestürzt, und ihnen wäre nichts weiter übrig geblieben, als den Wilden den Garaus zu machen oder selbst ihre Besitzungen im Stich zu lassen." In Wirklichkeit hatten aber die Kolonisten überhaupt noch keine nennenswerte Bedeutung in Rhodesia, und sie hatten am wenigsten Lust, sich mit den Eingeborenen herumzuschlagen. Die Polizeitruppen aber konnten kaum die Besitzungen der großen Minen- und Landgesellschaften schützen. Sehr zu seinem Aerger mußte Rhodes, der die Einmischung der Kolonialregierung in seine Angelegenheiten nicht gern sah, um Unterstützungen aus Natal, aus der Kapkolonie, ja aus England ersuchen. Trotzdem schwankte der Erfolg noch monatelang hin und her. Aus den Ebenen verjagt, hielten sich die Matabele um so hartnäckiger in den Matoppobergen, wo Rhodes inzwischen den Grund zu einer großartigen Musterfarm gelegt hatte. Von der Sorge um diese seine Schöpfung getrieben, eilte er jetzt selbst herbei und versuchte, den Krieg, der sehr langwierig zu werden drohte, durch gütliche Einigung zu beenden, wobei er einen anerkennenswerten persönlichen Mut bewies. Aus seinem Lager am Fuße der Matoppoberge begab er sich, wie man sagt, unbewaffnet und mit nur drei Begleitern zu den Häuptlingen der Matabele, um sie durch mehrtägige Verhandlungen zur friedlichen Unterwerfung zu bringen. Wenn ihn die Matabele bei dieser Gelegenheit gehängt oder erschossen hätten, so wäre vielleicht das entsetzliche Morden des späteren Transvaalkrieges, den Rhodes doch zum größten Teil auf dem Gewissen hatte, vermieden worden. Das Recht dazu hätten die Indunas nach der Behandlung, welche ihre Abgesandten im vorigen Kriege von der Rhodesia Comp. erfahren, wohl in Anspruch nehmen können, Aber sie zeigten sich gesitteter als die weiße Rasse und hielten den Gesandten für unverletzlich. Der Zweck Rhodes', ihnen das Vergebliche ihres Widerstandes klarzumachen, gelang, und mit der freiwilligen Unterwerfung der Matabele gegen gewisse Konzessionen hörte das Reich des Moselikatse definitiv auf zu bestehen.

Das Reich Ophir und sein Königshaus.

Als an der Wende des 15. und 16. Jahrhunderts die kühnen Entdeckungsfahrten eines Bartolomeo Diaz, eines Vasco de Gama, Magelhaens, Cabral und anderer dem König von Portugal in einem Menschenalter die halbe Welt zu Füßen legten und Venedig seine

Rolle als Königin des Welthandels an Lissabon abtreten mußte, wurde auch das alte Ophir, das Goldland des Salomo, wieder entdeckt. Die Sofalaküste zwischen den Mündungen des Sambesi und Sabi, zuerst von Covilhaens um 1480 betreten, wurde auf hundert Jahre der Stützpunkt der portugiesischen Eroberungen in Südafrika. Anscheinend hatte ja nur der Glaubenseifer plötzlich ganze Flotten an diese früher nur den Arabern bekannten Gestade geführt, aber in Wahrheit hatte wohl das Gold noch mehr Anteil an dieser energischen Besiedlung als die Mission. An der Sofala hatte Alvarez zuerst die goldbeladenen Schiffe der Araber gesehen, die der Bibel zufolge schon im Altertum das Gold von Ophir nach dem Sabäerlande trugen, und seitdem wurde an der afrikanischen Ostküste Fort um Fort gegründet, in großen Seeschlachten wurden die Araber, die bis dahin im Roten Meere und im Indischen Ozean allmächtig gewesen waren, aufs Haupt geschlagen, und um 1605 waren die Portugiesen die unbestrittenen Herren der Ostküste. Längs des Sambesi drangen sie tief ins Innere vor, legten überall feste Plätze an und unternahmen Eroberungs- und Beutezüge in die angrenzenden Länder. Allmählich drangen mehr und mehr Gerüchte und Geschichten über den Goldreichtum des Innern zu den Weißen durch. Man hörte von den mächtigen Ruinen alter Burgen und Tempel tief im Lande, in denen die Sabäer oder Phönizier gesessen, als sie die Goldschätze von Ophir ausbeuteten: von gewaltigen Herrschern, die noch jetzt ungeheuren Ländern geboten und für göttlichen Geschlechts gehalten wurden.

An allen diesen Erzählungen war etwas Wahres. Ob das südafrikanische Goldland Fura, Kalanga, Monomotapa, Benematapa oder wie die alten Quellen es nennen, das Ophir Salomos gewesen ist, mag auch heute noch zweifelhaft sein. Ophir lag vielleicht in Arabien, aber sicherlich war es dann nur die sabäische Niederlage, wohin die in Fura gehobenen Goldschätze gebracht und wo sie für den Transport nach Indien, Phönizien oder Palästina aufgespeichert wurden. Denn daß Fura oder Safar, wie die Araber das Hinterland von Sofala nannten, vor einigen Jahrhunderten ein sehr ergiebiges, von eingewanderten asiatischen Fremdlingen ausgebeutetes Goldland war, steht außer allem Zweifel. Es waren allem Anschein nach Sabäer, die Vorläufer der Phönizier im Welthandel, die Fura eroberten. Wir wissen nicht, was für eine Rasse von Eingeborenen sie dort vorfanden, aber sicher haben sie sie beherrscht und nicht nur ihrer Politik, sondern auch ihrem Kultus unterworfen. Sie erbauten als uneinnehmbare Zwingburg im Herzen des Goldlandes die

Bergfeste Simbabwe (Simbabye) und dicht dabei einen großen, dem Baal- oder Sonnenkultus geweihten Tempel.* Fast das ganze Gebiet zwischen Sambesi und Limpopo, dessen westliche Hälfte das im vorigen Abschnitt behandelte Maschona- oder Matabeleland ist, unterlag ihrer Herrschaft. Die späteren Eingeborenen dieses großen Landes, zumeist Makalaka oder Makalanga genannt, zeigten einen entschieden semitischen Typus und sind offenbar aus der Verschmelzung der Sieger mit den von ihnen vorgefundenen Landeskindern hervorgegangen. Sie gruben in vielen Schächten das goldreiche Erz, sie schmolzen es in den Oefen, deren Ruinen gleich den Resten der Tempel und Burgen, gleich den tiefen Höhlungen der Minen noch heute das östliche Maschonaland zu einem der interessantesten Gebiete des dunklen Erdteiles stempeln.

Aber alles, was wir von diesen alten Bewohnern von Fura wissen, ist dunkel und liegt im Schleier der mühsamen Deutung aus zerstreuten Funden, Sagen und Berichten einer Jahrtausende alten Vergangenheit. Als die Portugiesen längs des Sambesi die Pforten des einstigen Goldlandes wieder aufsuchten, waren schon die Völkerstürme der großen Bantuwanderung, die wir im ersten Abschnitt beschrieben haben, über das Reich Monomotapa dahingerauscht und hatten vieles verändert, Altes zerstört, Neues dafür wieder errichtet. Ja eine neue, aus den asiatischen Mischlingen des Altertums und den Bantu hervorgegangene Rasse bewohnte die Gegenden und hatte fremde Sitten und Gebräuche den alten hinzugefügt. Aber die Völkerwanderung, wie sie sich über das Land gewälzt, so war sie auch wieder hinweg gebrandet, und vieles von dem Alten, was wohl vorübergehend gestürzt schien, war wieder emporgetaucht und hatte sich dauerhafter erwiesen als die von den Fremdlingen aus Norden mitgebrachten Sitten. Wie früher wurde der Monomotapa, der „Herr des Berges“ oder „Gebieter der Gesteine“, als göttlichen Ursprungs verehrt. Ihm gehörte nicht nur der goldführende Boden, ihm gehörte jeder Fußbreit Landes im ganzen Reiche, und nur als königliches Lehen empfingen seine Untertanen den von ihnen bearbeiteten Boden. Nach wie vor verehrte das Volk mit dem Herrscher als Oberpriester an der Spitze

* Die Ansichten der Altertumsforscher über die Bedeutung der massenhaften Ruinen in Maschonaland sind noch immer nicht geklärt. Fast jede neue Untersuchung führt zu neuen Funden und Ansichten, und der erwähnten Deutung der Ruinen als Burgen und Tempel stehen auch viel nüchternere Erklärungen gegenüber. Wir halten einstweilen mit Peters und anderen Landeskundigen an der älteren Deutung fest.

den „allgegenwärtigen, großen Baal oder Bulu“, den Kabulu-Kagoro (vielleicht die Sonne) auf den Höhen der Berge, und selbst zu Zeiten, wo sie gegen Fremde ausnahmsweise gütig und liberal waren, verwehrten sie ihnen mit ängstlicher Eifersucht das Betreten der Bergkuppen als geheiligter Orte. Neben dem Monomotapa aber wurde als Hohepriesterin die Quaraquate verehrt, ein altes, weissagendes Weib, die früher ebenso wie die phönizische Baalsgattin Aschera die Gemahlin des Gottes selbst gewesen war.

Das ehemals gewaltige Reich des Monomotapa — nach den ältesten Berichten hat es das ganze Innere von Südafrika erfüllt — war schon zur Zeit der portugiesischen Besitzergreifung stark im Zerfall begriffen. Im Jahre 1506 berichtete der Statthalter von Sofala, Diego de Alcacova, daß der Monomotapa namens Tschikanga auf gewaltsame Weise ums Leben gebracht war, nachdem schon um 1500 durch seinen Sohn Tolora das Manicaland vom Reiche Fura losgerissen worden war. Größere Gebietsabtrennungen fanden 50 Jahre später statt. Ein Fürst, sei es nun ein Sohn oder Bruder des damaligen Königs oder ein Häuptling aus dem eingewanderten Bantustamme, gründete zwischen Sofala und dem Sabi, ein anderer im Süden an der Küste ein eigenes Reich. Eben damals hatten auch die Portugiesen schon zahlreiche, meist freilich vergebliche Anstrengungen gemacht, sich des Goldlandes um jeden Preis zu bemächtigen.

Am besten sind wir über die Expedition des Francisco Barreto unterrichtet, den König Sebastio um 1569 nach Ostafrika schickte, um die Goldminen im Kalangalande für Portugal zu erobern. Barreto fuhr den Sambesi hinauf bis Sena, das damals an der Ostgrenze des Monomotapareiches lag, und schickte von hier eine Gesandtschaft an den Herrn des Landes, um mit demselben über einen Vertrag zu unterhandeln. Es kam auch ein solcher zu stande. An den Nordgrenzen des Kalanga-Reiches hatte sich damals der Stamm der Monge oder Mongasi, die zwischen Sena und dem ebenfalls schon von Portugiesen gegründeten Teta am Sambesi saßen, gegen den Monomotapa empört. Barreto erbot sich, sie zu unterwerfen, wobei es ihm natürlich nur darum zu tun war, ein Stück weiter ins Land zu dringen, ohne von den gefürchteten [illegible]alanga belästigt zu werden. Aber er kam nicht weit. Von [illegible] flußaufwärts gehend, sah er sich an dem Punkte, wo er [illegible] nach dem „Berge des Monomotapa“ abbiegen mußte, bereits [illegible]otigt, auf einer Insel im Sambesi ein Lager für die vielen [illegible]ranken und den größten Teil des Gepäcks zu bilden, denn es war

keine Möglichkeit, mit einer schwer beladenen Karawane weiter zu marschieren. Mit 560 Mann Fußvolk, 23 Reitern und 6 Kanonen drang er im sandigen Tal des Muira langsam nach Süden vor, aber als er am elften Tage der feindlichen Truppen ansichtig wurde, waren die Portugiesen bereits durch Hunger und Durst dezimiert. An Krankheiten, dem Mangel an Lebensmitteln und dem Ausweichen des Feindes scheiterte endlich die ganze Expedition. Im nächsten Jahre wurde ein neuer Versuch von Sofala aus gemacht, durch Manicaland in die begehrten Golddistrikte von Fura einzudringen, er mißglückte ebenfalls, und nicht besser erging es späteren Expeditionen. Erst im folgenden Jahrhundert gelang es den Portugiesen, ins Land zu kommen, und zwar dadurch, daß sie das Schwert mit dem Kreuze vertauschten. Dominikaner sind es, die wir seit 1610 erfolgreich im Lande der Kalanga tätig sehen. Es gelang ihnen, so hören wir bald darauf, vereinzelte Anhänger für den christlichen Glauben zu gewinnen, selbst Prinzen des königlichen Hauses fielen ihnen zu. Einen derselben, Mavura oder nach seiner Taufe Fillipe, gelang es ihnen auf den Thron zu bringen, worauf derselbe sein Land 1629 unter den Schutz Portugals stellte. Das wurde natürlich der Anfang eines Bürgerkrieges, es war nur begreiflich, wenn der größte Teil der Makalanga, die in ihrem Könige viel mehr die geistliche als weltliche Macht verehrten, sich weigerte, den Christen anzuerkennen. Der Nachfolger Mavuras blieb dann wieder bei dem alten Glauben. Die Geschichte der Makalanga im 17. Jahrhundert wird nunmehr ein ununterbrochenes Schwanken zwischen der einheimischen und portugiesischen Partei, zwischen dem alten und dem christlichen Glauben. 1652 ließ sich ein Monomotapa mit seiner ganzen Familie und allen seinen Anhängern taufen. Er nahm den Namen Domingos an, seine Gattin wurde Luisa getauft, sein Sohn Miguel trat in den Dominikanerorden und wurde sogar 1670 zum Doktor der Theologie promoviert. Er starb als Priester des Konvents von Sa. Barbara in Goa. Aber es kamen auch wieder andere Zeiten, in denen Volk und Herrscher in Kalanga sich auf den Glauben ihrer Väter besannen und der Fremdenhaß im Lande mächtig ausbrach. Im Jahre 1693 machte der Monomotapa Chingamira der portugiesischen Herrschaft im ganzen Land ein Ende. Er vertrieb die Portugiesen, die eben begonnen hatten, das große Goldflöz von Fura zu bearbeiten, vollständig aus seinem Reich, zerstörte ihre Stationen und stellte die alten Formen der Regierung und des Gottesdienstes wieder her. Seitdem haben die Anstrengungen von zwei Jahrhunderten nicht ausgereicht, das Verlorene

wiederzugewinnen. Portugal hat eine tatsächliche Herrschaft nur zeitweise am Zambesi und längs der Küste besessen, aber niemals wieder im eigentlichen Reich der Makalanga.

Die schattenhafte Macht, die die Portugiesen in einigen Forts des Innern, aber selten weit vom Zambesi oder vom Meere entfernt, noch besaßen, wurde meist durch die sog. Capitaos mors ausgeübt, Halbblut-Kommandanten, die an der Spitze einer kleinen Söldnertruppe, umgeben von einem Harem einheimischer Frauen, das sorglose Dasein echter Tropenkinder führten. Ihnen kam es ebensowenig darauf an, mit Hilfe verwilderter Eingeborenenhorden, denen sie sich vorübergehend verbündeten, gelegentliche Angriffe auf die größeren Staaten des Innern zu unternehmen, als auch gegen die eigene Regierung Front zu machen und ganz ausschließlich nach ihrem Kopfe zu leben. In den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts fielen zahlreiche von diesen portugiesischen Grenzforts unter dem Angriff von Kaffernhorden, die um diese Zeit vor dem Druck der großen südlichen Zulureiche zurückwichen und unter tüchtigen Führern wieder nach Norden wanderten, woher sie einst vor alten Zeiten gekommen waren. Zu diesen Zügen, halb Flüchtlinge vor der Macht eines Stärkeren, halb Eroberer im Lande schwächerer Stämme, gehörten auch die Gazavölker, die von der Gegend der Delagoabai nach Norden wanderten. Während die Scharen des Moselikatse westlich von den Randgebirgen und die Makololo unter Sebituane wieder westlich von ihnen am Rande der Kalahariwüste ihre zukünftigen Wohnsitze aufsuchten, ging der Strom der Gazastämme zwischen den Bergen und der Küste entlang. Sie überschwemmten Swasiland und Mozambique und überschritten unter dem Häuptling Manikusa den Sabifluß, um nun verheerende Raubzüge in das portugiesische Gebiet zu unternehmen. Manicaland, ein Teil des alten Goldgebietes und von den Portugiesen erobert, mußte wieder aufgegeben werden, nur einige Jesuitenmissionen blieben darin bestehen. Das Innere des Reiches Monomotapa oder Fura aber blieb den Fremden jetzt noch strenger verschlossen als früher. Wie weit sich die Gaza in das alte Reich hineingewagt haben, davon sind wir nicht unterrichtet, aber die Herrschaft des ehemaligen Königshauses blieb auch unter diesem neuen Ansturm siegreich. Ja unter dem Titel des Macombe sitzt noch heute ein Nachkomme der alten Monomotapas auf dem Thron von Fura, und es ist seltsam, zu sehen, daß sich dieses so wenig kriegerische Volk unter den politischen Umwälzungen und Wanderungen von fünf Jahrhunderten, ja vielleicht seit einigen Jahrtausenden sein Herrscherhaus

und eine Art von Selbständigkeit erhalten hat. Der Grund davon ist wohl gerade die frühzeitige Besitzergreifung des ganzen Landes zwischen dem unteren Sambesi und der Delagoabai durch die Portugiesen, eine Besitzergreifung, die allerdings meist auf dem Papier blieb und die Selbständigkeit der Eingeborenen nur wenig antastete, die aber doch andrerseits ausreichte, um die übrigen europäischen Staaten, vor allem England, abzuhalten, seine Hand auf das Reich des Macombe zu legen. Jetzt allerdings scheint auch für dieses letzte autonome Königreich des Inneren von Südafrika die Stunde geschlagen zu haben.

Schon mit dem Vertrage zwischen Lobengula und der Rhodesschen Gesellschaft im Jahre 1888 war ja mindestens die Hälfte des alten Reiches tatsächlich in Englands Hände gefallen, denn bis zu den Matoppobergen hatten die inzwischen ja größtenteils ausgerotteten oder vertriebenen Makalanga den Macombe als ihr eigentliches Oberhaupt betrachtet. Seit 1890 begannen dann die englischen „Forschungsreisen", die sich weit über die Ostgrenze von Maschonaland hinaus erstreckten und eher Eroberungszügen als friedlichen Reisen glichen. „Ob recht oder unrecht," — sagt der englische Jäger und Pionier der Wildnis Selous in seinem Buche „Reisen und Abenteuer in Südostafrika", — „ob recht oder unrecht, es ist ein britischer Charakterzug, Besitz von jedem Lande zu ergreifen, das wir des Besitzes wert erachten, und dieser Seeräuber- oder Wikingsinstinkt ist eine angeerbte Tugend, die uns von dem Blute unserer nordischen Vorfahren überkommen ist. Alle anderen Nationen würden dasselbe tun wollen und tun es auch, wenn sie können, aber wir haben mehr Unternehmungsgeist und bis jetzt den Löwenanteil. Glücklicherweise besaßen wir einen Clive und Warren Hastings im vorigen Jahrhundert und in diesem Rhodes und Jameson, und so geht das Werk der Annexion und Verwaltung seinen ungestörten Weg."

Nach diesem Prinzip, das Recht des Stärkeren im Auge, gingen die Engländer, ungeachtet der Proteste Portugals, in Manicaland vor. Eine portugiesische Grenzwache stieß mit der gut bewaffneten Expedition Willoughby zusammen und wurde in einem Gefecht bei Massi-Kassi zurückgeworfen. Portugal, von den europäischen Staaten im Stich gelassen und außer stande, allein mit England Krieg zu führen, erhielt nicht allein keine Genugtuung für diese Gebietsverletzung, sondern wurde auch zu dem Vertrage von 1891 gezwungen, der zu Gunsten Englands einen Strich durch die portugiesischen Besitzungen vom Nyassa-See bis zum Sabi zog und

halb Manicaland, außerdem die meisten Gebiete, wo noch Gold vermutet wurde, in die Hände Englands gab. Wer aber auch hiervon wiederum am wenigsten betroffen wurde, war der Herr von Monomotapa. Sein Königreich, weit mehr priesterlicher Natur als von dieser Welt, litt unter keiner Zersetzung und Abtretung. Während ganz Portugal in ohnmächtiger Wut gegen England entbrannte, genoß er in seiner Residenz Misongwe, die noch immer auf portugiesischem Gebiet lag, nach wie vor die Verehrung aller Makalanga von nah und fern. Die Makalanga des Matabelelandes, das erst durch Moselikatse von Monomotapa abgetrennt wurde, senden dem Macombe ihren Tribut so gut wie die Bewohner von Gorongoze im Osten, das sich schon im 16. Jahrhundert losriß. So hielten sich denn auch die Bewohner von Manica, deren Häuptling Umtassi nach langen Kämpfen in englischen Sold trat, nach wie vor eigentlich für Untertanen des Macombe, dem der Häuptling alljährlich fünf schöne Jungfrauen als Tribut sandte.

Einer der wenigen Europäer, denen es gelang, persönlich bis zu diesem Herrscher vorzudringen, war Dr. Karl Peters, der im Jahre 1900 im Auftrage einer englischen Gesellschaft das noch unerforschte Land zwischen Sambesi und Sabi durchreiste und auf seinen Goldreichtum untersuchte.* Er gelangte ohne Hindernisse nach Misongwe und zum Könige und erfuhr, daß dieser lediglich gegen die Portugiesen die alte traditionelle Feindschaft aufrecht erhielt, im übrigen aber den Fremden und ihren Bestrebungen gar nicht abgeneigt war. Der Zug vom Sambesi nach Misongwe führte die Reisenden, Dr. Peters und seinen Begleiter Gramann, an vielen alten Erzgruben und verfallenen Schmelzöfen vorüber, die von dem einstigen Goldreichtum auch in diesem nördlichen Teile des Reiches sprechende Kunde ablegten. Die Bewohner stellten sich der Expedition nicht unfreundlich gegenüber, nur das Besteigen der Berge suchten sie noch immer auf alle Weise zu verhindern, wie sie es schon im 16. Jahrhundert getan hatten, wie die Portugiesen berichteten: „entweder aus Aberglauben, oder um uns an einem Ueberblick über das Land zu verhindern.“ Peters fand unter den Eingeborenen zwei noch immer unterscheidbare Rassen, von denen die eine große, schlanke, mit dem allenthalben in Afrika vertretenen Bantutyp wohl die späteren Einwanderer, die andere von feinerem und zartem Körperbau und deutlich semitischem, ja jüdischem Gesichtstyp die alte sabäisch-phönizische Erobererrasse repräsentierte.

* „Im Goldland des Altertums“, Forschungen zwischen dem Sambesi und Sabi, München 1902.

Durch Hochwald, erzählt Peters, führt der Weg am linken Ufer des Muira entlang, an dessen rechtem Ufer die Residenz des Macombe liegt. Wiederholt kamen unterwegs Boten auf mich zugerannt, um mich willkommen zu heißen und sofort wieder zu verschwinden, — ganz wie 1890 bei meinem Zug in die Residenz von Uganda. Unter gewaltiger Aufregung der Bevölkerung marschierten wir dann in die Stadt, über deren Eingangstor zwei aufgepflanzte Schädel uns „Willkommen" zugrinsten. Auf einem freien Platz inmitten des Ortes ließ ich die Zelte aufschlagen und sandte dem König alsbald die Geschenke zu, die er dankend mit der Zusage beantwortete, uns am folgenden Morgen zu empfangen.

„Ein sehr wenig angenehmer Tag stand uns bevor. Heiß brannte die Sonne auf unsere Zelte inmitten des staubigen Misongwe mit seinen unglaublichen Gerüchen. Misongwe hat 4000—5000 Einwohner, welche hier in einer engen Umzäunung aus einem festen Verhau dicht beieinander wohnen. Die Straßen sind eng und krumm. In der Mitte ist der Palast Macombes, eine Anzahl größerer Häuser um einen runden offenen Platz herum. Die ganzen Wohnlichkeiten des Fürsten sind von einem eigenen Palisadenwall umgeben. Der Verhau um Misongwe enthält mehrere kugeldichte Vorsprünge, von denen aus das Glacis um den Ort bestrichen werden kann. So liegt der Platz für Negerbegriffe uneinnehmbar über dem Muiratal. Dies ist alles recht schön und recht gut, nur eignet sich eine solche Negerstadt nicht gerade zur Sommerfrische."

Der erste Wunsch, den Peters demzufolge bei der Audienz des nächsten Tages dem Könige aussprach, war der, sich auf einem luftigen Hügel außerhalb der Stadt seine Zelte aufschlagen zu dürfen, um dort die weitere Entwicklung der Dinge abzuwarten. Der Macombe erteilte ihm diese Erlaubnis, obwohl das Ersuchen etwas ungewöhnlich war. Er nahm die beiden Weißen sehr freundlich auf und trat ihnen ohne jedes Zeremoniell entgegen, so daß Peters anfangs Schwierigkeiten hatte, unter den verschiedenen Häuptlingen, die ihm ungeniert entgegentraten und ihm zwanglos die Hand schüttelten, den Herrscher herauszufinden. Erst im Gespräch entfaltete sich dann an dem Könige eine gewisse bescheidene Würde, die ihn bemerkbar vor seiner Umgebung auszeichnete. Peters schildert ihn mit folgenden Worten: „Er ist ein kräftig gebauter Mann von Mittelgröße mit klugen Augen, etwas weichem Munde und lockigem Kinnbart. Der Ausdruck seines Gesichts ist entschieden angenehm, sein Auftreten bescheiden, aber sehr würdevoll.

Unwillkürlich hat man das Gefühl, einem vornehmen Manne gegenüber zu stehen." Erst nach einiger Bekanntschaft gab sich der Macombe seinen Besuchern gegenüber ungebundener und erwies sich dann nicht nur als ein vorzüglicher Gesellschafter, sondern auch als ein trunkfester Herr, der den in den Tropen ziemlich abstinent lebenden Doktor öfters in Verlegenheit brachte. Gleich im Begrüßungsgespräch war übrigens der Herrscher bemüht, zwischen sich und seinen Besuchern volle Klarheit über ihre gegenseitige Stellung zu schaffen.

„Du und deine Brüder — sagte er — sind mir willkommen. Engländer und Deutsche will ich bei mir sehen, nur Portugiesen dürfen hier nicht erscheinen. Mit ihnen lebe ich im Kriege und werde ich stets im Kriege leben. Meine Väter haben sie bekämpft seit langen Zeiten. Sieh her, zum Zeichen dieser alten Feindschaft trage ich hier den Finger eines ihrer Großen um meinen Hals, den wir getötet haben, des Senhor Goveia. Willst du hier allein und in Frieden arbeiten, so sollst du mir willkommen sein, Portugiesen aber will ich nicht bei mir haben, und deinen Portugiesen muß ich töten lassen."

Peters war über diesen unerwarteten Ausgang der Rede des Königs nicht wenig erstaunt und verwahrte sich feierlich dagegen, einen Portugiesen in seinen Diensten zu haben. Schließlich kam es heraus, daß der König, der die Karawane offenbar schon auf portugiesischem Boden am Sambesi hatte beobachten lassen, den dort mit den übrigen Teilnehmern zurückgebliebenen Herrn v. Napolski, einen Polen, seines dunklen Lockenhaares wegen für portugiesischer Herkunft hielt. Es kostete viele Mühe, ihn von diesem Irrtum zu bekehren und ihm einen Begriff von der Größe und dem Länderreichtum Europas beizubringen. Er gab dann in aller Form seine Zustimmung zu dem Ansuchen Peters, geologische Untersuchungen in seinem Lande vorzunehmen, und entließ die Weißen mit dem Versprechen, sie abends in ihrem Lager vor der Stadt zu besuchen.

„Der Abend" — berichtet der Reisende weiter — „zog ruhig herauf bei vollem Mondlicht. Ich war gerade beschäftigt, Spiegeleier zum Abendessen in die Pfanne zu schlagen, als plötzlich das „Schädeltor" von Misongwe sich öffnete und heraus ein wilder phantastischer Zug kam. Voran tanzende junge Mädchen, dann eine Musikkapelle, bestehend aus Trommeln, Pfeifen und Saiteninstrumenten. Darauf folgten mehrere Würdenträger, dann eine einzelne Figur, in der wir beim Näherkommen Macombe erkannten, hinter ihm seine Brüder und Großen, im ganzen 40—50 Mann.

Schnell ließ ich Pfanne und Eier wegtragen und ging dem König entgegen bis an den Rand des Hügels."

Der Forscher hatte sich bereits mit vier Flaschen Kognak auf diesen Abendbesuch vorbereitet, aber der Macombe ließ sich einen Eimer bringen, schüttete kaltblütig die vier Flaschen hinein, ließ Wasser auffüllen und sagte: „Dies ist für unsere Leute. Wir beide Großen wollen Champagner trinken. Ich bin gekommen, um Brüderschaft mit dir zu trinken." Was half es — es mußte Champagner ausgepackt werden, und der alkoholfeindliche Reisende kam um das Anstoßen und Mittrinken nicht herum. Trinkend und rauchend, von der tanzenden Menge umgeben, saßen die Reisenden mit ihrem königlichen Duzfreunde etwa eine halbe Stunde zusammen, dann ergriff Macombe Dr. Peters bei der Hand und begann eine längere, hochpolitische Erörterung, in welcher er seinen Befürchtungen und Hoffnungen betreffs der Zukunft offen Ausdruck verlieh.

„Ich habe," sagte er, „längst den Wunsch gehabt, einen tüchtigen Weißen zum Freunde zu haben. Ich sehe, wie ihr Weißen immer mehr in Afrika vordringt. Gesellschaften sind auf allen Seiten meines Landes tätig; auf dem Sambesi fahren Dampfer, von Beira geht die Eisenbahn nach Maschonaland, in Umtali, Macequeçe und anderen Plätzen sind Städte entstanden. Auch mein Land kann dieser Veränderung nicht für immer entgehen. Und ich bin ganz bereit, es den Weißen zu öffnen. Deshalb habe ich dir die Erlaubnis gegeben, in meinem Lande nach Gold zu suchen und Stores zu bauen, nachdem ich beobachtet habe, daß du und deine Freunde fleißig arbeitet. Ich möchte auch sehr gern Wagen und Eisenbahnen im Kalangalande haben. Aber ich will der Macombe hier bleiben, wie es meine Väter gewesen sind. In diesen Zeiten habe ich einen weißen Freund nötig, um dies alles mit den Portugiesen in Freundschaft zu regeln."

Der arme König ahnte nicht, daß eben diese freundschaftliche Regelung seiner Angelegenheiten gleichzeitig das unabwendbare Ende seiner Selbstherrlichkeit mit sich bringen mußte. Er hätte sich der Gewalt gegenüber wohl noch eine Weile behaupten können, denn er verfügte über 7000 Gewehre, abgesehen von den Lanzen- und Bogenschützen. Aber die ganze Anlage dieses Volkes war einmal mehr auf den Frieden als auf die Werke des Krieges gestimmt. Peters fand bei ihnen den Ackerbau aufs höchste entwickelt. Hirse, Mais, Erdnüsse, Kartoffeln, Tabak standen allenthalben auf den Feldern. Der Bergbau sowohl auf Gold als Eisen wurde noch

immer mit Fleiß betrieben. Das Gold wird auch in den Flüssen gewaschen und kommt in Federspulen zum Verkauf. Das erschmolzene Eisen wird im Lande verarbeitet, denn die Makalanga gehören zu den geschicktesten Schmieden in ganz Afrika, ebenso wie sie durch die Erzeugnisse ihrer Töpferkunst berühmt sind. Auch in der Flecht- und Schnitzkunst leisteten die Bewohner von Misongwe Hervorragendes.

Aber auch das Geschick dieses fleißigen, sympathischen Völkchens dürfte binnen wenigen Jahren entschieden sein; die Eisenbahn wird eines Tages im letzten Winkel des einstigen großen Monomotapa pfeifen, und vor ihrem Donner und Rauch wird der Nimbus zerflattern, der zweitausend Jahre lang das Haupt des „Herrn der Berge und Gesteine“ umwoben hat. „Eine Eisenbahn,“ schreibt ja auch Peters, „wäre der einfachste Weg, die lästige Macombefrage, die zur Zeit jede Unternehmung dort lähmt, aus der Welt zu schaffen. Das Macombeland verfügt über eine große Menge von Arbeitskraft, welche der Erschließung endlich nutzbar gemacht werden sollte. Gegen einen Eisenbahnbau kann sich auf die Dauer auch der unabhängigste Eingeborenenhäuptling nicht behaupten.“

Das ist der eherne Gang des Geschicks. Im Geiste der Geschichte ein altehrwürdiges, von den Schauern einer 3000jährigen Vorzeit umwehtes Königshaus, — in den Augen der „Kultur“ ein „lästiger“ Häuptling, der fallen muß, um den Goldgräbern des 20. Jahrhunderts Platz zu machen.

An den Königshöfen von Betschuanaland.

Aus der Geschichte der Betschuanen.

In den vorhergehenden Abschnitten dieses Buches ist zu wiederholten Malen flüchtig von dem großen Volksstamme der Betschuanen die Rede gewesen, einer großen Völkergruppe, die zur Zeit der englischen Besitzergreifung von Südafrika das ganze Zentrum dieser Ländermasse erfüllte. Weder Kaffern noch Buschmänner oder Hottentotten, bilden sie ohne Zweifel eine Mischrasse, an deren Zusammensetzung die vor 400 Jahren vom Sambesi südwärts wandernden Bantu den größten Anteil gehabt haben. Ungewiß dagegen ist es, was für eine Bevölkerung die letzteren bei ihrem Eindringen in diese Gebiete vorgefunden haben. Einst war ja das ganze Innere des Erdteils von den kleinen Zwergrassen, und zwar in diesen Gegenden von Buschmännern, bewohnt, aber es ist wohl als gewiß anzunehmen, daß sich diese Urbevölkerung schon viel früher durch Zuzug von Norden oder Osten veredelt hat.

Als vor mehr als hundert Jahren die ersten Europäer mit den südlichsten Betschuanastämmen in Berührung traten, bewohnten diese und ihre Verwandten den größten Teil des Landes zwischen dem Oranje- und Vaalflusse im Süden und dem oberen Sambesi im Norden. Westlich schränkte die wasserlose Steppengegend der Kalahariwüste das Vordringen der Betschuanen ein, östlich dagegen reichten einige Stämme noch bis in die Nähe des Meeres. Schon die ersten Weißen, die mit ihnen in Verbindung traten, erkannten die augenfällige Verwandtschaft zwischen den Betschuana und den Kaffern, mit welchen die Holländer und Engländer schon mehrfach in unliebsame Berührung gekommen waren. Lichtenstein, dem wir

die ersten genaueren Nachrichten über die Betschuana verdanken,* nannte sie im Aussehen wie in der Sprache nahe Verwandte der ihm wohlbekannten Xosa-Kaffern, aber er schilderte sie als viel gesitteter, milder, ja verweichlichter und weniger kriegerisch als die tapferen, speergewohnten Kaffernvölker. Dagegen habe ihre ruhigere Lebensweise ihren Charakter und ihre Züge veredelt, sie seien schöner, besonders die Frauen, und gegen die Fremden weit freundlicher und gesitteter. Das bestätigt nur die Annahme, daß die Betschuanen zurückgelassene Ueberbleibsel von den alten Zügen der Kaffern sind, die sich mit den Bewohnern der unterworfenen Länder vermischt und ihre friedlichen Lebensgewohnheiten angenommen haben. Im Laufe vieler Generationen mußten sie den weiter südwärts gewanderten Kaffern mehr und mehr entfremdet werden, und endlich sehen wir die letzteren, von den vordringenden Europäern nördlich zurückgedrängt, abermals als Räuber und Eroberer in die Länder eindringen, die ihre Vorväter einst begründet hatten.

Lichtenstein lernte im Jahre 1805 den südlichsten der damals bestehenden Betschuanastämme, die Maatjapings, unter ihrem König Mulihawang kennen und wurde von letzterem aufs herzlichste aufgenommen. Der Reisende kam in Begleitung des Missionars Kok, der bereits unter den Betschuanen einige Zeit gelebt hatte, nach einer beschwerlichen Reise an den Kurumanfluß, der durch einen hübschen Weg zwischen hochstämmigen Dornbäumen mit der Residenz des Häuptlings verbunden war. Die Hütten der Eingeborenen lagen dichtgeschart um einen freien Platz, in dessen Mitte drei hochstämmige Giraffenakazien standen. Darunter war, wie Kok erzählte, der Lieblingsplatz des Königs. Dieser zeigte bei dem Besuch der Fremden nicht die geringste Verlegenheit, sondern kam ihnen, sobald sie seine Stadt betraten, freundlich und nicht ohne eine gewisse ruhige Würde entgegen. Lichtenstein selbst beschreibt das erste Zusammentreffen mit folgenden Worten.

„Wir sahen einen großen Mann von ernsten Zügen, dem Anschein nach über die sechzig hinaus, mit einem weiten Mantel behangen und auf dem Kopfe eine rauhe Zipfelmütze, langsam uns entgegen kommen. Vier andere Männer von ähnlicher Tracht und ihm nahe an Jahren folgten einige Schritte hinter ihm in einer Reihe. Eine Menge Volks drängte hinterher und von den Seiten heran. Wir saßen ab, und noch verlegen, wie wir ihn grüßen sollten, reichte er uns stumm die Rechte zum Handschlag, unserem

* „Reisen im südlichen Afrika", Berlin 1810.

Kok zuletzt, den er dann als alten Bekannten herzlicher als uns begrüßte, ihm die Hand mit beiden Händen umfassend und drückend. Der König bezeugte vorläufig seine Zufriedenheit mit unserem Besuch und versprach, uns noch heute in unserem Lager zu bewillkommnen."

Dieser Besuch fand denn auch kurz darauf statt, und Mulihawang behielt auch im Lager seiner Gäste ganz den Ernst und die Würde bei, die ihn bei seinem ersten Auftreten kennzeichneten. Auf die mitgebrachten Gaben und die Freundschaftsversicherungen der Weißen erwiderte er, als ob ihm die Geschenke ganz gleichgültig wären: er habe überhaupt nichts gegen die Fremdlinge, die sein Land in friedlicher Absicht bereisten, aber besonders willkommen sei ihm ein jeder, den ihm sein Freund Kok zuführe. Er stellte dann seine Räte und seine Söhne vor, von denen der ältere, Methibe, der Thronerbe war, ein 30jähriger Mann von ernsten, aber sehr angenehmen Gesichtszügen. Der andere war des Königs dritter Sohn Molimo, ein junger Mann von hoher Gestalt, aber plumper Figur und häßlichen, wenn auch gutmütigen Zügen.

Lichtenstein fand in diesem Betschuanenherrscher eine durchaus sympathische, gewinnende Persönlichkeit, deren innere Gesittung weit über dem stand, was man bei der Unberührtheit dieses Stammes mit der europäischen Kultur von ihm erwartet hätte. Bei dem ihm zu Ehren gegebenen Festmahl der Besucher trank er mit großer Mäßigkeit und entschuldigte sich höflich, er sei des Weines zu ungewohnt, um mehr zu trinken. Ebenso mäßig, würdig und zugleich freundlich zeigte er sich im Verkehr mit seinen Untertanen, nur als sich beim feierlichen Empfang der Gäste nächsten Tages das Volk gar zu eng und unverschämt um Fürsten und Fremde drängte, verlor er endlich die Geduld, nahm seinen großen Mantel unter den linken Arm und schwang mit der Rechten seinen Sambock aus Rhinozerosleder, nach allen Seiten um sich schlagend und den Haufen rasch auseinandersprengend.

Mulihawang war jetzt nur noch der Herr von etwa 5000 Untertanen. Fünf Jahre früher, als sein Stamm mit dem des Häuptlings Makrakki, den Muruhlongs, vereinigt lebte, waren es 15 000 Seelen, als aber bald darauf die beiden Fürsten sich trennten, folgten zwei Drittel Makrakki, mit welchem Mulihawang jetzt in bitterer Fehde lebte. Erst vor drei Tagen war sein Sohn Methibe, den er zu den Korannas am Vaalflusse gesandt hatte, um sie zur Teilnahme am Krieg gegen die Muruhlong zu bewegen, unverrichteter Sache zurückgekehrt, was den alten Herrn vielleicht während der Zeit von Lichtensteins Besuch noch grämlicher und ernsthafter als

gewöhnlich machte. Wie sehr ihm der Krieg gegen seinen ehemaligen Freund, der ihm jetzt, wie er sagte, die Herden wegtrieb und die Untertanen abwendig machte, am Herzen lag, ließ er mehrfach durchblicken. So suchte er durch die Vermittelung Koks die Fremden zu überreden, ihm mit ihren Pferden und Flinten gegen die Muruhlongs beizustehen, was natürlich abgeschlagen wurde. Auch zu einem Feldzuge gegen die Buschmänner, die geschworenen Feinde aller Betschuanenstämme, suchte er seine Gäste zu überreden. Er nahm ihnen indes die Verweigerung seiner Bitte nicht so übel, wie sie es fürchteten, und beschämte die Weißen, die, in der Furcht, zurückgehalten zu werden, einige Tage später ohne Abschied nach Süden abgereist waren, durch seine Höflichkeit. Er sandte ihnen nämlich die Prinzen Methibe und Molimo nach um ihnen Lebewohl zu sagen und ihn selber zu entschuldigen, ohne ein Wort des Vorwurfs über ihre eilige und rücksichtslose Abreise, die ihn trotzdem sichtlich gekränkt hatte.

Es gab damals noch eine ganze Anzahl Betschuanastämme, von denen Lichtenstein acht namentlich aufzählt. Das Königtum war unter ihnen erblich, aber es scheint sehr häufig zu Thronstreitigkeiten und zur Teilung der Stämme durch die Absonderung jüngerer Brüder der Häuptlinge gekommen zu sein. Die unbedingte Gewalt, die jedem einzelnen Krieger innerhalb seiner Familie zustand, übte der König über den ganzen Stamm, er war Herr über Leben und Tod, aber gleichzeitig auch der Vater seines Volkes, der seine richterliche Gewalt nur selten mißbrauchte. Wie Lichtenstein erzählt, war damals der König nicht nur Richter, sondern gleichzeitig auch sein eigener Strafvollstrecker, er konnte jeden seiner Untertanen zum Tode verurteilen, mußte dann aber das Urteil auch selbst vollziehen. Trotz ihres im allgemeinen ruhigen und verträglichen Charakters waren die Betschuanen doch tüchtige Krieger, und stete Grenzstreitigkeiten und Kriege gegen ihre eigenen abtrünnig gewordenen Untertanen erhielten sie im Gebrauch der Waffen in Uebung. Der Feld- und Gartenbau wurde dagegen den Weibern überlassen, die nichtsdestoweniger eine große Achtung genossen. Besonders den älteren Frauen wurde dieselbe zugebilligt, und die Mutter des jeweiligen Königs galt oft ebensoviel wie er selbst.

Als die größten Stämme wurden damals die Muruhlong (wahrscheinlich die Barolongen), ferner die weit im Osten wohnenden Tammacha und die Maguini genannt, letztere bekannt als die Eisenlieferanten aller umliegenden Völker. Sie gruben, wie man erzählt, die Erze aus einem großen Berge, dessen eine Seite Kupfer, die

andere Eisen enthielt. Von ihnen aus war auch das Gerücht von weißen Menschen zuerst an die weiter im Süden wohnenden Völker überliefert, die es für eine Sage hielten. Vermutlich waren es die im 16. und 17. Jahrhundert am Sambesi aufwärts kommenden Portugiesen gewesen, von denen sich diese ersten Gerüchte von Weißen herschrieben.

Ehemals, als alle oder doch der größte Teil der Betschuanen noch ein Volk bildeten, war die Königswürde erblich in der alten und einflußreichen Familie der Baharutse, deren letzte Sprossen, den Eingeborenen wohlbekannt, noch jetzt in mehreren Zweigen leben. Damals beruhte die Macht des Herrschers noch vornehmlich auf den geheimnisvollen Zeremonien und Zauberkünsten, die man ihm zuschrieb, und diese Kenntnis sicherte den Nachkommen der alten Könige noch lange Zeit einen gewissen Einfluß, nachdem ihr Reich zerfallen war. Die Könige und Oberpriester der neuentstandenen Reiche pflegten zu dem jeweiligen Oberhaupt der Baharutse zu pilgern, die als Mittelpunkt eines kleinen Stammes sich erhielten, um die ehrwürdigen Gebräuche von ihm zu erlernen. Der Oesterreicher Holub, dem wir neben Livingstone das meiste über die Geschichte der Betschuanareiche verdanken, fand in den siebziger Jahren einen Zweig der alten Königsfamilie ganz verarmt als Untertanen des Häuptlings Chatsitsive in dessen Residenz Moschaneng, einen zweiten, und zwar den älteren Zweig aber im Transvaal.

Als sich Livingstone 1842 unter den Bakuena als Missionar niederließ, zählte er außer ihnen noch 6 bis 7 andere Betschuanastämme mit erblichem Königstum. Sie nannten sich sämtlich nach Tieren, die ihnen auch jetzt noch in gewissem Sinne unverletzlich waren, z. B. die Bakuena (die von dem Alligator), die Batlapinen (vom Fisch), Bakatla (vom Affen), Banoga (von der Schlange) usw. Schon damals wurden die südlichsten Staaten von den langsam vordringenden Boern zusehends aufgerieben, wenn sie es nicht vorzogen, sich den Engländern in die Arme zu werfen. Schon früher hatten sie viel unter den Kaffernstämmen zu leiden, die von englischen und holländischen Ansiedlern zugleich bedrängt, nordwärts wanderten und die friedfertigeren Betschuanen seitwärts in die Kalahari drängten, wo sie mit den Hottentotten und Buschmännern erbitterte Kämpfe auszufechten hatten, bevor sie neue Niederlassungen begründen konnten. Außerdem drückte naturgemäß jeder von Süden angegriffene Stamm auf den nächsten, so daß wir seit 1830 oder 1840 allmählich die letzten Betschuanareiche von Süden nach Norden untergehen oder ihre frühere Selbständigkeit verlieren sehen. Als

Livingstone 1842 zu dem Bakuenakönig Sechele kam, hatte dieser soeben den südlichsten Teil seines Reiches an die Barolongen verloren. Zehn Jahre später überfielen die Boern sein Land und zwangen ihn weit nach Nordwesten auszuweichen, wo er nach langjährigem Umherwandern die neue Residenz Molopolole gründete. Wir werden ihm hier später in der Schilderung Holubs wieder begegnen, vorher sei aber noch der südlichsten Betschuanareiche, die der Zivilisation zuerst zum Opfer fielen, mit kurzen Worten gedacht.



Chatsitsive, Häuptling der Bawanketsi.
(Nach Fritsch.)

Die Barolongen, die schon in den vierziger Jahren den viel zahlreicheren Bakuena so hart zusetzten, befanden sich damals wahrscheinlich selbst auf dem Rückzuge vor den Boern, die mit den Betschuanen jederzeit wenig Umstände zu machen pflegten. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wurden sie von dem tüchtigen, wenn auch der Zivilisation ziemlich abholden Montsua regiert und waren aus ihren früheren Sitzen in Stellaland und Gosen so weit zurückgedrängt, daß sie, obwohl 30 000 bis 35 000 Seelen stark, eigentlich gar keine Heimat hatten. Montsua wohnte 1872 in der Hauptstadt seines Nachbarfürsten Chatsitsive, der den uralten Betschuanastamm der Bawanketsi beherrschte und bei der allgemeinen Bewegung dieser Völker sich mit einem schmalen Streifen Landes zwischen die Barolongs und die nördlicher sitzenden Bakuena gedrängt hatte. Während unter den letzteren das Christentum schon zur Zeit Livingstones Eingang gefunden hatte, hat sich Montsua, der von dieser

Neuerung wenig Gutes erwartete, lange Zeit dagegen gewehrt und auch der Missionstätigkeit unter den Seinen viele Hindernisse bereitet. Erst als er sah, daß selbst die blutigste Strenge nichts gegen die Ausbreitung des Christentums vermochte, und als sein eigener Bruder Molema sich taufen ließ, gab er nach, ohne indessen selber überzutreten. Als ihn Holub besuchte, kam er ihm mit Chatsitsive und einem jungen Basutohäuptling, namens Mobili, der als Dolmetsch diente, eine Tagereise entgegen.

Montsua, schreibt Holub,* ein Mann von über 50 Jahren, wohlbeleibt, mit einem stets lächelnden, gutmütigen Gesicht, flößte mir sofort Zutrauen ein. Chatsitsive, ein großer, hagerer Mann, zeigte ebenso wie sein Kanzler deutlich, daß sie ihr faltenreiches Antlitz den Umständen anzupassen verstanden. Alle waren europäisch bekleidet, Chatsitsive mit einem langen Ueberrock und Zylinder und sein Faktotum mit einem Mentschikoff. Montsua erklärte während des einleitenden Gespräches, daß er wegen der Scherereien mit den Boern einstweilen seine Hauptstadt verlassen habe, sich aber jetzt am Molapo, d. h. weiter westlich in der Kalahari, oder in Poolfontein eine neue Stadt bauen wolle, in der ich ihn alsdann besuchen müsse. — In der dann folgenden Unterhaltung imponierte den Besuchern nichts mehr als die künstlich präparierten Vogelbälge und die in Spiritus gesetzten Reptilien. Die Mahnung, daß in den Vogelbälgen Gift enthalten sei, versetzte Montsua in Schrecken, denn die Betschuanas fürchten, wahrscheinlich infolge ihrer bösen Erfahrungen mit den Buschmännern, nichts so sehr als künstlich zubereitetes Gift. Der König rieb und wusch unaufhörlich seine Hände und konnte sich lange nicht beruhigen.

Montsua hat, überzeugt von den verderblichen Wirkungen des Schnapses, allen seinen Untertanen den Spiritus in jeder Gestalt verboten. Um so ergötzlicher war es, als die beiden Könige Holub unter der Vermittlung Mobilis ersuchten, seine Diener ein Weilchen fortzuschicken, um ihm dann ganz insgeheim — einen Schluck Brandy abzubetteln. „Ich schenkte ein. Montsua trank etwa einen halben Löffel voll und griff dann sofort nach Wasser. Chatsitsive brachte zwei Löffel voll hinunter, verzog aber dabei sein langes Gesicht derart, daß selbst Montsua in ein krampfhaftes Lachen ausbrach. Chatsitsive ließ etwa einen Löffel in dem Blechbecher übrig, reichte ihn dem Kanzler, und dieser leerte ihn rasch, worauf er den Rest mit dem Finger zu erhaschen sich bemühte. Mobili spülte den halben Becher hinab, ohne eine Miene zu verziehen."

* „Sieben Jahre in Südafrika", Wien, 1881.

Sobald Holub dann in Moschaneng eintraf, ließ ihn Montsua zu sich rufen und und erbat Medizin für sich und seine drei Frauen, von denen er eine als sterbenskrank schilderte. Da die unschuldigen Medikamente des Arztes Wunder wirkten, so hatte er damit das Vertrauen des schwarzen Herrschers völlig gewonnen. Montsua überreichte ihm für seine Bemühungen nicht allein 1 Pfund Sterling, sondern auch vier weiße und vier schwarze Straußenfedern von seltener Schönheit. Montsua erzählte dem Gast mancherlei aus den früheren Zeiten des Landes und schilderte ihm unter anderm auch, wie seinerzeit die Matabele Moselikatses Begräbnis gefeiert hätten. Er forderte ihn auf, sich als Arzt unter seinem Volk niederzulassen, und verbürgte sich dafür, daß es ihm niemals an Arbeit und Einnahmen fehlen würde. — Zehn Jahre später wurde Montsuas Reich und ebenso das südlich davon liegende Land der Batlapinen von England annektiert.

Die Batlapinen, vielleicht identisch mit den von Lichtenstein besuchten Maatjapings, wohnten bis in die fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in der Gebirgsgegend um Tauung herum, letzteres war die Residenz ihres Königs Mahura. Er verließ dieselbe, als dort 1843 eine Missionsanstalt begründet wurde, und zog weiter nach Norden. Die Boern, die sich zu jener Zeit unter jedem Vorwande auf die angrenzenden Betschuanastämme warfen, um ihnen ihre Rinder abzunehmen, benutzten einen solchen Vorwand auch, um Mahura den Krieg zu erklären. Ein Teil der südlich wohnenden Batlapinen hatte mit den Holländern Streit gehabt, und obwohl der Häuptling ihnen das Vorgehen gegen die Boern verboten hatte und sich bereit erklärte, sie strenge zu bestrafen, legten ihm die Weißen eine solche Buße an Vieh auf, daß dieselbe die Verarmung seines ganzen Stammes bedeutet hätte. Mahura rüstete sich gegen sie, wurde aber bei Tauung überfallen und erlitt unter dem kaltblütigen Feuer der Boern, die alles niederschossen, was sich irgend in den Bergen zeigte, eine furchtbare Niederlage. Er selbst starb bald darauf, sein Neffe Mankuruane übernahm die Herrschaft und wanderte mit den Resten des Stammes weiter nordwestlich. In den Klüften und auf den Klippen von Tauung aber fand man noch nach Jahrzehnten die bleichenden Gerippe jener grausamen Kämpfe, in denen kein Weißer, aber Hunderte von Eingeborenen gefallen waren.

Montsua und Mankuruane wurden gleichzeitig die Opfer der Zwistigkeiten, welche 1884 zwischen England und dem wieder zur Selbständigkeit gelangten Transvaal ausbrachen. Die Transvaal-

boern hatten zwei Nebenbuhlern der genannten Häuptlinge, Massa und Moschette, ihre Unterstützung geliehen und mit ihrer Hilfe die beiden Betschuanahäuptlinge weiter nach Osten gedrängt. Die freiwerdenden Landstriche hatten alsdann kleine Boernhaufen besetzt und daselbst die Republiken Stellaland und Gosen begründet. Die englischen Kapansiedler, die in diesen kleinen Staaten mit Recht lästige Hindernisse für ihren Handel mit den nördlicheren großen Betschuanareichen erblickten, beschwerten sich über die eigenmächtigen Staatenbildungen des Nordens bei der englischen Regierung, und diese sandte im Sommer 1884 ein Kommando nach Norden, um das englische Protektorat über die Betschuanaländer zu verkünden und den Weg dorthin frei zu machen. Cecil Rhodes, der genialste Staatsmann und Länderverschlinger der Kapkolonie, begleitete diese Expedition und brachte die Bewohner von Stellaland dazu, sich freiwillig dem englischen Kolonialamt zu unterwerfen. Die Republik Gosen dagegen wollte von England nichts wissen, wandte sich um Hilfe an Transvaal, und wirklich erklärte Präsident Krüger im September 1884 das Protektorat über Gosen. Das ließen sich die Engländer am Kap aber nicht gefallen; die Regierung in London, zuerst unschlüssig, konnte infolge eines Massenprotestes der englischen Bevölkerung in Kapstadt nicht umhin, sich einzumischen. In drohendem Tone wurde Krüger daran erinnert, daß Transvaal nach dem bestehenden Suzeränitätsvertrag mit England nicht das Recht habe, einen noch unabhängigen Nachbarstaat zu annektieren, und aufgefordert, den Schutzvertrag mit Gosen zurückzuziehen. Damit noch nicht zufrieden, sandte die Kolonialregierung schleunigst 1500 Mann unter General Warren nach dem Kap und ließ Gosen durch einen vier Monate langen Feldzug regelrecht erobern. Nunmehr wurden die südlichen Betschuanastaaten einfach annektiert, und die Absicht Krügers, der nicht England, sondern das deutsche Gebiet von Südwestafrika zum Nachbar haben wollte, war endgültig vereitelt. Den Engländern stand nunmehr der Weg nach Norden völlig frei, sie waren die Herren von Süd-Betschuanaland und schlossen mit den Königen der drei nördlichen Betschuanareiche, mit Chatsitsive, Seschele und Khama, Schutzverträge. Die beiden letztgenannten Herrscher sind es, deren vielbewegter Lebenslauf uns nachfolgend eingehender beschäftigen soll.

Sechele, der Freund David Livingstones.

Der Stamm der **Bakuena** oder Krokodilanbeter, unter denen Livingstone seine große und erfolgreiche Laufbahn als Missionar und Afrikaforscher begann, war einst ein reiches und bedeutendes Volk mit vielen Herden und ausgedehnten Wohnplätzen. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war ihr Häuptling Moschoasele ein weitberühmter und weitgereister Mann, der als erster seines Stammes die Nachricht von den noch nie gesehenen weißen Männern auf seinen Reisen erfuhr und mit nach Hause brachte. Aber erst zu Lebzeiten des zweiten Moschoasele, seines Enkels, wurde das Land der Bakuena selbst von diesen Fremdlingen betreten, deren Dasein bisher trotz der bestimmtesten Behauptungen von den meisten bezweifelt worden war. Es waren zwei englische Reisende, die 1808 die Länder nördlich des Oranje- und Vaalflusses durchzogen, aber verschollen blieben. Es hieß damals, sie seien von den Bawanketsi erschlagen worden, einem weiter südlich wohnenden Stamm, der sich gleich den Bakuena von dem alten Geschlechte der Baharutse abgetrennt hatte. Livingstone aber erfuhr aus sicheren Quellen, daß sie sowohl das Land der Bawanketsi als der Bakuena wohlbehalten passiert hatten und dann nordwärts den Limpopo entlang gefahren waren. Erst hier seien sie vom Fieber gepackt und zu Grunde gegangen. Die Bakuena besaßen damals nicht nur prächtige Herden, sondern ihr Land hatte auch einen viel größeren Wasserreichtum als später. Man zeigte viele ausgetrocknete Flußbetten, an denen einst Tausende von Rindern ihren Durst gelöscht haben sollen.

Dieser Moschoasele II war der Vater des großen Bakuenakönigs **Sechele**, dessen Lebenslauf uns hier beschäftigen soll. Er war anscheinend ein bedeutender Krieger und Regent, aber von so blutdürstigem und ausschweifendem Charakter, daß er unter seinem Volke mehr Furcht als Liebe und Verehrung genoß. Das hätte bei der meistens auf Furcht gegründeten Anhänglichkeit der Neger an ihre angestammten Herrscherfamilien nicht soviel auf sich gehabt, wenn Moschoasele nicht so unklug gewesen wäre, auch viele einflußreiche Häuptlinge seines Stammes zu kränken und zu reizen. Er soll mehreren von ihnen ihre Lieblingsweiber geraubt haben und brachte dadurch wahrscheinlich den Zorn der Vornehmen des Landes zum Ueberlaufen. Eine Verschwörung wurde gebildet, der König erschlagen und ein anderer Häuptling zum Herrscher eingesetzt. Die Kinder des Ermordeten ließ man aber am Leben, da es im allgemeinen gegen das strenge dynastische Gefühl der meisten Neger-

stämme geht, die Rache über den Herrscher, der sich verhaßt gemacht, noch auszudehnen. Die Söhne Moschoaseles also, unter denen Seschele der älteste war, blieben im Schutz ihrer Verwandten, die alsbald darauf sannen, ihnen den Thron ihrer Väter wieder zu verschaffen.

Die Gelegenheit dazu ließ nicht lange auf sich warten. Tief im Süden, wo die Zusammenstöße der englischen und holländischen Kolonisten mit den kriegslustigen Kaffernstämmen einen ständigen Herd der Unruhen und Aufregungen schufen, war es wieder einmal zu einer Völkerbewegung gekommen. Unter dem mächtigen und grausamen Häuptling Moselikatse war 1818 ein Stamm der Zulukaffern nordwärts gezogen und warf in seinem langsamen Vordringen jeden Widerstand vor sich nieder. Als die Zulu 1824 in der Gegend des östlichen Oranjefreistaats erschienen, wanderte ein Stamm der dort heimischen Basuto, die Makololo unter ihrem Führer Sebituane, nach Norden aus, um sich dem Druck der stärkeren Kaffern zu entziehen. Der kühne, nachmals zu so großer Berühmtheit gelangte Sebituane hatte schon oftmals von den glücklichen Ländern am Tschobe und Sambesi gehört, die sich eines ewigen Frühlings erfreuen sollten, und er beabsichtigte jetzt, dort ein neues Reich zu begründen. Jeden Widerstand brechend, hatte er bereits die südlichen Betschuanareiche durchzogen und war in der Gegend der Bakuena angelangt, als hier die oben erzählte Revolution stattgefunden hatte.

Die Freunde des getöteten Bakuenaherrschers sandten nun Boten zu Sebituane, dessen Kriegsruhm ihm weit vorausgeflogen war, und baten ihn, die Mörder zu bestrafen und die legitime Königsfamilie wieder in ihre Rechte einzusetzen. Sebituane gab diesem Ansuchen auch Folge, weil er darin eine Gelegenheit erblickte, sich eins der größten Betschuanareiche, das er bei seinem Weiterzuge im Rücken lassen mußte, auf immer zu verpflichten. Er umzingelte — wir folgen hier der Erzählung Livingstones — bei Nacht die Hauptstadt der Bakuena, und morgens beim Tagesgrauen verkündete sein Herold mit lauter Stimme, daß er gekommen sei, den Tod des Maschoasele zu rächen. Dabei schlugen die Makololo rings um die Stadt laut an ihre Schilde, worauf die Einwohner in panischem Schrecken herausstürzten. Was sich irgend feindselig zeigte, ward von den Kriegern Sebituanes unterschiedslos niedergemacht. Seschele selbst wurde, obwohl die Weisung ausgegeben war, die Königskinder zu schonen, durch einen Schlag bewußtlos gemacht, dann aber beiseite getragen und gepflegt. Sebituane ließ darauf den gegen-

wärtigen Häuptling der Bakuena hinrichten und setzte Seschele als Oberhaupt des Stammes ein.

Der nunmehrige Bakuenakönig blieb dem berühmten Häuptling der Makololo, der später am Sambesi das große Reich der Marutse-Mabunda aufrichtete, lebenslänglich in Freundschaft verbunden. Er heiratete die Töchter mehrerer Bakuena-Anführer, die beim Untergang seines Vaters treu zu ihm gehalten hatten, und sicherte sich dadurch die Unterstützung der einflußreichsten Stammesangehörigen. Ein Teil der Mißvergnügten und früheren Empörer wanderte aus und führte eine Teilung des Stammes herbei.

Es mochten zehn Jahre seit diesen Ereignissen verflossen sein, als Livingstone die Bekanntschaft Escheles machte, der ihm mit einem ungewöhnlichen Vertrauen entgegen kam. Er erlernte von dem englischen Missionar das Lesen und Schreiben und warf sich mit einem solchen Eifer auf diese neuen Beschäftigungen, daß sein bisher unter den Strapazen der Jagd hager und sehnig gebliebener Körper unter der sitzenden Lebensweise schwerfällig und beleibt wurde. Er hatte mit Livingstone unzählige Unterredungen über das Christentum und bezeigte bald Lust, es für seine Person anzunehmen, erkannte allerdings auch sofort die praktischen Schwierigkeiten dieses Schrittes. Er hätte das Vertrauen seines Volkes verloren, wenn er den üblichen Zaubergebräuchen entsagt hätte, und die Feindschaft der Häuptlinge sich zugezogen, wenn er seine überzähligen Weiber nach Hause gesandt hätte. Letzteres schien ihm noch gefährlicher als der Unwille des Volks, das gegen den fremden Medizinmann ein starkes Mißtrauen hegte. Er erklärte sich übrigens bereit, alle seine Leute mit einem Schlage zu bekehren, wenn sein Freund ihm nur freie Hand lassen wolle.

„Glaubst du denn," sagte er, „sie werden jemals dadurch glauben lernen, daß du mit ihnen sprichst? Ich kann sie bloß dadurch zu etwas bringen, daß ich sie durchprügle. Wenn es dir recht ist, so will ich meine angesehensten Leute zusammenrufen, und wir werden sie alle mit unseren Nilpferdpeitschen sogleich gläubig machen!" Aber er mußte doch erleben, daß er seine Gewalt bedeutend überschätzt hatte. Erst nach drei Jahren entschloß er sich, sich taufen zu lassen und seine Frauen bis auf eine zu ihren Eltern zu senden; allein es erwuchs ihm daraus so viel Feindschaft und Widerspenstigkeit, daß er diesen Schritt wohl mehr als einmal bereute. Er soll denn auch nach Livingstones Wegzug die meisten heidnischen Gebräuche seinem Stamm zuliebe wieder aufgenommen

haben, obwohl er mit seinen Kindern dem christlichen Bekenntnis treu blieb.

Vor allem gewann aber Seschele durch den Umgang mit Livingstone an praktischen Kenntnissen. Er führte den Ackerbau ein und verlegte auf Anraten des Freundes seine Hauptstadt weit nach Osten in eine fruchtbare Gegend, wo er die Stadt Kolobeng gründete und wo Livingstone längere Jahre bei ihm lebte.

Die Bakuena waren auch um diese Zeit noch immer ein wohlhabendes Volk, wenn auch nicht mehr in dem Maße, als vor 20 Jahren, da Sescheles Vater 1000 Stück Vieh abzählte, um einen Grundstock für die Herden seines Nachfolgers zu bilden. Jeder junge Betschuane hegte den Wunsch, selbst einige Häupter Rindvieh zu besitzen, und die ärmeren arbeiteten jahrelang freiwillig auf den Farmen der Boern, um dann mit zwei bis drei Rindern zurückzukehren. Leider lockte gerade dieser Wohlstand die schlechteren Elemente der selbständigen Boern an, Raubzüge unter den Bakuena zu versuchen, wie sie vorher schon bei vielen kleineren Betschuanastämmen des Ostens geglückt waren. Es kann leider nicht in Abrede gestellt werden, daß die Boernstaaten, die nun von England unterworfen sind, wenigstens in früheren Jahren alles das selbst an den Eingeborenen gesündigt haben, womit sie von England so schwer gestraft wurden. Besonders nachdem sie unter Hendrik Potgeiter und Gert Krieger als Befreier in das östliche Betschuanaland gekommen waren, welches vorher unter dem Druck des Zuluhäuptlings Moselikatse stand, begannen sie bald, die wehrlosen und gutmütigen Betschuanen schlimmer zu behandeln, als es vorher die Zulu getan hatten. Nicht zufrieden, sie auf dem Felde für sich ohne Bezahlung arbeiten zu lassen, unternahmen sie von Zeit zu Zeit wirkliche Raubzüge, um den Eingeborenen Vieh und Kinder abzujagen.

Von diesen Raubzügen hatten die Bakuena seit mindestens acht Jahren gehört, bevor sich die Holländer an sie selber wagten. Kein Winter verging in den vierziger Jahren, ohne daß nicht ein Stamm oder Dorf überfallen wurde. Die Boern feuerten in der Regel, ohne den mindesten Widerstand zu finden, so lange in die Ansiedlungen hinein, bis die Männer flohen, und nahmen alsdann von dem Besitz, was an Weibern, Kindern und Vieh zurückgeblieben war. Dabei war niemals ein einziger Weißer getötet worden, wohl aber fürchteten diese, daß es ihnen bei einem Ueberfall auf die Bakuena, die jetzt bereits oft von englischen Händlern besucht wurden und über eine Anzahl Gewehre verfügten, nicht ebenso

glimpflich ergehen würde. Sie versuchten es deswegen zuerst mit List, Seschele wehrlos zu machen. Mehrfach sandten sie ihm Briefe mit der Weisung, sich ihnen zu unterwerfen und die englischen Händler zu vertreiben. Seschele erwiderte ihnen: „Gott hat mich zum unabhängigen Häuptling gemacht und hierher gesetzt, aber nicht ihr. Ich ward niemals von Moselikatse bezwungen, wie diejenigen Stämme, die ihr beherrscht, und die Engländer sind meine Freunde. Ich erhalte von ihnen alles, was ich wünsche, und ich kann sie nicht hindern zu gehen, wohin sie wollen."

Die Boern hielten sich, durch die fortwährenden Streitigkeiten mit der Kapkalonie beschäftigt, noch eine Weile zurück. Aber nachdem sie Ende der vierziger Jahre unter Pretorius einen neuen Treck nach Norden ausgeführt und die Transvaalsche Republik begründet hatten, war Seschele ihr nächster Nachbar geworden, und sie beschlossen, die Selbständigkeit seines Stammes unter allen Umständen zu brechen. Im Jahre 1852 schritten sie zur Ausführung ihrer Absicht und rückten mit 400 Mann und 85 Wagen vor Kolobeng. Sie konnten den Bakuena keinerlei Vorwürfe machen, niemals hatte einer dieses Stammes ihnen ein Stück Vieh gestohlen, wie die Kaffern und Hottentotten es taten. Sie beriefen sich einfach darauf, daß sie das Land der Bakuena brauchten, und daß Seschele ihnen zu hochmütig werde. Sie fanden bei ihrem Angriff auf Kolobeng zum ersten Mal Widerstand und verloren sogar eine ganze Anzahl Leute. Das steigerte ihre Erbitterung so weit, daß sie nach der Einnahme nicht nur die Eingeborenenstadt verbrannten, sondern auch das Haus Livingstones zerstörten und das Eigentum englischer Jäger, die weiter ins Innere gezogen waren und es den Bakuena zur Aufbewahrung gegeben hatten, raubten oder ruinierten. Livingstone selbst befand sich gerade auf Reisen und erhielt die Nachricht von dem Untergange Kolobengs durch die Frau des Häuptlings, die mit einem Briefe Sescheles an den Missionar Moffat unterwegs war. Dieser Brief schildert den Verzweiflungskampf der Bakuena trotz seiner Kürze und Trockenheit besser, als lange Beschreibungen es vermöchten.

„Ich bin Seschele;" lautet der Brief, „ich bin zugrunde gerichtet durch die Boers, obschon ich ihnen nichts zuleide getan habe. Sie verlangten, ich solle die Engländer und Griquas am Durchzug nach Norden hindern. Ich antwortete, diese sind meine Freunde, und ich kann sie nicht hindern. Sie kamen am Sonnabend, und ich ersuchte sie, am Sonntag nicht zu kämpfen, und sie willfahrten. Sie begannen am Montag morgen um die Dämmerung

und schossen mit all ihrer Macht, und verbrannten die Stadt mit Feuer und zerstreuten uns. Sie erschlugen sechzig von meinem Volk und nahmen Weiber und Kinder gefangen. Sie raubten alles Vieh und alles Besitztum der Bakuena, und Livingstones Haus plünderten sie und nahmen alle seine Habe mit. Alles Eigentum der Jäger wurde in der Stadt verbrannt, und von den Boers wurden 28 getötet. Ja, mein geliebter Freund, mein Weib geht jetzt zu dir, um die Kinder zu sehen, und Kobus Hae wird sie zu dir geleiten. Ich bin Seschele, der Sohn Maschoaseles."



Seschele, König der Bakuena.
(Nach Fritsch.)

Die Bakuena hatten sich bei diesem Ueberfall so wacker verteidigt, daß die meisten von ihnen und der größte Teil des Viehs mit der Dunkelheit ins Gebirge flüchten konnten. Masebele, die Frau des Königs, hatte sich beim Angriff der Weißen in einer Felsenspalte versteckt, über welche die Boern hinwegfeuerten. Ihr kleines Kind, das sie auf dem Arm hielt, begann zu weinen, und in der Furcht, dadurch die Feinde aufmerksam zu machen, nahm sie ihre Armbänder ab und gab sie dem Kinde zu spielen.

Einige Monate später traf Livingstone mit Seschele selbst zusammen, der auf der Reise nach dem Kap begriffen war, um die Hilfe der Königin von England gegen den Rechtsbruch der Boern

anzurufen. Livingstone, der seine Landsleute und die Kapregierung besser kannte, suchte dem König diese weite und beschwerliche Reise auszureden. Seschele aber fragte nur: „Wird mich die Königin etwa nicht anhören? — „Gewiß — sagte Livingstone — würde sie dich anhören, aber die Schwierigkeit liegt eben darin, zu ihr zu gelangen.“ „Nun, ich werde schon hinkommen,“ meinte Seschele und setzte seine Reise fort. Als er Bloemfontein erreichte, traf er hier eine englische Abteilung, die sich erfolglos mit den Basutos herumgeschlagen hatte. Die Offiziere luden den Bakuenaherrscher ein, mit ihnen zu speisen, und legten eine Summe zusammen, um ihm die Weiterreise zu ermöglichen. Der Oberbefehlshaber vermied es dagegen, von Seschele Notiz zu nehmen. Der Häuptling setzte seine Reise wirklich bis Kapstadt fort, hier aber gingen ihm die Mittel aus, und er mußte in seine tausend Meilen entfernte Heimat zurückkehren, ohne seinen Zweck erreicht zu haben.

Seschele hatte seinen Leuten streng anbefohlen, in seiner Abwesenheit nichts gegen die Boern zu unternehmen. Trotzdem kam es auf einem Jagdzuge der Bakuena zu einem Zusammenstoß, bei welchem die Weißen die Flucht ergriffen und die Betschuanen die Wagen derselben mitnahmen. Die Boern, die einen Guerillakrieg der Bakuena fürchteten, sandten nunmehr einige Friedensvermittler, von denen die schwer Geschädigten nichts weiter verlangten, als die Rückgabe der geraubten Frauen und Kinder, vor allem der Kinder des Häuptlings. Aber selbst diese bescheidene Forderung scheint nicht vollständig erfüllt zu sein, und es stellt der Friedfertigkeit dieses schwarzen Volkes und seines Herrschers ein glänzendes Zeugnis aus, daß sie nicht, wie es ihnen wohl möglich gewesen wäre, bei jeder Gelegenheit nachhaltige Vergeltung an den Räubern ihres Gutes und ihrer Kinder geübt haben.

Inzwischen zog sich das Volk der Bakuena bedeutend weiter nach Norden zurück, und Seschele gründete nach seiner Rückkehr von Kapstadt eine neue Residenz namens Liteyana, wo er es indessen nicht sehr lange aushielt. Er baute dann in kurzen Zwischenräumen noch verschiedene Städte, zuletzt eine solche in vorzüglicher Lage mit Namen Molopolole, wo ihn Holub zu Anfang der siebziger Jahre besuchte. Sein Stamm konnte durch die Ueberfälle der Boern nicht dauernd geschwächt werden, im Gegenteil liefen ihm viele, früher im Transvaalgebiet wohnende Betschuanen zu. Er regierte, wenn man Livingstone Glauben schenken darf, mit großem Verstand und war stets bemüht, die guten Seiten der Zivilisation auch seinem Lande nutzbar zu machen. Er ermunterte immer die Missionare

und Händler, sich bei ihm niederzulassen, und legte dem Verkehr keine Hindernisse in den Weg. Nach seiner Reise in die Kapkolonie begann er, wie er es dort gesehen, auch seine Verbrecher als Zwangsarbeiter an den öffentlichen Wegen zu beschäftigen. Die Persönlichkeit Sescheles schilderte sein englischer Freund als groß, ziemlich korpulent und von einer Gesichtsbildung, die mehr vom echten Negertypus hatte, als unter den Betschuanen gewöhnlich war. Er hatte große Augen, seine Hautfarbe war ungewöhnlich dunkel, so daß der Schwur „beim schwarzen Seschele“ unter seinen Leuten üblich war. Er las gut, hatte viel natürlichen Verstand und war ein vortrefflicher Redner.

Leider wird das schöne Bild dieses schwarzen Regenten verdunkelt durch die Berichte späterer Reisenden, die Seschele in höherem Alter sahen und ihm Heuchelei und einen zweideutigen Charakter zuschreiben. Es wird ihm vorgeworfen, daß er in den Kämpfen, die die Thronfolge in seinem Nachbarreiche, unter den Bamangwatos viele Jahre lang entfesselte, immer eine zweideutige Rolle gespielt und auch gegen Fremde, die ihn besuchten, hinterlistig gehandelt habe. Nun ist es einem Häuptling, der mit den Weißen solche Erfahrungen machte wie Seschele, wohl kaum zu verdenken, wenn er in seinem Benehmen gegen sie vorsichtig und mißtrauisch wurde. Er lobte allerdings, wie es scheint, jeden Fremden ins Gesicht, um hinter seinem Rücken zu tun, was ihm beliebte. Er stellte sich auch gefälliger gegen Fremde, als er in Wirklichkeit war. Als holländische Reisende bei ihm die Erlaubnis nachsuchten, im Norden seines Landes zu jagen, schlug er es ihnen nicht gerade ab und soll sich sogar seine Erlaubnis gut haben bezahlen lassen. Dann aber gab er ihnen Führer mit, denen er verbot, den Weißen die Wasserstellen zu zeigen, um sie so zur baldigen Umkehr zu nötigen. Man wird dabei bedenken, daß die Holländer im allgemeinen seine Freunde nicht waren, und daß alle Herrscher des Inneren ihre Jagdgebiete ängstlich hüteten, nachdem sie eingesehen hatten, welche Verwüstungen die Flinten der weißen Jäger unter dem edlen Wild und besonders unter den Elefanten anrichteten.

Auch den Bamangwatohäuptlingen gegenüber hat sich Seschele, wie wir aus der Biographie des Königs Khama ersehen werden, nicht immer ehrlich erwiesen. Er hielt es heut mit dem einen, morgen mit dem andern und versprach endlich jedem seine Unterstützung, wenn sie ihn gut belohnten. Nun ist aber die Politik, wie man weiß, überall ein Geschäft, das „den Charakter verdirbt“, und Seschele hatte überdies, wie wir aus Livingstones Büchern ersehen

können, noch einen besonderen Grund, sich in den Händeln der Bamangwatohäuptlinge vorsichtig zu benehmen. Er glaubte nämlich selbst noch alte Oberhoheitsrechte über diesen Stamm beanspruchen zu können, und zwar aus der Zeit der ersten Teilung her, die unter den Betschuanen stattfand, als sie noch von den Baharutse regiert wurden. Damals spalteten sich zu gleicher Zeit, vermutlich infolge von Familienzwistigkeiten, die Bamangwato, Bakuena und Bawanketsi los, von denen sich aber die Bakuena, wahrscheinlich, weil sie unter dem ältesten Mitglied der Familie standen, gewisse Hoheitsrechte auch über die beiden anderen Stämme vorbehielten. Waren diese auch nach der weiteren oftmaligen Teilung der Stämme schon lange ohne praktischen Wert, so konnte doch vielleicht gelegentlich auf solche alten Ansprüche zurückgegriffen werden, wenn der Thron der Bamangwato einmal verwaisen sollte.

Von den späteren Besuchern, deren Zeugnis über Seschele von demjenigen Livingstones so merkwürdig abweicht, führen wir zuerst den gelehrten und des Landes so wohl kundigen Fritsch an. Fritsch besuchte den Bakuenafürsten im Jahre 1865, als er vor wenigen Monaten nach langem Umherziehen wieder einmal eine neue Hauptstadt begründet hatte. Die vor sechs Monaten verlassene Stadt Liteyana traf der Reisende noch in völlig erhaltenem Zustande an. Die Hütten sahen aus, als wären sie eben verlassen, wilde Tauben, Stare und Perlhühner tummelten sich scharenweis in den Gassen, aber statt des gewöhnlichen Lärms einer Betschuanenstadt herrschte Grabesstille. Seschele hatte Liteyana hauptsächlich aus dem Grunde verlassen, weil die Nachbarschaft eines großen Waldes von Riesenaloen den Ort zur Regenzeit ungesund machte. Die dicken, fleischigen Blätter dieser Pflanze werden nämlich in jedem Jahre abgeworfen und bilden dann am Boden eine dicke Schicht verfaulender Substanzen, deren Gerüche und Miasmen sich allenthalben ausbreiten. Daneben hatte aber wohl auch die Besorgnis vor den Boern die Bakuena weiter nach Norden vertrieben. Die neue Hauptstadt Bogageng, welche Seschele nach einigen Jahren schon wieder mit einer anderen vertauscht hatte, lag in einem Kranze von Hügeln und Felskuppen und trug noch das Gepräge ihres kaum vollendeten Aufbaues. Seschele selbst, bei dem sich damals eine ganze Anzahl von weißen Händlern aufhielten, empfing den Besucher mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit. Er hatte seine kolossale Gestalt mit einem europäischen Anzug bekleidet, den Kopf mit einem Panamastrohhut bedeckt und kehrte in seinem ganzen Benehmen den Gentleman heraus, obwohl er seit seiner Bekanntschaft mit

Livingstone schon wieder viel von seiner damaligen, meist äußerlichen Zivilisation abgelegt hatte. In seinem Hause zu Liteyana ging es völlig europäisch zu. Seine Zimmer waren mit Tapeten ausgestattet, und wenn er seine Gäste zu Tisch oder zum Tee lud, so wurden Speisen und Getränke in europäischem oder chinesischem Geschirr serviert. Jetzt dagegen wohnte er wieder in einer Betschuanenhütte und war, wie ein Kind des Spielzeugs, der europäischen Tünche überdrüssig geworden. Zehn Jahre später finden wir ihn dann wieder in Luxus und Eleganz. Nur für die materiellen Genüsse des Essens und Trinkens hatte er das Verständnis immer beibehalten. Er wüßte, meinte er, ebensowohl wie die Weißen, was gut schmeckt, und ließ sich täglich die unnützesten, scharfgewürzten Reizmittel, Mixed Pickles, Worcestersauce, Curry, Sardinen u. dgl., auf den Tisch setzen.

Nachdem er von seinem Gaste Namen, Stand und Zweck seines Kommens erfahren, drückte er seine Befriedigung aus und sagte, er hoffe von dem Weißen auf ärztlichen Beistand. Dann wurde Kaffee herumgereicht und als Fritsch sich nach dem Austausch der üblichen Begrüßungen in seinen Wagen zurückzog, sandte ihm Sechele alsbald Fleisch dorthin. Trotzdem erwähnt schon dieser Besucher, daß die äußerliche Liebenswürdigkeit des Bakuenafürsten von den Weißen in seiner Umgebung allgemein als Maske betrachtet und er selbst für einen schlauen Fuchs gehalten wurde.

So oder doch ähnlich lautet denn auch das Urteil der weißen Reisenden, die den alten Sechele noch in späteren Jahren besuchten. Holub, der das Land der Bakuena 1873 durchreiste, traf den nun schon an die vierzig Jahre am Ruder befindlichen Häuptling noch in ungebrochener Rüstigkeit an. Die Zahl seiner Untertanen wurde auf 50 000 bis 55 000 geschätzt, weit mehr als die südlicheren Betschuanastaaten hatten. Die Residenzstadt Molopolole nennt der Reisende die schönste und malerischeste aller Betschuanastädte. Sie liegt zwischen und auf einer Reihe von Bergen, die wie ein Kranz einen Felsen umgeben, der sich einige hundert Fuß über dem Grund des Tales erhebt und die schöne Residenz des Königs trug. Ihre hellen, weitläufigen Gebäude sind schon von weitem sichtbar und bilden das Wahrzeichen der Gegend. Daneben traten die hübsch angelegten Gehöfte zweier Missionsanstalten und die umfangreiche Niederlage des englischen Händlers Taylor am meisten hervor, während die Hütten der Eingeborenen allenthalben verstreut waren. Dunkle Laubmassen bedeckten den Fuß der steilen Berge und zogen sich mit ihren Ausläufern in die Täler und Schluchten zwischen

den einzelnen Felsen hinein. Holub fand eine freundliche Aufnahme bei den Missionaren, die ihn beim König anmeldeten und am nächsten Tage auch nach der Burg desselben begleiteten, da Seschele den Fremden willkommen geheißen und um seinen Besuch gebeten hatte.

Durch eine steile Schlucht, an deren Eingang die Kirche der englischen Mission erbaut war, ging der Weg zu der stark befestigten Villa, die sich Seschele von der Firma Taylor um die Kleinigkeit von 60 000 Mark hatte bauen und einrichten lassen. Der König, von großer Statur und das feiste Gesicht von einem unaufhörlichen Lächeln umspielt, erwartete seine Besucher in der äußeren Umzäunung und erwiderte den Gruß des Reisenden mit der ihm offenbar geläufigen Phrase, daß ihm noch nie ein Weißer so wie dieser Besuch gefallen hätte. Dabei wechselte er mit einem seiner Häuptlinge einen so sprechenden Seitenblick, daß Holub über die Natur dieser Schmeichelei keinen Augenblick im Unklaren bleiben konnte. Dann aber lud der König die Gäste artig zu einer Tasse Tee ein und zeigte ihnen sein neues, von zahlreichen anderen Gebäuden umgebenes Haus, welches sehr bequem im europäischen Geschmack eingerichtet war. Beim Eintritt wurden die Fremden auch von der ebenfalls europäisch gekleideten Königin begrüßt. In dem Empfangzimmer, das mit Polsterstühlen von Nußbaum und ähnlichen Dingen ausgestattet war, breitete der König erst ein Schnupftuch über einen der Stühle, bevor er sich niedersetzte, und begann dann seinen Gast in üblicher Weise über seine Herkunft, Zweck seiner Reise usw. auszufragen. Nach einer halben Stunde erschien Sescheles Sohn und meldete, daß der Tee serviert sei, worauf sich alle ins Speisezimmer begaben. Aber lassen wir dem Reisenden selbst das Wort.

„Das Speisezimmer hatte eine schöne, mit weißem Linnen gedeckte Tafel, der Tee wurde in napfförmigen Tassen serviert, von denen die des Königs mindestens ein Liter fassen mochte. Die Kannen, Zuckerdose und das übrige auf einem Seitentischchen stehende Tischgeschirr war aus Silber gearbeitet und, wie ich hörte, dem König von den periodisch sich in Molopolole aufhaltenden Kaufleuten verehrt worden. Der Tee war gut und die Kuchen ließen nichts zu wünschen übrig. Unser Gespräch aus dem drawing-room wurde fortgesetzt und ich über das Gebaren der englischen Regierung in den Diamantfeldern und der holländischen in Pretoria und Bloemfontein befragt.“ Während der Unterhaltung bildete es das Spezialvergnügen Sescheles, seine über dem Gespräch öfters einschlafende, weil an soviel geistige Anstrengungen offenbar nicht gewöhnte Gattin durch einen wohlgezielten Fußtritt, den er mit einem

listigen Blick auf die Tischgenossen begleitete, von Zeit zu Zeit wieder zu wecken. Dabei war er um eine passende Antwort auf die Fragen seiner Gäste nie verlegen. „Morena!“ sagte Holub u. a. zu ihm, „als ich ein Knabe von 13 Jahren war und zum ersten Male deinen Namen in den Büchern Naka Livingstones las, dachte ich wahrlich nicht, daß ich einst dich selbst sehen, sprechen, ja Tee und Kuchen in deinem Hause genießen würde.“ — „Die Wege der Vorsehung,“ erwiderte der König, indem er seiner besseren Hälfte einen mächtigen Tritt versetzte, „sind wunderbar.“ Die Königin Ma-sebele neigte sich nämlich schon wieder in gefahrdrohender Weise über ihre Tasse und hätte sie, nun erschrocken emporfahrend, auf ein Haar umgeworfen.

Nach Tisch machte der König mit seinen Gästen einen Spaziergang auf die Felsenhöhe, wobei Herr Price den Reisenden auf eine Felsenkluft von unheimlicher historischer Bedeutung aufmerksam machte. Wo sich das Plateau des Moraakhomo-Felsens in jähen Wänden zu einer düsteren, von unten nie betretenen Schlucht senkt, hatten nämlich die Eingeborenen in früheren Jahren eine Art Taygetos für lästig fallende alte Leute, Kranke u. dgl. in Gebrauch. Die Unglücklichen, die ihren Kindern oder Anverwandten durch Alter oder Krankheit beschwerlich fielen, wurden nachts an den Rand dieses Felsens geleitet oder getragen und durch einen raschen Sturz von allen ihren Leiden befreit. Hyänen und Schakale hatten bereits bis zum nächsten Morgen die Bestattung vollzogen, und es fiel keinem Alten oder Siechen jemals ein, gegen dieses durch das Herkommen legitimierte Verfahren sich zu sträuben.

Seschele, der zur Zeit, als ihn Holub besuchte, mindestens 65 Jahre zählen mochte, ist wenige Jahre später gestorben. Auch die Selbständigkeit seines Landes, die er mehr als vierzig Jahre aufrecht erhalten, sank bald nach seinem Tode dahin. Im Jahre 1884 wurde, wie wir wissen, das englische Protektorat über ganz Betschuanaland erklärt. Wohl behielten die nördlichen Staaten ihre bisherigen Herrscher dem Namen nach, aber die eigentliche Oberhoheit ging doch in die Hände des ihnen alsbald zur Seite gegebenen englischen Kommissars über. Europäischer Handel, europäische Gesittung, Industrie und Eisenbahnen zogen ein, wo früher der Strauß um den Viehkraal der Eingeborenen schweifte, und die vormals freien Naturkinder sanken herab — oder soll man sagen, stiegen empor zu den Lohnsklaven des englischen Landmannes, Viehzüchters oder Minenunternehmers.

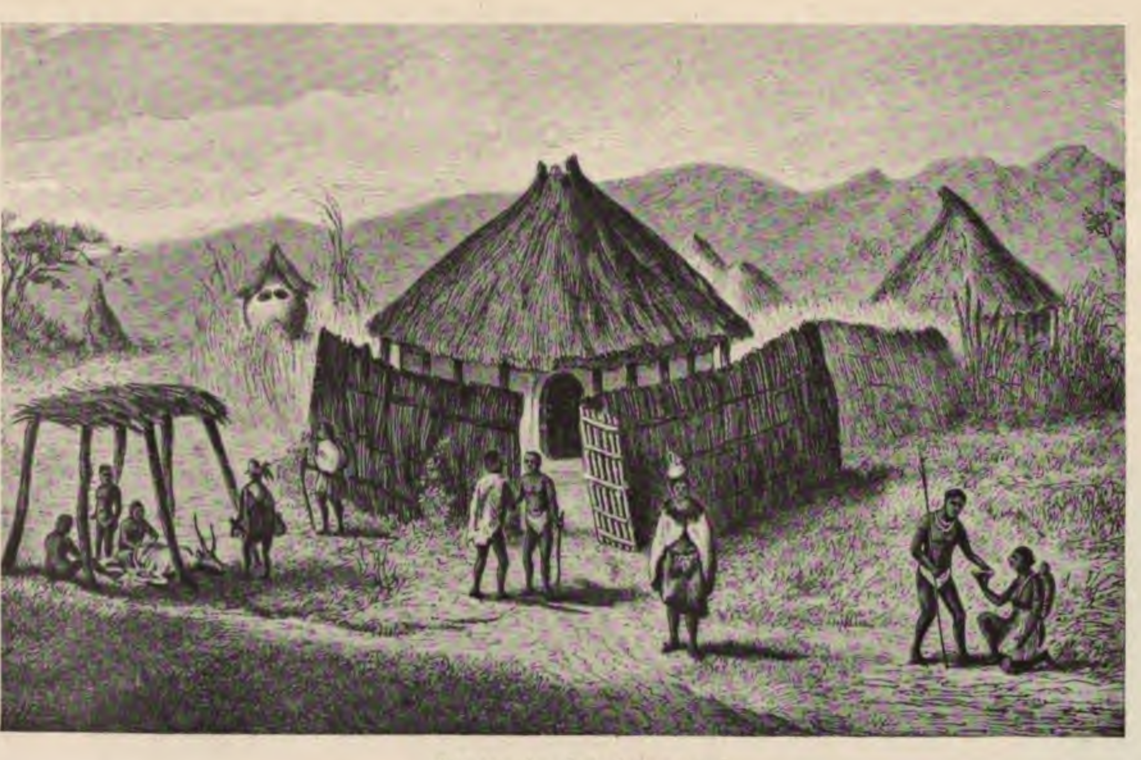
Khama, der letzte König der Bamangwato.

Das Betschuanareich der Bamangwato, das sich im Norden an diejenigen der Bakuena und Bawanketsi schließt, war naturgemäß gegen das Eindringen der Zivilisation länger geschützt als seine südlichen Nachbarreiche. Erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts sind einzelne Händler und Glaubensboten in flüchtige Berührung mit diesem nördlichsten Stamm der Betschuana getreten. Etwa 100 Jahre vorher hatten sich die Bamangwato in zwei Stämme gespalten, und zwar geschah das unter dem Urgroßvater des Königs Sekomo, den Livingstone im Jahre 1849 kennen lernte. Matipi, den die Tradition als den dritten König der Bamangwato nennt, erlebte es, daß ein Teil seines Volkes seinem jüngeren Sohn Towane folgte und westlich durch die Kalahari zum Ngami-See zog. Die übrigen blieben unter Matipi und seinem Nachfolger Khama in der Gegend der Schoschongberge sitzen, wo heute die Rhodesische Eisenbahn von Kimberley nach Salisbury etwa auf der Hälfte ihres Weges vorüberführt.

Matipi scheint versucht zu haben, zwischen seinen beiden Söhnen zu vermitteln, aber es heißt, daß er zuletzt von einem wie von dem andern so schlecht behandelt wurde, daß er sich aus Kummer selbst das Leben nahm. Seine Grabstelle ist unter den Bamangwato noch heute bekannt und wurde lange als nationales Gedenkzeichen mit Ehrfurcht betrachtet.

Die beiden Zweige seiner Familie und seines Volkes blieben fortan getrennt, wurden doch ihre Wohnsitze durch 500 Kilometer eines größtenteils wüsten und wasserlosen Landes geschieden. In Schoschong folgte auf Khama, den Sohn Matipis, Khari, der es versuchte, sein Reich nach Osten durch die Eroberung des Maschonalandes zu vergrößern. Sein Angriff schlug aber fehl, und er selbst fand auf diesem Kriegszuge den Tod. Zur selben Zeit, etwa um die 20er und 30er Jahre, herrschte am Ngami-See als König des westlichen Bamangwatostammes Moremi.

Wir wissen aus der Geschichte der Bakuenakönige, daß eben in diesen Jahren der kriegerische Sebituane mit seinen Basutoscharen wie eine Wetterwolke durch die Länder der Betschuanen zog. Auch die Bamangwatos sollten seine Macht verspüren. In Schoschong, wo gerade nach dem Tode Kharis allerlei Thronstreitigkeiten entbrannt waren, zog Sebituane widerstandslos als Eroberer ein und nahm die Söhne Kharis als Geiseln für das friedliche Verhalten des Stammes mit, als er weiter nach Norden aufbrach. Der



Hütten in Schoschong.
(Nach Holub.)



entschlossenste und tatkräftigste der mitgenommenen Jünglinge war Sekhomo, des verstorbenen Königs ältester, aber, da von einer Nebenfrau stammend, nicht erbberechtigter Sohn. Dieser benutzte beim Weiterzuge Sebituanes die erste Gelegenheit, um zu fliehen und sich dem Volk als künftigen Häuptling vorzustellen. Es gelang ihm auch, einen großen Teil des Volkes um sich zu sammeln und eine von Sebituane zurückgesandte Abteilung der Makololo zu schlagen, worauf er als legitimer Stammeshäuptling eingesetzt wurde. Als einige Zeit danach der eigentliche Erbe des Thrones, der Sohn der bevorzugten Gattin Kharis, ebenfalls zurückkehrte, entstanden allerdings neue Fehden, Sekhomo machte ihnen jedoch ein rasches Ende, indem er seinen Halbbruder meuchlings aus dem Wege räumen ließ und unter den Häuptlingen, die sich jenem zugewandt hatten, ein blutiges Strafgericht vollzog. Einem jüngeren Halbbruder Sekhomos, Matscheng mit Namen, gelang es, diesem Blutbad zu entrinnen. Er floh nach Osten und fiel dabei einem Streifzug der Zulu in die Hände, unter denen er als Krieger aufgezogen und ausgebildet wurde. Diese Zulu oder Matabele, die unter Moselikatse aus dem Kaplande eingedrungen waren und auch die Basuto verdrängt hatten, waren, wie wir ja aus den früheren Schilderungen wissen, seit einem halben Menschenalter eine rechte Geißel der nördlichen Betschuana geworden. Besonders seit die ebenfalls nordwärts drängenden Boern Moselikatse über den Limpopo in die Gegend der Matoppoberge getrieben hatten, war er der unmittelbare Nachbar, und ein recht unbequemer Nachbar der Bamangwato geworden. Sekhomo wußte sich diesen Einbrüchen der Matabele gegenüber, die stets dem Raub der Herden und jungen Leute galten, recht gut zu halten und befestigte damit seinen Ruf. Er wagte es sogar, als um 1840 Moselikatse vierzig Krieger mit der Forderung an ihn sandte, Tribut an die Matabele zu zahlen, diese Boten statt aller Antwort kurzerhand niedermetzeln zu lassen, was die Zulu so einschüchterte, daß sie längere Zeit keinen Einfall in das Land der Bamangwato mehr unternahmen.

Immerhin scheint die ständige Gefahr der Matabele-Einfälle die Bamangwato sehr beunruhigt und westwärts in die noch irgend bewohnbaren Gegenden der Kalahari getrieben zu haben. Die Hauptstadt Schoschong, die früher 30 000 Einwohner gehabt hatte, entvölkerte sich in den vierziger und fünfziger Jahren auffällig. Dagegen traf Livingstone auf seinem Zug zum Ngami-See den Häuptling Sekhomo als Herrn der ganzen Wüstendistrikte zwischen dem See und Schoschong. Er hatte sogar ziemlich viel Gewalt über die

Bakalahari, die echten Wüstenbewohner, die in den Wildnissen der Kalahari allein zuhause sind und die wenigen Wasserstellen kennen. Sekhomo war damals sehr eifersüchtig auf seine Vorherrschaft in diesen Gegenden und bot alles auf, um Livingstone an der Reise zum Ngami-See zu verhindern. Damals waren die von den westlichen Bamangwato bewohnten Distrikte um den See noch sehr reich an Elefanten, und Sekhomo bezog von Zeit zu Zeit große Sendungen Elfenbein von hier, weshalb er den Weg geheim zu halten wünschte. Auch am Ngami-See hatte übrigens der Durchzug Sebituanes politische Veränderungen im Gefolge gehabt. Der Makololofürst hatte den damaligen Häuptling Moremi besiegt und dessen Sohn Betschulatebe mitgenommen. Erst 1848 oder 49 kehrte dieser in seine Heimat zurück, wo inzwischen ein Bruder seines Vaters die Regentschaft geführt hatte. Der letztere berief alsbald eine Versammlung der vornehmsten Familien und legte die Herrschaft zu Gunsten seines Neffen nieder. Wir werden später von Betschulatebe bei der Geschichte Sebituanes und seines neu begründeten Reiches wieder hören.

Vorläufig kehren wir zu Sekhomo zurück, dem Vater des berühmten Häuptlings Khama, der den Bamangwato vor ihrer Einverleibung in den englischen Besitz noch einmal einen weitgeachteten Ruf und Namen verschaffen sollte. Die ganze Regierungszeit Sekhomos war erfüllt von inneren und äußeren Kriegen. Kaum war in den Angriffen und Ueberfällen der Matabele eine Pause eingetreten, so begann Sekhomos jüngerer Halbbruder Matscheng, der unter den Kriegern Moselikatses erzogen worden war, Ansprüche auf den Thron von Schoschong zu erheben, und es kam zwischen ihm und Sekhomo zu langwierigen Kämpfen. Da Matscheng in der Tat, wenn auch jünger an Jahren, durch die bevorrechtigte Stellung seiner Mutter dem Thron näher stand, so fehlte es auch ihm nicht an Anhang. Auch Seschele, der Herrscher der Bakuena, lieh Matscheng zeitweise seine Unterstützung, da ihm dieser für den Fall seines Sieges große Versprechungen machte. Als er aber dann siegreich in Schoschong einzog, sah sich Seschele in seinen Erwartungen ebenso getäuscht, wie das Volk der Bamangwato. Matscheng erwies sich als hinterlistiger, blutdürstiger Tyrann, und Seschele, der inzwischen dem flüchtigen Sekhomo mit seinen Kindern eine Freistatt gewährt hatte, ergriff die erste Gelegenheit, nunmehr diesen bei seinen Anstrengungen, den Thron wieder zu gewinnen, zu unterstützen. Die Bamangwato, des Regiments Matschengs bald überdrüssig, riefen ihren früheren Herrscher selbst zurück, und

während Sekhomo, es war im Jahre 1859, aufs neue in seine Hauptstadt einzog, nahm Seschele den entflohenen Matscheng abermals mit offenen Armen auf. Seschele, Matscheng, Sekhomo, alle handelnden Personen dieses Dramas, in welchem drei Prätendenten ihre Rechte auf den Thron der Bamangwato geltend machten, sie waren alle drei von dem echten typischen Charakter des Negers, der ewig schwankend, ewig mißtrauisch ist, stets bereit, ein altes Versprechen einem neuen zu opfern, wenn die geringste Aussicht eines augenblicklichen Erfolges sich bietet.

Sekhomo, der sich nun der wiedergewonnenen Herrschaft hätte erfreuen können, entdeckte alsbald einen neuen inneren Feind in — seinen Söhnen. Diese, namens Khama und Khamane, waren inzwischen herangewachsen und durch ihre körperliche Kraft, ihren Mut und ihre heitere Gemütsart zu den Lieblingen des Volkes geworden. Als sie bei einem neuen Einbruch der Matabele an die Spitze des Heeres zur Verteidigung gestellt wurden, lockten sie die Feinde mehrfach in den Hinterhalt und brachten ihnen bedeutende Verluste bei. Die Matabele gelangten allerdings bis vor Schoschong, konnten es jedoch nicht einnehmen, sondern mußten mit einigen erbeuteten Rinderherden abziehen. Selbst diese Beute wurde ihnen beim Rückzuge noch größtenteils wieder abgejagt. Das Volk schrieb den glücklichen Ausgang dieses Krieges zum größten Teil den jungen Prinzen zu und vermehrte durch seine Anhänglichkeit das Mißtrauen des Königs, der sich jetzt durch Khama, wie vordem durch seinen Bruder, bedroht glaubte. Es ist ein tragischer Zug im Charakter Sekhomos, der sich später in seinem jüngeren Sohn Khamane wiederholte, daß sie stets den ihnen Nächststehenden mißtrauten und sich von ihnen geschädigt und bedroht glaubten, sie verfolgten und sich so ihrer besten Freunde selbst beraubten. Uebrigens war der alte Sekhomo, der freilich in seiner Jugend mancherlei durchzumachen und zu erdulden gehabt hatte, in jeder Beziehung ein mißtrauischer, tückischer Charakter. Die Mitteilungen des schon früher genannten Afrikareisenden Fritsch werfen auf diesen Despoten und die Zustände des Landes unter seinem Regiment ein helles, aber nicht sehr erfreuliches Licht.

Sekhomo, erzählt Fritsch, der sich 1864 einige Zeit in Schoschong aufhielt, ist ein Wilder in des Wortes verwegenster Bedeutung. Er ist von verschlossenem, tückischem Charakter, und nur die Furcht vor der Opposition in seinem eigenen Stamme, die sich bereits mächtig regt, hält ihn zurück, seinen despotischen Launen in unbeschränktem Maße zu frönen. Früher soll sein Charakter

bedeutend besser gewesen sein, und viele schreiben daher seine auffallende Veränderung zum Schlechten einem beginnenden Wahnsinn zu. Sein Aeußeres unterscheidet sich in keiner Weise von dem gemeinsten, schmierigsten seiner Untertanen. Man kann sich kaum eines Schauders erwehren, wenn der Häuptling sein lauerndes Auge (eins ist erblindet und halb geschlossen) auf einen richtet und mit satanischem Lachen einen stark vorragenden Eberzahn des Unterkiefers fletscht. Auch das passende Beiwerk fehlte dem Bilde nicht, indem die Räte, welche neben Sekhomo an der Erde hockten, und von denen einer ihm die Läuse absuchte, nicht weniger schmutzig waren wie er.

Die Hofgesellschaft des Fürsten war sehr gemischt, da sich mehrfach zwischen den weichlichen, schmierigen Betschuanengesichtern die finstern, aber männlichen Züge der Matabeles einschoben mit den breiten Stirnen, den flachen, aber kräftig entwickelten Nasen, den stolz aufgeworfenen, bärtigen Lippen. Es waren Flüchtlinge, welche vor der mörderischen Hand Moselikatses ihr Heimatland verlassen und bei den Bamangwatos Schutz gesucht hatten.

Der Hauptzug in Sekhomos Charakter war neben der Grausamkeit und dem Mißtrauen in seine ganze Umgebung die angeborene Verschlagenheit des echten Wilden, die er den Weißen gegenüber oft mit Erfolg herauszukehren wußte. Als ein englischer Reisender, Kapitän Harris, der zum Zweck der Elefantenjagd ins Land gekommen war, dem Häuptling durch sein Auftreten und sein Aeußeres zu imponieren suchte, ließ ihn Sekhomo glänzend abfallen. Der englische Gentleman, der den Häuptling nackend vor sich an der Erde kauern sah, hielt es für ein leichtes, ihn durch seine Stellung und seinen Reichtum in Erstaunen zu setzen. „Eh," meinte Sekhomo, „wenn du so ein großer Häuptling bist, warum kommst du dann zu mir? Ich habe dich doch nicht aufgesucht!" Harris versuchte nun, dem Häuptling mit den moralischen Qualitäten der Europäer zu imponieren, und begann endlich, als das auch nicht verfing, von der Jagd zu sprechen. Sekhomo solle ihm den Aufenthaltsort der Elefanten angeben. „Geh doch und suche sie!" rief nun der verdrießliche Häuptling. „Die Bamangwatos werden sie nicht für dich an die Bäume binden." Der Engländer bekam natürlich im ganzen Lande keinen Elefanten zum Schuß.

Es war eben damals eine schlimme Zeit für die Bamangwatos. In den Jahren 1862 und 63 hatten die Pocken furchtbar im Lande gewütet und auch die Hauptstadt Schoschong in verheerender Weise heimgesucht. Tausende wurden hingerafft, und fast überall mußte

man sich begnügen, die Gestorbenen ein Stück abseits zu schleppen und dann den Hyänen zum Fraße liegen zu lassen. An ein regelrechtes Begräbnis war nicht zu denken. Die Schädel und Skelette lagen noch Jahre hindurch in der Umgegend von Schoschong umher. Kleinere Ansiedlungen wurden bisweilen durch die Seuche gänzlich entvölkert. Die wenigen nicht Ergriffenen wanderten aus, die Kranken aber blieben zwischen den verwesenden Leichen liegen und fielen oft den herumstreifenden Hyänen zum Opfer, bevor sie noch der Hauch des Todes gezeichnet. Ein solcher Ort blieb dann für alle Zeiten geächtet, niemand wagte sich ihm zu nahen, und die Hütten und Kraale verfielen langsam zu Ruinen. Als nachträgliche Plage stellten sich endlich, nachdem die Seuche erloschen war, die inzwischen an Menschenfleisch gewöhnten Hyänen ein, die jetzt, vom Hunger geplagt, so dreist wurden, daß sie die Weiber und Kinder aus den Hütten herausschleppten. Es dauerte lange, bis man ihrer mit Hilfe der Hunde einigermaßen Herr wurde und den von Natur feigen Bestien wieder den gewohnten Respekt vor dem Menschen beibrachte.

Das vollendete Gegenteil des alten Sekhomo war, wie sein ganzes späteres Leben zeigt, der Erbprinz Khama. Alle Berichte der Reisenden schildern ihn übereinstimmend als einen der glänzendsten Charaktere, die je einen afrikanischen Thron geziert haben. Er dachte stets mehr an die Seinen, an das ganze Volk, als an sich, dessen Interessen er beständig in den Hintergrund stellte. Aber alles, was er auch beginnen mochte, steigerte den Argwohn seines Vaters, der in Khamas Popularität das Ende seiner eigenen Macht sah. Seit 1865 begann endlich der offene Kampf zwischen Vater und Sohn. Khama hatte die Tochter des einflußreichen Häuptlings Tschukuru geheiratet, worin der alte König wiederum eine Kräftigung der Stellung des Prinzen erblickte. Da letzterer längst zum Christentum übergetreten war, so weigerte er sich, an seiner Gattin die heidnischen Zeremonien der „Boguera" vollziehen zu lassen, die bei Hochzeiten üblich waren. Dadurch erregte er natürlich das Mißfallen der älteren Häuptlinge und der Zauberpriester, und mit diesen verband sich der König zunächst, um ihn zu verderben.

Man versuchte es zuerst mit der Zauberei. Sekhomo bestimmte die erfahrensten Molos, um durch einen nächtlichen Zauberspuk vor dem Hause des Prinzen diesen zu behexen. Nach der Entzündung großer Feuerbrände begannen die Zauberer ihre Beschwörungen und Tänze, denen der Bezauberte, wie sie versicherten, binnen wenigen Stunden unterliegen mußte. Khama, inzwischen durch den Schein

der Beschwörungsfeuer erweckt, schlich leise an den geflochtenen Zaun seines Hofes und sah sich den nächtlichen Spuk in aller Ruhe an. Endlich, als er glaubte, es sei genug des Unfugs, fuhr er mit lautem Schrei unter die Molos, die alsbald nach allen Seiten auseinanderstoben. Der junge Häuptling warf die Zauberstäbe in die Flammen, zerschlug die Beschwörungsgefäße, trat die Feuer aus und legte sich schlafen. Nicht gering aber war das Erstaunen der Häuptlinge und die Enttäuschung des Königs, als er am andern Morgen frisch und heiter in die Kotla (das Beratungszimmer) unter die Großen des Stammes trat.

Der Zorn des Herrschers wurde durch diesen unerwarteten Ausgang der Sache nur gesteigert. Sekhomo sah die Beliebtheit seines Sohnes wachsen und fürchtete, in völliger Verkennung von Khamas Charakter, nun auch die Rache desselben. Vergeblich suchte er Meuchelmörder zu dingen, niemand wollte sich an der dem Volke geheiligten Person des Prinzen vergreifen. Endlich unternahm der König mit einer Handvoll Anhängern selbst einen nächtlichen Angriff auf die Hütte seines Sohnes. Aber auch dieser Anschlag ging fehl. Kein Bamangwato fand sich bereit, Hand an den wehrlosen Prinzen zu legen, und als Sekhomo, aufs äußerste gereizt, selber das Gewehr auf seinen ruhig dastehenden Sohn in Anschlag brachte, wurde es ihm von seinen eigenen Anhängern aus der Hand geschlagen.

Der Argwohn Sekhomos war durch diese Treue gegen Khama natürlich nicht entwaffnet. Er zog es jetzt vor, sich mit seinem feindlichen Bruder zu vereinigen und mit Matscheng zusammen die Prinzen, um welche sich eine große Zahl der Bamangwatos scharte, mit offenem Krieg zu überziehen. Khama und Khamane wurden besiegt, aber jetzt wagte es Sekhomo mit der dem Neger eigentümlichen Unentschlossenheit des Willens wieder nicht, sie unschädlich zu machen. Sie blieben in Freiheit und am Leben. Sekhomo dagegen geriet alsbald mit Matscheng in Streit, und von neuem sehen wir letzteren in Schoschong als Usurpator. Sekhomo wurde vertrieben, die Hauptstadt aber sank in der nun folgenden Zeit auf eine noch tiefere Stufe herab, als sie schon unter Sekhomos Mißwirtschaft erreicht hatte.

Während der kurzen Regierungszeit Matschengs, im Jahre 1869, besuchte unter anderem Eduard Mohr auf seiner berühmten Reise zu den Sambesifällen Schoschong, das er allerdings als den bevölkertsten, aber auch einen der schmutzigsten Orte zwischen den Drakensbergen und dem Sambesi bezeichnet. „Der Schmutz in den

Straßen übersteigt alle Begriffe; in der Regenzeit, wo die überall sich findenden Kloakenhaufen flüssig werden, muß der Aufenthalt für einen Europäer unmöglich werden. Das scheint wohl auch die Ansicht des Missionars zu sein, der seine einfache Wohnung in einem abgelegenen Felsentale eine viertel deutsche Meile von hier errichtet hatte." Den Häuptling Matscheng schildert Mohr als einen großen, korpulenten, europäisch gekleideten Mann mit sinnlichen, aber düsteren, groben Gesichtszügen. Matscheng machte ihm mit seinen Würdenträgern eine Staatsvisite und blieb sowohl zum Mittag- als zum Abendessen, wobei sein Hunger und Durst kaum zu stillen waren.

Der einzige Wasserplatz der Umgebung war damals ein Tümpel in den Grünsteinklippen, zu welchem alles Vieh auf einem fürchterlichen, eigentlich nur für Gemsen geeigneten Felspfad hinunter getrieben werden mußte. Die Ochsen konnten nur mit aller Anstrengung und nach oftmaligem Niederstürzen an Ort und Stelle gebracht werden und bluteten aus vielen Wunden, als man sie glücklich wieder oben hatte. Schoschong war augenblicklich der reine Sammelplatz von allen möglichen Vagabunden aus den umliegenden Staaten. Mohr traf hier unter anderem einen jungen Matabele an, der aus dem Reich Moselikatses entflohen war, weil er mit einer Tochter des mächtigen Herrschers ein Liebesverhältnis unterhalten hatte und nun die Rache des Alten fürchten mußte. Er erzählte indessen lachend, nur die Todesangst vermöchte ihn hier festzuhalten, denn verglichen mit seiner Heimat wäre dies die reine Wüste.

Die Furcht vor den Matabele hielt auch damals ganz Schoschong in Atem. An der östlichen Landesgrenze längs des Maklontsibaches lagen ständig Spione; Boten gingen unaufhörlich hin und her, und niemand wollte dem Frieden trauen. Indessen hieß es damals, Matscheng verfüge über 8000, fast alle mit alten englischen Flinten bewaffnete Krieger, mit denen er einen Angriff, wenigstens in der Umgebung von Schoschong, nicht allzusehr zu fürchten hatte. Er behandelte denn auch eine Gesandtschaft von Matabelehäuptlingen, die bald darauf in politischer Mission an seinen Hof kamen, sehr von oben herab, ignorierte ihre Anwesenheit einige Tage vollständig und sandte ihnen dann als ein höchst verächtliches Gastgeschenk ein paar magere Ziegen. Die Zulus sandten ihm diese Gabe mit den Worten zurück: „Löwen wären nicht gewohnt, Ziegenknochen zu fressen, das sei ein Futter für Schakale."

Uebrigens dauerte diese Episode in der Geschichte der Bamangwatos nicht lange. Matscheng war der reinste Typ des afrikanischen

Autokraten, der seine Zeit mit Trinken und Essen sowie anderen Vergnügungen hinbringt und das Land lediglich als das Mittel zur Befriedigung seiner Bedürfnisse betrachtet. Seine einzige Sorge war die Beliebtheit des Prinzen Khama, dessen er auf jede Weise habhaft zu werden suchte, um ihn, gleichviel auf welchen Vorwand hin, als Aufrührer einkerkern und nach kurzem Prozeß hinrichten zu lassen. Er hätte auch seine Absicht ohne Zweifel ausgeführt, wenn nicht Khama rechtzeitig das Land verlassen und wiederum bei Seschele, dem Hort aller vertriebenen Bamangwatos, Schutz gefunden hätte. Jetzt wiederholte sich genau dasselbe Spiel, das schon vor zehn Jahren erlebt worden war. Das Volk, der Herrschaft Matschengs binnen kurzem überdrüssig, rief wieder nach seinen alten Herren. Khama, von Seschele unterstützt, kehrte heim, bestieg den väterlichen Thron und hätte jetzt in Frieden regieren können, wenn ihm nicht seine Kindespflicht geboten hätte, den alten Vater ebenfalls in die Heimat zurückzurufen. Sekhomo kam und begann alsbald wieder seine alte Wühlarbeit. Diesmal suchte er Khamane gegen den älteren Bruder aufzuwiegeln, und das gelang ihm, da Khamane ihm an Charakter nicht unähnlich war, nur zu gut. Er wußte den jüngeren Prinzen zu überzeugen, daß er von seinem Bruder stets hintergangen und betrogen sei und nur in seinem Recht wäre, wenn er Vergeltung übte und sich an Khamas Statt auf den Thron schwänge. Im Jahre 1870 kam es zum offenen Streit zwischen den einander ganz unähnlichen Brüdern. Khama suchte auch jetzt wieder den Frieden um jeden Preis. Wie einst Abraham, sprach er zu seinem Bruder: Laß uns die Herrschaft teilen; ja er erbot sich, mit den Anhängern, die ihm treu blieben, nach Westen in die Gebiete zwischen dem Ngami-See und den Matabele auszuwandern und dem Bruder Schoschong zu überlassen.

Er führte diese Absicht auch aus und lebte mit denen, die ihm treu blieben, mehrere Jahre am Zugafluß, wo leider sein Stamm durch das ungesunde Klima stark zu leiden hatte. Fieberepidemien begannen das Volk aufzureiben, und bald verlangten die Bamangwato ungestüm, von Khama in ihre rechtmäßige Heimat zurückgeführt zu werden. Der vielgeprüfte Häuptling glaubte das seinen Getreuen schuldig zu sein, und drei Jahre nach seinem Fortzuge erschien er wieder vor Schoschong. Hier erwartete ihn wohl der größte Teil des Volkes mit Ungeduld, dagegen wehrten ihm Khamane und Sekhomo hartnäckig den Eintritt, so daß er sich denselben, und damit die endliche, unangefochtene Herrschaft abermals

mit den Waffen erobern mußte. Von nun an blieb er jedoch, allen Ränken seines Bruders zum Trotz, am Ruder, und unter seinem milden und gerechten Regiment erwuchs die Stadt Schoschong und der Stamm der Bamangwato in wenigen Jahren zu neuer Blüte. Von dem ränkevollen Sekhomo wurde das Land bald durch den Tod desselben befreit, unter den Angriffen des tückischen Khamane dagegen hatte Khama, auch nachdem er den Bruder mit seinen wenigen Anhängern an den Limpopo verbannt, noch lange zu leiden. Holub, der beide Brüder kannte, schrieb über Khama:

„Khamas Handlungsweise ist stets dieselbe: ein Mann — ein Wort, und dem Worte folgt auch die Tat. Khamane ist nur zuweilen dem Europäer, den er achten und kennen gelernt hat, und seinen jetzigen Untertanen gegenüber wahrheitsgetreu. Er hat unzählige Male seinem Bruder Khama nach dem Leben getrachtet. Er hat den Bruderstamm der Bakuena, er hat die Feinde der Bamangwato, die Boern, ja selbst die Todfeinde, die Matabele, gegen seinen Bruder, mit dem er als Kind am Fuße der Schoschonger Höhen in der Kotla spielte, zum Kriege aufs Messer aufgehetzt und ruht selbst jetzt noch nicht in seinen rachsüchtigen Nachstellungen. Bruderzwiste und Verwandtenmorde gehören in der Geschichte Asiens wie Afrikas zu den alltäglichen Dingen, aber dieser Bruderzwist im Hause der Herrscher von Schoschong hat etwas Tragisches an sich. Der Haß Khamanes seinem älteren Bruder gegenüber sowie die Großmut Khamas, der den Mordbuben immer wieder begnadigte, sind Shakespearesche Charakterzüge. Den Schwarzen am Limpopo sind sie freilich unverständlich, besonders Khama hat durch seine Milde in den Augen seiner Untertanen, die so etwas gegenüber einem Menschen wie Khamane einfach nicht verstanden, mehr verloren, als gewonnen. Khamas Edelmut hatte allerdings, auch gegen seine Untertanen und gegen die Weißen, keine Grenzen, hier aber war er in der Tat unangebracht. Mindestens zehnmal hatte er seinen Bruder, nachdem dieser Verschwörungen gegen ihn angezettelt, in der Gewalt, um ihn zu begnadigen, ohne daß er durch diese Großmut Khamane im geringsten gebessert oder für sich gestimmt hätte."

Khama war indessen nicht nur in dieser einen Beziehung eine Ausnahmenatur unter seinen Landsleuten. Er war es auch als Regent, als Friedens- wie als Kriegsfürst. Seine hohe Auffassung von den Aufgaben der Zivilisation, seine Anstrengungen, davon den Seinen soviel mitzuteilen, wie für sie faßbar und von Nutzen war, haben ihm die ungeteilte Achtung seiner Besucher erworben. Vor

allem spricht Emil Holub, der ihn zu mehreren Malen besuchte, der Schoschong noch unter Sekhomos Regiment kannte und von diesem Häuptling in Fellmantel und Hüftenschurz angebettelt wurde, von Khama in den Ausdrücken der größten Achtung.

Unter allen südafrikanischen Herrschern, meint er, deren Namen die Geschichte aufbewahrt hat, steht dieser König der Bamangwato so überragend da, wie ein Friedrich der Große unter den Fürsten seiner Zeit. Was irgend die Kultur an wirklichen Gütern für die Kinder seines Landes mitbrachte, wußte er zu schätzen und zu nutzen, ihre Scheinfrüchte wies er mit Konsequenz zurück. Den Branntweinverkauf verbot er im ganzen Lande; in seiner Stadt, die unter ihm wieder der Vorort der ganzen Betschuanalande wurde,



Khama, König der Bamangwato.
(Nach Holub.)

wie sie es unter seinen Ahnen einst war, sah man keinen Betrunkenen. Selbst den Europäern, deren sich schon in den achtziger Jahren über 30 in Schoschong aufhielten, wurde der Genuß von Alkohol nur innerhalb ihrer Häuser gestattet. „Warum soll ich den Meinen solch böses Beispiel geben?“ sagte Khama und wies Fremde, die sich seinem Gebot nicht fügten, unnachsichtlich aus dem Lande. Er brach auch die uralte Macht der Zauberer, der Medizinmänner und Regenmacher, die unter den Betschuana in so hohem

Ansehen standen; er leistete dem Christentum allen Vorschub und bemühte sich, sein Volk an eine vernünftige Wirtschaft und an Selbstverantwortlichkeit zu gewöhnen. Er rief ihnen ins Gedächtnis, daß nur sie selber schuld daran waren, wenn bei Regenmangel Hungersnot ausbrach, und daß sie die unsinnige Korn- und Bierverschwendung bei ihren heidnischen Orgien ganz gerecht mit dem nachfolgenden Hunger büßten. „Habt ihr nicht," sagte er zu den hungernden Leuten, „im vorigen Jahre so viel Mabele und Mais geerntet, daß eure Gefäße (riesige Urnen, die auf Steinen ruhen und bis 500 kg Korn fassen) bis zum Rande gefüllt waren?" — „Ja, das ist richtig," sagten die leichtsinnigen und jetzt nach den Regenmachern schreienden Bamangwatos. — „Nun, und mehr als die Hälfte aus diesen Gefäßen habt ihr zum Butschuala (Bier) verwendet und so die Hälfte eurer Hauptnahrung nutzlos durch die Gurgel gejagt. Der Regen bieb dies Jahr aus, das Mabele wuchs nicht, der Vorrat eurer Gefäße war verbraucht, und so kam der Hunger unter Euch."

Es hat wohl kaum ein anderer Afrikaner in dem Maße zivilisatorisch unter seinem Volke gewirkt wie dieser. Er hat den Seinen die Kenntnis vom Wert des Geldes beigebracht, er hat sie aber auch an größere Bedürfnisse und feste Arbeit gewöhnt. Er führte den Pflug ein und vergrößerte die dem Ackerbau dienenden Flächen um Schoschong so weit, daß die Viehweiden sich immer mehr von der Stadt entfernen mußten. Er legte Brunnen an, und während vor ihm jeder Durchreisende das Tränken seines Viehes im Lande teuer bezahlen mußte, wurde später das Wasser überall frei, und nur in Schoschong und im nahen Unicoumpasse mußte die Erlaubnis des Königs eingeholt werden, um der Wasserverschwendung vorzubeugen. In der Hauptstadt war die Wasserversorgung von jeher die wichtigste Frage. Schoschong liegt an der Mündung der gleichnamigen Felsenkluft, der es, von einigen brackigen Tiefbrunnen abgesehen, seinen ganzen Wasserbedarf entnehmen muß. Wasserarm ist auch die ganze Umgegend, und eben darauf beruhte nicht allein die Schwäche, sondern auch die Stärke der Hauptstadt. Wir wissen, wie sehr die Betschuanareiche stets unter den Raubeinfällen der Matabele des Moselikatse und Lobengula litten, und gerade das reiche Schoschong wäre von ihnen gewiß nicht solange verschont worden, wenn es nicht eine für den Angriff zu wenig geeignete Lage hätte. Khama hatte seinen Verteidigungsplan diesem Raubstamme gegenüber stets fertig, und die Matabele wußten das ohne Zweifel recht gut. Die einzige angreifbare Seite der Stadt war das europäische, in die Ebene vorspringende Viertel. Hier aber

war eine bis 100 m breite unüberschreitbare Dornenbarriere angepflanzt, die nur wenige schmale Eingänge besaß. Ueber eine Annäherung der Matabele durch seine Hirten und Kundschafter unterrichtet, würde der König die Viehherden binnen sechs Stunden hinter diesen Verhau zurückgezogen und die wenigen Brunnen verschüttet haben. Inzwischen hätten die Weiber das Vieh und die Kornvorräte in den Felsen geborgen, und Khama, im Besitz von einigen tausend Gewehren und der einzigen Wasserquelle in der Schoschongschlucht, hätte jedem Angriff beliebig lange trotzen können. Die Matabele haben aber einen solchen niemals gewagt. In offener Feldschlacht gewaltig wie ein Orkan, waren sie für Belagerungen ungeeignet. In Bezug auf Speise und Trank verwöhnt, hätten sie sich schon aus Wassermangel sehr schnell von Schoschong wieder zurückziehen müssen. So begnügte sich Lobengula, der Nachfolger Moselikatses, Jahrzehnte hindurch mit dem gelegentlichen Durchzuge durch Khamas Reich, und mit dem, was seinen Leuten dabei von ungefähr in die Hände fiel.

Aber nicht nur über seine Untertanen, auch über das Wild seines Landes breitete der letzte König der Bamangwatos seine schirmende Hand. Durch strenge Jagdverbote verhinderte er, daß auch bei ihm, wie in den südlichen Betschuanareichen, der Elefant und das andere Hochwild durch den weißen Mann ausgerottet wurde, und so sicherte er den Seinen stetige Nahrung und durch den Fell- und Elfenbeinverkauf dem Lande dauernde Einnahmequellen. Holub, der das Bamangwatoreich unter Sekhomo und 11 Jahre später unter Khamas Regierung kennen lernte, hat nicht genug Worte des Lobes für letzteren. Khama verdient es, ruft er aus, mit vollem Recht, der Geschichte als einer der weisesten Herrscher seines Landes überantwortet zu werden. Welch ein Unterschied zwischen der Bekleidung, der Bewaffnung von damals und heute! Während 1874 nur die Prinzen und einige Häuptlinge europäische Kleider trugen und Sekhomo selbst sich noch der Felle bediente, gingen jetzt die meisten Bamangwatos in europäischer Gewandung. Die Urwaffen der Betschuana, die Assagaien, waren jetzt kaum noch aufzutreiben, nur am Limpopo wurden sie zum Verkauf an die Weißen noch geschmiedet. Dagegen konnte jetzt der König ein Reiterregiment ins Feld stellen, welches zwar noch keine Hiebwaffen besaß, aber trefflich auf den Karabiner eingeübt war. Die europäische Heilkunde, der europäische Feldbau, die europäische Kleidung und Bewaffnung, — alles war allein Khamas Werk, und wenn auch diese Anpassung die Auflösung seines Volkes in dem

zersetzenden Element der Zivilisation nur eine kurze Zeitspanne aufhalten konnte, so hat dieser Schwarze doch immer das beste gewollt und mit heiligem Ernst verfolgt.

Denselben günstigen Eindruck wie alle früheren Besucher erhielt auch Serpa Pinto, der Schoschong im Jahre 1879 besuchte und im Hause des französischen Missionars Coillard wohnte, von Khama und seiner Umgebung. Schoschong besaß damals bereits ein Ausländerviertel, in welchem eine ganze Anzahl von Engländern lebten, die Missionare aber wohnten noch immer in ihrem alten ungesunden Quartier an dem feuchten, düsteren Eingange der Schoschongschlucht. Hier lagen auch noch die Ruinen des alten Priceschen Hauses, welches verfallen ist, seit der ehrwürdige Rev. Price von Schoschong nach der Mission zu Udschidschi am Tanganyika gerufen wurde, und ein kleines Kirchlein, welches indessen für das gegenwärtige Bedürfnis längst nicht mehr ausreichend war. Die Häuser der Missionare, wie die der Kaufleute in dem europäischen Viertel waren sämtlich aus Mauersteinen und mit Eisenblech gedeckt. Die Wohnungen der Eingeborenen waren dagegen zylindrische Rohrhütten mit spitzen Strohdächern in einem Wirrsal von engen krummen Gassen.

Der König Khama, schreibt Serpa Pinto, war etwa 40 Jahre alt, schien aber bedeutend jünger zu sein: er war von hoher, kräftiger Statur, in seinen Zügen ließ sich jedoch schwer lesen. Seine Haltung war distinguiert, seine Kleidung einfach, aber äußerst geschmackvoll. Wie alle Bamangwatos war er ein vorzüglicher Reiter, vortrefflicher Schütze und eifriger Jäger. Fast täglich nahm er bei der Familie Coillard das Frühstück ein, doch war sein Benehmen bei Tisch stets das des vollendeten europäischen Gentleman. Er gehörte, wie der größte Teil der Bevölkerung, dem christlichen Glauben an. Alle Bewohner von Schoschong aber kleideten sich nach europäischer Sitte. Ich glaube kaum, daß es einen einzigen Mann gab, welcher keine Schießwaffe besaß, trotzdem sah man, ausgenommen in den Walddistrikten, selten einen, der bewaffnet ging. Auch Khama selbst trug nie Waffen und kehrte von der Missionsstation, die anderthalb Meilen von der Stadt entfernt lag, stets allein und ohne Schutz zurück. Welcher andere afrikanische Häuptling würde das tun? Einige Jahre zuvor war das Land aufs neue von einer Seuche und Hungersnot heimgesucht worden. Damals kaufte Khama für sein eigenes Geld alles Getreide auf, das zu erlangen war. Er soll 5000 Pfund Sterling dafür in einer Woche ausgegeben haben. Dann teilte er allen Bedürftigen davon mit, so daß die Teuerung in Schoschong kaum gefühlt wurde. Es war

ein schöner Anblick, wie jeder Begegnende den König mit größter Ehrerbietung begrüßte, nicht aus Furcht, sondern aus Liebe zu dem väterlichen Freunde. Er besuchte die Wohnungen der Armen wie der Reichen und wußte alle zu nützlicher Arbeit anzuhalten. Frauen wie Männer bestellten das Land, und zwar mit europäischen Pflügen. Ebenso erfolgreich widmeten sie sich der Viehzucht und besaßen große Schaf- und Rinderherden. Daneben herrschte ein emsiger Hausfleiß, und während der Jagdsaison waren sie alle eifrige und leidenschaftliche Jäger. Bei allen Beschäftigungen aber ging ihnen der König mit gutem Beispiel voran. Fast immer ohne Begleitung, höchstens wenn er zu Pferde war, von ein paar Reitern umgeben, war er überall zu finden und sorgte überall für Ruhe, Ordnung und Tätigkeit.

Uebrigens weilte eben damals wieder sein Bruder Khamane in Schoschong, ohne indessen an den öffentlichen Angelegenheiten den geringsten Anteil zu nehmen. Khama hatte ihm, wie immer, alles Vorhergegangene verziehen und ihm einen beträchtlichen Teil seines eigenen, sehr bedeutenden Vermögens geschenkt. Trotzdem hielt es jener unruhige Geist nicht lange zu Hause aus.

Bei dem Charakter und dem politischen Scharfblick eines Mannes wie Khama ist es selbstverständlich, daß er der englischen Besitzergreifung, die sich durch das Protektorat unwiderstehlich vorbereitete, nicht mit Gewalt zu widerstreben versuchte. Er hatte in den Weißen, die die Gaben der Kultur zu seinem Volke brachten, stets seine Freunde gesehen und war vielleicht zuletzt ganz zufrieden damit, daß sie ihm die Bürde der Regierung und der Verantwortlichkeit für sein kleines Volk von den müden Schultern nahmen. Seiner Lieblingsaufgabe, Gutes im engen Kreise zu wirken, konnte er nach wie vor sich widmen. Die Engländer, die ihn seit 1884 durch ihr bloßes Machtwort vor den Einfällen Lobengulas geschützt hatten, ja die die Horden der Matabele, anfangs mit seiner Unterstützung, dann, als er, des Blutvergießens müde, sich weiterer Hilfe weigerte, auch ohne ihn in kurzer Zeit zu Boden geworfen hatten, mußten in der Tat, wie ihm so oft gesagt worden war, das mächtigste der Völker sein. Er wußte wohl, daß auf ein Wort von ihm alle Bamangwatos bis auf den letzten Mann aufstehen würden, aber er war zu klug, um einen Versuch, den Ketschwayo und Lobengula vergeblich gemacht hatten, nochmals zu wiederholen. Er zog es vor, die Herrschaft leise und unmerklich in die Hände des britischen Kommissars gleiten zu lassen und selbst bis an sein Ende zu bleiben, was er stets gewesen, der beste Freund seines Volkes.

Hottentotten- und Hererofürsten in Südwest-Afrika.

Christian Jager Afrikander und seine Söhne.

Woher eigentlich die Hottentotten stammen, wie und wann sie unter die schwarzen Ureinwohner von Afrika geraten, das hat die Ethnographie bis jetzt noch nicht herausgebracht. Ihre gelbe Hautfarbe, ihre Kopfform mit dem vorspringenden Jochbein, ihre schnalzende Sprache weist auf einen fremden Ursprung, jedenfalls wohl auf Asien hin, wo die Wiege so vieler afrikanischer Einwanderer stand. Aber die Koikoin, wie der Urstamm der Hottentotten sich nannte, können nicht aus Vorderasien gekommen sein, sie haben mit den arabischen und semitischen Einwanderern, die nördlich vom Sambesi die Ostgestade des schwarzen Weltteiles betraten, nicht die mindeste Aehnlichkeit. Wirth* meint, daß sie vielleicht von Hinterindien, als auswandernder Stamm eines tibetanisch-mongolischen Volkes nach Afrika gekommen sind, wo sie zuerst die östlichen Küstenländer zwischen dem Limpopo und dem Großen Fischfluß bewohnten. Hier fanden sie wahrscheinlich den südlichsten Stamm der afrikanischen Zwerge, die ebenfalls braungelb gefärbten Buschmänner vor, die offenbar eine viel ältere, tieferstehende Rasse sind, aber auch ihrerseits einmal von Osten über das Meer oder alte Länderbrücken gekommen sein mögen. Noch heute gehören die vorhandenen Reste der Zwergrasse, die Buschmänner im Süden wie die Zwerge des Kongo-Urwaldes, zu dem unzivilisiertesten, über die höhere Tierwelt nur wenig erhabenen Teil der Menschheit; die Koikoin waren ihnen schon bei ihrer Einwanderung in Afrika, die wohl ein paar tausend Jahre zurückliegen mag, unendlich überlegen,

* Wirth: „Geschichte Südafrikas", Bonn 1897.

und es ist kein Wunder, daß sie sie widerstandslos vor sich hertrieben und auch bei ihren späteren Wanderungen von der Ost- zur Westküste die Vertilgung des Buschmanns so gründlich besorgten, daß heute von dieser Urbevölkerung des südlichen Erdteils kaum noch 5000 bis 10000 Exemplare übrig geblieben sein mögen.

Aber auch für die Hottentotten nahte das Verhängnis. Als kriegerische, fröhlich-wilde Nomadenstämme, von der Viehzucht und Jagd lebend, aber den Feldbau höchstens so weit pflegend, als er ihnen das Korn für ihre berauschenden Getränke lieferte, so beherrschten sie die Küstenländer des Südostens, als die große Völkerwanderung der Bantu sich über den Sambesistrom nach Süden wälzte und die dort lebenden Völker ohne Widerstand vor sich hertrieb. Wir haben die Verdrängung der Hottentotten durch die Kaffern in dem Abschnitt über die südafrikanische Völkerwanderung geschildert und wollen hier kurz darüber hinweggehen. Diese Verdrängung ging nicht radikal, nicht mit einem Schlage vor sich, ein allmähliches Zurückweichen, eine teilweise Mischung, ein Hin- und Hertreiben der Stämme, so muß man sich das Verhältnis beider Völkergruppen durch ganze Menschenalter vorstellen. Die Kaffern brauchen nicht einmal in kriegerischer Beziehung den Hottentotten unbedingt überlegen gewesen sein, sie verdrängten sie einfach vermöge des höheren ihnen innewohnenden Kulturwertes, wie stets das höherstehende Volk das tieferstehende verdrängt. Erst viel später sollten die im Umgange mit den europäischen Siedlern geschulten Hottentotten den Kaffern gleichwertig werden und ihnen sogar eines Tages nach Jahrhunderten an der entgegengesetzten Küste des Kontinents den Fuß auf den Nacken setzen.

Vorläufig aber gelangten die kleinen gelbhäutigen Nomaden, die von den Bantuvölkern auch die Anfangsgründe einer geregelten Bodenbestellung gelernt hatten, nach dem Süden des Erdteils und stießen hier auf die holländischen Einwanderer, die seit 1652 die Umgegend der Tafelbai zu roden und ihre Farmen daselbst zu bauen begannen. Unter Jan von Riebeck und seinem eisernen Nachfolger, Simon von der Stell, sammelten sich Hunderte von Holländern, deutschen und französischen Hugenotten im Schutz der Flagge, die die Ostindische Kompagnie in ihrem Fort am Fuße des Tafelberges aufgezogen hatte. Alsbald kam es auch zu Reibungen und Kämpfen zwischen den Weißen und Hottentotten. Aber die letzteren brauchten nur kurze Zeit, um einzusehen, daß mit den Donnerbüchsen der überseeischen Fremdlinge ein unüberwindliches Element ins Land eingezogen war, dem man nur entfliehen oder

sich unterwerfen konnte. Seit 1673 schon, als der letzte Krieg der Kolonisten mit den Hottentotten stattfand, hörte man nichts mehr von größeren Zusammenstößen. Die behenden Eingeborenen zogen es vor, aus dem Gesichtskreise der Weißen zu verschwinden, und sie hatten dazu gar nicht weit zu laufen, denn noch 50 Jahre nach der Ankunft Jan von Riebecks, das will sagen am Beginn des 18. Jahrhunderts, wohnte kein weißer Siedler mehr als 70 Kilometer von den achtzig Häusern am Tafelberge entfernt, deren Stelle das heutige Kapstadt bezeichnet. Aber eben um diese Zeit begannen einzelne Ansiedler, erbittert über die rücksichtslose Behandlung, die die Gouverneure der Kompagnie am Kap ausübten, mit ihren Herden nordwärts und östlich über die Berge zu ziehen und sich im Innern neue Farmen einzurichten. Manche zogen auch jahrelang mit ihren Herden und ihren großen Ochsenwagen den guten Weideplätzen nach. Daß sie dabei mit den Eingeborenen, denen sie etwa begegneten, nicht sehr sauber umgingen, ist begreiflich. Die Buschmänner, die das Vieh der Ansiedler mit ihren vergifteten Pfeilen erlegten, schoß man einfach tot, wo man sie erblickte, die Hottentotten wurden eingefangen und als Viehtreiber, Wagenführer und Haussklaven verwendet. Die Sklaverei bestand ja damals noch im größten Umfange, und es wurden viele tausend Guineasklaven nach dem Kap eingeführt, wo sie in den Weinbergen der Kompagnie und der Gouverneure arbeiteten. Als hundert Jahre später England in den Besitz der Kapkolonie kam und die Sklaverei aufhob, kaufte die Regierung mehr als 30 000 Sklaven, meist wohl eingefangene Hottentotten, für 24 Millionen Mark los, und die Ansiedler waren damit noch keineswegs zufrieden, sondern hatten mehr als das Doppelte gefordert.

Die Kapboern gingen also über den Tafelberg und die Schwarzen Berge, durchstreiften die Karroo und kamen unter vielen Kämpfen und Gefahren schon 1705 bis nach Klein-Namaland, wo sie sich freilich noch nicht behaupten konnten. Ja einzelne Elefantenjäger gelangten noch weiter ins Land und endlich bis an den Oranje. Die freien Hottentottenstämme aber zogen sich weiter ins Innere, über den Oranjefluß zurück und begannen in Groß-Namaland die von Norden gekommenen Hereros zu bekämpfen. Uebrigens gab es neben ihnen bereits zahlreiche Mischlinge von Hottentotten und Weißen. Die holländischen Ansiedler hatten sich, da an weißen Frauen Mangel war, vielfach eingeborene Weiber genommen, die aus dieser Ehe entstandenen Bastarde aber wurden nicht anerkannt, sondern verstoßen und nach und nach in den Norden gedrängt. Sie

hielten sich für besser als die Hottentotten und nahmen meist das Christentum an, mußten aber doch, von den Weißen schlecht behandelt, nach und nach wieder den Sitten ihrer Voreltern afrikanischen Blutes verfallen. Unter der Bezeichnung der Oilams gründeten sie im 18. Jahrhundert am Oranje und in Klein-Namaland zahlreiche kleine Gemeinwesen, in denen der Lehrer und Kirchenvorsteher meistens auch der Häuptling war. Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts aber traten bereits einige Stämme, geführt von Häuptlingen, die sich durch Tatkraft und Klugheit auszeichneten, aus der Menge der kleinen Banden hervor und gewannen so viel Macht und Ansehen, daß sie nicht nur unter ihresgleichen, sondern auch unter den Boern Furcht und Schrecken verbreiteten. Die bedeutendsten dieser Stämme waren die südlichen und nördlichen Nama-Hottentotten zu beiden Seiten des unteren Oranje, deren weitere Schicksale uns gleich eingehender beschäftigen sollen, sodann die Koranas am mittleren Oranje und die Griqua, die sich nach vielen Kämpfen mit den Holländern und Engländern unter ihren Kapitänen Adam Kock und Nikolaus Waterboer in Ost- und Westgriqualand niederließen und deren Gebiete erst in den siebziger Jahren mit der Kapkolonie vereinigt wurden.

Schon frühzeitig machten die tapferen Nama-Hottentotten südlich vom Oranje, in Klein-Namaland, von sich reden. Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts hatte sich Christian Jager zu ihrem Führer aufgeschwungen, und mehr als 100 Jahre gingen die Häuptlinge aus seinem Geschlecht hervor. Ja der Beiname Afrikander, den er sich selbst gab, wie einst der alte Scipio sich gern Scipio Afrikanus nennen ließ, ging allmählich auf seinen ganzen Stamm über, den die Boern in der Folge als Afrikander bezeichneten. Durch zahlreiche Raubzüge nach Norden und Süden vermehrten die Afrikander ihre Viehherden und wurden für die holländischen Ansiedler, die immer wieder in Klein-Namaland Fuß zu fassen suchten, eine rechte Plage. Die Kapkommandanten mußten zeitweise die Eiseneinfuhr ins Innere verbieten, um den Hottentotten die Anfertigung ihrer scharfen Speer- und Pfeilspitzen zu erschweren. Als um 1790 die Korana-Hottentotten den Oranje aufwärts zogen, um Klein-Namaland zu überfallen, warf sich ihnen Christian Afrikander entgegen und schlug sie in einem blutigen Treffen zurück. Die Reste der Koranas machten sich dann am nördlichen Ufer und auf den Inseln des mittleren Oranje ansässig und wurden allmählich recht durchtriebene Räuber und Viehdiebe, die mit keinem ihrer Nachbarn auf gutem Fuße lebten.

Unter diesen Nachbarn waren die mächtigsten die Bondelzwarts, ein starker Hottentotten- und Bastardstamm, der im Norden des Oranje zwischen dem Fischfluß und der Kalahari saß und dessen Gebiet nördlich bis Bersaba reichte. Ihr Häuptling war zu Beginn des 19. Jahrhunderts Abraham Christian, dessen Väter das Land den Damaras abgenommen und besiedelt hatten. Abraham Christian war mehr ein Fürst des Friedens als des Krieges, er enthielt sich der Raubzüge, die sonst so häufig von den Hottentotten verübt wurden, und war zufrieden, mit den Weißen, deren Macht und Grausamkeit er früher südlich vom Oranje kennen gelernt, nichts zu tun zu haben. Gegen ihre Wanderlust war er von allen Seiten noch auf lange hinaus geschützt. Im Süden lag als ein trefflicher, von den Boern selbst gefürchteter Pufferstaat das Land des gewaltigen Jager Afrikander, im Osten schützte ihn die Kalahari; im Norden trennten ihn von den Damara und Kaffern verschiedene kleine Bastard- oder Oilamstämme, die gleich den Bondelzwarts vor den holländischen Flinten nach Norden entwichen waren und unter denen der Stamm des Kido Witbooi der bedeutendste war. Genug, der alte Häuptling der Bondelzwarts oder nördlichen Namaqua lebte in Frieden bis gegen 1830, wo das unwiderstehliche Vordringen der Boern ihm seine gelbhäutigen Nachbarn, die Afrikander, auf den Hals hetzte. Solange der gewaltige Jager Afrikander gelebt, der einen Strauß mit den weißen Kolonisten nicht sonderlich gefürchtet und ihnen manche Niederlage beigebracht hatte, waren die Boern an der Südgrenze von Namaland Gewehr bei Fuß stehen geblieben. Nach seinem Tode aber drangen sie unaufhaltsam vor und trieben den Afrikanderstamm endlich in den dreißiger Jahren aus dem ganzen Gebiet südlich vom Oranje hinaus. Den Söhnen des alten Jager blieb nichts übrig, als im Reiche des Abraham Christian sich anzusiedeln. Der nahm sie auch anfänglich ganz freundlich auf, beanspruchte aber selbstverständlich sein Oberhoheitsrecht, solange sie sein Land bewohnten. Dazu waren nun aber die Söhne Jagers, Kotje und Jonker, zu stolz, und so mußte es bald zu Reibungen und offenem Krieg kommen. Kotje Afrikander nahm dem alten Häuptling der Bondelzwarts wirklich einen Teil seines Landes ab und blieb daselbst wohnen. Jonker aber fand dies Gebiet für seinen Ehrgeiz zu klein und zog in den vierziger Jahren weiter nach Norden, um sich ein neues, seines Namens würdiges Reich zu erobern. Das dürfen wir uns nicht so vorstellen, als wäre er nun flugs an der Spitze eines gerüsteten Heeres auf die nächste Hauptstadt irgend eines Nachbarlandes losgerückt.

So haben sich die Dinge in Afrika nur selten abgespielt. Jonker Afrikander besaß einen Troß von Leuten mit Weib und Kind, er besaß Rinder- und Schafherden sowie einen hübschen Stamm Pferde, die die Nama früher von den Boern erhandelt und weitergezüchtet hatten. Mit diesem seinen Besitz zog er langsam nach Norden, den Weide- und Wasserplätzen nach, blieb wohl auch an geeigneten Stellen ein paar Jahre sitzen und nomadisierte bis ans Ende der vierziger Jahre an den Nordgrenzen von Abraham Christians Land umher. Aber auch da blieb er nicht allein und ungestört. Um 1848 gesellte sich ihm ein kleiner Namastamm unter dem „Captain" Dirk Vilander, einem Bastard gleich Jan Jonker und Kido Witbooi. Jonker freute sich anfangs dieser Verstärkung und ernannte Dirk zu seinem Veldkornet. Aber bald stellte es sich heraus, daß Jonker und Dirk, beide von demselben unbändigen Geiste, nicht zueinander paßten, und sie trennten sich wieder. Dirk Vilander zog mit seinen Leuten und Herden am Rande der Kalahari umher und entdeckte zu Rietfontein und weiter nördlich im Distrikt Mier verschiedene nutzbare Wasserstellen und Weideländereien, an denen sich die Vilanders niederließen. Nun änderte plötzlich der herrschsüchtige Jonker sein Verfahren. Er erklärte, Dirk habe jene Wasserstellen als sein Veldkornet in Besitz genommen, folglich sei er der rechtmäßige Herr des neu erschlossenen Landes. Dirk Vilander lachte ihn aus und erklärte sich für unabhängig, worauf eine versteckte Fehde zwischen beiden begann. Jonkers Leute überraschten einmal eine Viehherde der Vilanders, raubten ihnen 1000 Schafe, 16 Rinder und 6 Pferde, einige Weiber aber, die dabei waren, plünderten sie vollständig aus und sandten sie splitterfasernackt nach Hause. Daraufhin erklärte Dirk den Afrikandern den Krieg und brachte ihnen auch eine Niederlage bei, die dem Jonker einige Tote und Verwundete kostete und ihn bewog, seinem Gegner einen begütigenden Brief zu senden und ihm das strittige Gebiet zuzusprechen.

Jonker Afrikander aber fühlte sich jetzt noch mehr als vorher beengt; vielleicht glaubte er auch, die Schlappe, die er in dem Streite mit den Vilanders erlitten, auswetzen zu müssen. Genug, er wandte sich, während sein Bruder Kotje im Westen von Namaland sitzen blieb, weiter nach Norden, überschritt die äußersten bisher von den Hottentotten erreichten Gebiete und drang als Eroberer in das Land der Herero, fälschlich auch Damara geheißen, ein. Bevor wir seinen dortigen Schicksalen folgen, müssen wir erst einen Blick auf die bisherige Geschichte dieses damals so friedlichen und vorher wenig bekannt gewordenen Kaffernstammes werfen, der neuerdings

durch seinen letzten Verzweiflungskampf gegen die deutsche Herrschaft einen so langwierigen und kostspieligen Krieg hervorgerufen hat.

Die Hereros gehören zu den Bantustämmen, die im 15. Jahrhundert von der afrikanischen Ostküste, gedrängt von erobernden arabischen Einwanderern, nach Süden und Westen auswichen, und deren Nachkommen im Laufe von dreihundert Jahren ganz Südafrika durchzogen. Wir haben die Zulus und Xosa als Ausläufer des östlichen Stromes dieser Völkerwanderung kennen gelernt, haben den vielfach mit Urelementen gemischten mittleren Strom in den Betschuanavölkern wiedergefunden und stehen nun vor den Hereros als den Ausläufern des nordwestlichen Armes der Bantuwanderung. Aus den Gegenden des Tanganjika- und Nyassa-Sees waren Bantuscharen nach Westen gewandert. Sie hatten das gewaltige Lundareich erschüttert und haben ihm wahrscheinlich eine neue Dynastie gegeben, sie zogen dann weiter über den Cuanzo und gelangten durch Ambuella zum Kunene, der heute die Nordgrenze des deutschen Schutzgebietes bildet. Wir wissen nicht, wann die Kaffern, die wohl erst später den Namen Herero nach einem ihrer Häuptlinge erhielten, den Kunene überschritten, aber es wird wohl schon bald nach 1700 gewesen sein, denn 1792 traf die von der Seeseite kommende Expedition des Pieter Brand die Kaffern schon weit im Süden an der Walfischbai sitzend. Nördlich vom Sambesi und Kuena hatten die Kaffern große, blühende Reiche mit alten Herrscherfamilien, in Handwerk, Gartenkultur und Ackerbau wohlerfahren, durchwandert, Reiche, in denen ihres Bleibens nicht war, oder wo sie, sich festsetzend, bald von der überlegenen Kultur der Landesbewohner aufgesogen wurden. In Damaraland stießen sie zuerst auf eine Bevölkerung, der sie nicht nur mit der Waffe, sondern unbedingt überlegen waren. Die Damara, heute als Bergdamara oder ganz falsch als Klippkaffern bezeichnet, sind eine untergeordnete Urbewohnerrasse gleich den Buschmännern und den zentralafrikanischen Zwergen. Ohne Fruchtbau, Vieh, kaum des Feuers sich bedienend, lebten sie dahin wie die Tiere, und so leben ihre Ueberreste, soweit sie nicht zu Sklaven der Hottentotten und Herero geworden sind, noch heute dahin. Diese Bewohnerschaft konnten die Hereros mit leichter Mühe unterwerfen und verjagen, dann breiteten sie sich über das ganze Land aus und blieben zwischen dem Kunene und Oranje die unbestrittenen Herren, bis die Einwanderung der Hottentotten von Süden sie allmählich zurückwarf.

Die lange Zeit der ungestörten Ruhe war den Kaffern nicht in jeder Beziehung zum Segen gewesen. Zwar hatte sich ihre Zahl, wie

auch die ihrer Herden, vermehrt. Wohl 50 000 Seelen mit mehr als 500 000 Rindern, saßen sie in den fruchtbaren Tälern und Weideplätzen des großen Landes, dessen im allgemeinen wüstenhafte Beschaffenheit jeden Zuzug von ackerbautreibenden Eroberern fernhielt. Aber eben der völlige Mangel an Feinden ließ die Hereros langsam erschlaffen und alle die angestammten kriegerischen Eigenschaften des echten Kaffern vergessen. Sie lebten ein träges, selbstgenügsames Dasein, ernährten sich von der Milch ihrer Herden, deren Besitz sie mit der Habsucht von Geizkrägen zu vermehren trachteten, ließen das bißchen Gartenarbeit, welches der Lebensunterhalt forderte und der Boden erlaubte, von den gefangenen Damara besorgen und entarteten zu einer faulen, eingebildeten, widerstandslosen Rotte von Nichtstuern.

Daß diese Bevölkerung dem Andrang eines beweglichen, gut bewaffneten und kriegerischen Reiterstammes, der alles zu gewinnen und nichts zu verlieren hatte, der zudem unter der Leitung eines entschlossenen Führers wie Jonker Afrikander stand, — daß die Hereros, diesem Ansturm nicht gewachsen waren, liegt auf der Hand. Die Hottentotten überfielen einen Kraal nach dem andern, sie waren auf ihren ausdauernden Pferden überall und nirgends, trieben den Kaffern das Vieh weg und machten sich in wenigen Jahren so zum Schrecken des ganzen Hererolandes, daß sie überhaupt keinen ernsthaften Widerstand mehr fanden. In zahllose kleine Stämme, jedes Dorf unter seinem eigenen Häuptling, zersplittert, aber ohne einen Fürsten von hervorragender Macht und Bedeutung, waren die Kaffern zum einheitlichen, geschlossenen Widerstand überhaupt nicht fähig. Vereinzelte Haufen aber, die sich den Hottentotten entgegenstellten, wurden von ihnen ohne Mühe überwältigt.

Jonker Afrikander wurde der Herr von ganz Hereroland. In Eikhamo, dem Hauptkraal des Landes, an der Stelle des heutigen Windhuk, war seine Residenz. Mit eiserner Faust hielt er die Kaffern nieder, die teils Tribut an Rindern entrichten mußten, teils als Kriegsgefangene in den Hütten ihrer Besieger frondeten. Aber auch seine eigenen Volksgenossen suchte Jonker zu einigen und hielt in seinem Reiche, das, wenigstens nach seiner Meinung, vom Kunene bis zum Oranje reichte, strenge Mannszucht aufrecht. Auch von den südlicheren Hottentotten und Oilams, den Bondelzwarts, den Witbois, Vilanders und anderen wurde er gefürchtet und gewissermaßen als Oberherr von ganz Nama- und Damaraland anerkannt. Er ließ Missionare ins Land, so viele kommen wollten, aber als sie ihn selber zu taufen gedachten, verbat er sich das und sagte, das

hätte Zeit, bis er alt und krank sei. Sonst legte er den Glaubensboten nichts in den Weg und sah es gern, daß sie in Bethanien, Bersaba, Keetmanshoop, Rehoboth und an anderen Orten christliche Gemeinden begründeten. Zwei deutsche Missionare aus Barmen, Dr. Hahn und Kleinschmidt, haben in dieser Zeit viel für das von alten Kämpfen zerrissene Land getan. Aber den Hereros war Jonker Afrikander kein milder Herrscher. Er wußte, daß in diesen mächtigen, den Hottentotten an Zahl und Leibeskraft weit überlegenen Schwarzen der Grimm über die ihnen angetane Schmach unverlöschlich fortlebte, und war bedacht, ihren Stamm durch Unterdrückung und Fortnahme ihrer Herden immer weiter bis zur völligen Ohnmacht zu schwächen.

Aber die Kaffern waren nicht mehr die schläfrigen Nichtstuer, die sich einst widerstandslos von den schlauen und behenden Namas hatten unterwerfen lassen. Das Unglück hatte sie erbittert, aber auch aufgeweckt. Die Not hatte sie arbeiten gelehrt, die Jagd, früher als ein anstrengendes Geschäft von ihnen verabscheut, mußte manchem jetzt den Lebensunterhalt verschaffen. Andere dienten fremden Reisenden und Jägern, die sich in den fünfziger und sechziger Jahren im Damara- und Ovambolande aufhielten, als Führer und Helfer. Zwei von diesen Jägern, der Schwede Andersson und der Engländer Green, beides Männer, die lange im Lande gelebt und die guten Eigenschaften der Hereros kennen gelernt hatten, überredeten sie, sich gegen die Herrschaft der verschlagenen Gelben, die doch im Grunde nur eine Scheinherrschaft war, aufzulehnen und ihre alte Unabhängigkeit wieder zu erringen.

Im Jahre 1862 schien der geeignete Zeitpunkt zum Aufstand gekommen zu sein. Jonker Afrikander starb ganz plötzlich, und erst jetzt zeigte es sich, wie sehr die unumschränkte Macht, die er ausgeübt hatte, an seinem bloßen Namen hing. Der Aufruhr, von Andersson und Green offen unterstützt, flammte mit einem Schlage im ganzen Lande empor. Ein Kaffer namens Maharero Katjamuaha, der die Herden Jonker Afrikanders gehütet hatte, aber wahrscheinlich von altem Geschlecht war, stellte sich an die Spitze seiner Volksgenossen und begann mit großen Plünderungszügen und Ueberfällen auf die Rinderherden der Hottentotten den Krieg. Plötzlich wollte kein Herero länger für einen Nama arbeiten, kein Schwarzer einen Gelben als Herrscher anerkennen. Mehrere Jahrzehnte wütete ein Rassenkampf in Südwest-Afrika. Zu offenen Schlachten kam es dabei wohl selten; eine solche, in der mehrere Hottentottenstämme von den Hereros geschlagen wurden, endete allerdings für beide

Teile recht blutig. Christian Afrikander, Jonkers Sohn, fiel, und ebenso fanden mehrere Häuptlinge des 'Maharero den Tod, dem Schweden Andersson aber, der persönlich an der Seite der Hereros stritt, zerschmetterte eine Kugel das Bein. Bei den Hottentotten gelangte nun Christians Bruder Jan Jonker an das Regiment, der seinem großen Vater so unähnlich wie möglich war. Die Kämpfe zwischen beiden Parteien dauerten mit kleineren oder größeren Unterbrechungen fort, aber die Afrikander blieben schon um deswillen im Nachteil, weil die südlichen Namastämme, die Jonkers Autorität wenn auch nicht unterworfen, so doch gewissermaßen lehnspflichtig gemacht, sich jetzt wieder vollkommen selbständig gebärdeten und Jan Jonker nur so weit unterstützten, wie sie es in ihrem eigenen Interesse liegend erachteten. Größtenteils bestand der Krieg von jetzt an in Raubzügen, die stets den Rinderherden des Feindes galten. Denn den Gegner seiner Herden berauben, hieß in diesen meist unfruchtbaren Distrikten ihn subsistenzlos und verteidigungsunfähig machen. Einige Jahre verflossen unter wechselndem Kriegsglück. Aber nördlich vom Zwachaub (Swakop) blieb Maharero von jetzt an unbestrittener Herr, und seine Residenzen Windhuk und Okahandja bekamen den Feind kaum noch zu sehen. Immerhin litt unter den Kriegszügen das ganze Land, und die Missionare in Nama- und Hereroland, die ihr ganzes Lebenswerk durch die zunehmende Verwilderung der Eingeborenen in Frage gestellt sahen, vermittelten im Jahre 1870 und brachten einen Frieden zustande, der die Hottentotten auf den Süden, die Hereros auf den Norden des Landes, den Swakopfluß als Grenzscheide angesehen, beschränkte. Die Hottentotten hielten aber die Friedensbedingungen nicht inne, sie raubten nach wie vor auf Hererogebiet, wobei sich neben den Afrikandern besonders auch die Witboois hervortaten, die unter ihrem Häuptling Moses auf Gibeon wohnten. Die Hereros übten ihrerseits Vergeltung, und 1880 brach der Krieg von neuem wieder aus. Maharero Katjamuaha und sein ältester Sohn Wilhelm lieferten den Hottentotten im Dezember dieses Jahres ein großes Gefecht bei Otyikango, in welchem die Leute Jan Jonkers völlig geschlagen wurden und er selbst schmählich die Flucht ergriff. Der alte Maharero und sein Sohn Wilhelm sollen in diesem Gefecht persönlich Wunder der Tapferkeit getan haben, was sonst nicht gerade im Charakter der Kaffern liegt. Wilhelm selbst fiel, während sein Volk siegreich blieb und die Afrikander auf immer die Lust verloren, mit den Hereros anzubinden. Die Rolle Jan Jonkers war hiermit endgültig ausgespielt. Er verlor die Achtung von

Freund und Feind und nahm ein jämmerliches Ende. Sein eigener Stamm war ja niemals groß gewesen, die übrigen Hottentotten- und Oilambanden aber verloren jetzt jeden Respekt vor ihm und weigerten ihm von nun an den geringsten Beistand. Ja die Witboois, die neben den Afrikandern der größte gelbe Stamm im nördlichen Namalande waren und dort viel früher als die Afrikander eingewandert waren, erklärten sich durch den Frieden, den Jan Jonker nun mit Maherero abschloß, keineswegs gebunden und begannen auf eigene Faust im Hererogebiet zu plündern. Davon wird im nächsten Abschnitt, der die Geschichte der Familie Witbooi erzählt, des näheren die Rede sein, hier sollen uns nur die letzten Schicksale der Afrikander-Dynastie noch kurz beschäftigen.

Jan Jonker kam gegen das Ende der achtziger Jahre zu einem elenden und unrühmlichen Tode. Nach dem Frieden, den er halb von den Missionaren und fremden Kommissaren gezwungen einging, fiel der größte Teil seines Stammes von ihm ab, um sich an den Raubzügen der Witboois zu beteiligen, die ihnen ein freieres Leben versprachen als die Viehzucht und der Gartenbau in dem ihnen fernerhin zugestandenen Gebiete. So lebte Jan Jonker seit 1881 ziemlich bedeutungslos und recht verbittert unter seinen wenigen Anhängern dahin. Aber er konnte vielleicht einst als Sammelpunkt für die Afrikander und andere kleine Oilamstämme wieder von Bedeutung werden, und diese entfernte Möglichkeit wurde ihm zum Verderben. Als Hendrik Witbooi die Erbschaft seiner Väter angetreten und die nördlichen Namastämme zu einem ungebundenen Räuberleben um sich versammelt hatte ließ ihm der Gedanke keine Ruhe, daß neben seiner eigenen auch noch ein Zweig der Afrikanderfamilie vorhanden sei und vielleicht einst als Thronkandidat der Hottentotten auftreten würde. Er suchte Streit mit Jan Jonker, was ihm nicht schwer fallen konnte, erklärte ihm den Krieg und ließ den flüchtigen Häuptling zu Ende der achtziger Jahre hinterrücks in den Gamsbergen erschießen.

Mit Jan Jonker erlosch der eine Stamm der Nachkommen des großen Jager Afrikander. Wir wissen jedoch, daß von Jagers beiden Söhnen, die um 1830 über den Oranje gekommen waren, der älteste namens Kotje in der Nachbarschaft der Bondelzwarts sitzen geblieben war, während sein Bruder Jonker nach dem Norden zog und das Hereroland eroberte. Das Schicksal, das den Söhnen großer Männer so oft eine herzlich unbedeutende Rolle zuweist, wollte es, daß auch Jagers Enkel aus dieser Familie ein ebenso klägliches Ende nehmen sollten, wie die Söhne Jonkers es fanden.

Kotje Afrikander, der sich einst seinen Platz zwischen den nördlichen Namaqua und der Kalahari in tüchtigen Kämpfen mit dem Bondelzwarthäuptling Abraham Christian errungen hatte, wurde nachher ein stiller, friedlicher Mann. Er scheint sich auch mit dem Nachfolger Abrahams, dem schlauen Willem Christian, gut vertragen zu haben, überhaupt hatte wohl sein Stamm, dessen größere Hälfte mit seinem Bruder Jonker gezogen war, nur noch geringe Bedeutung. Willem Christian betrachtete jedenfalls sowohl diesen als die anderen kleinen Hottentottenstämme in der Nachbarschaft der Bondelzwarts als seine Vasallen, und auch die Kapregierung war derselben Meinung. Leider war Kotjes Sohn und Nachfolger Jacobus nicht ebenso klug wie er, und das führte den völligen Untergang seines kleinen Stammes herbei.

Es war im Jahre 1878, als die weißen Ansiedler im nördlichsten Teil der Kapkolonie häufig durch räuberische Einfälle von Hottentotten- und Kaffernbanden, die jenseits des Oranje wohnten, beunruhigt wurden. Das räuberische Gesindel bestand zum Teil aus den Resten der Korana-Hottentotten, die vor hundert Jahren den Oranje abwärts gekommen und von dem großen Jager Afrikander blutig zurückgeschlagen waren. Sie lebten seitdem auf einigen Inseln und am nördlichen Ufer des Flusses, und zwar mehr vom Diebstahl als von ehrlicher Arbeit. Ihr Häuptling war gegenwärtig Klas Lukas, der mit den englischen Ansiedlern südlich vom Oranje schon manches blutige Zusammentreffen gehabt hatte. Zu ihnen hatten sich in den siebziger Jahren wandernde Kaal-Kaffern gesellt, die bis dahin in den Bergen des Griqua-Distriktes gewohnt hatten und von dort vertrieben worden waren, als die Boern der Kapkolonie Griqualand in Besitz nahmen. Mit diesen beiden Stämmen, die eigentlich nur vom Marodieren lebten und deshalb über kurz und lang den offenen Krieg ihrer Nachbarn herausfordern mußten, verband sich törichterweise Jacobus Afrikander. War es ihm nur um die Beteiligung an den Raubzügen der Koranas zu tun, oder hoffte er mit ihrer und der Kaal-Kaffern Unterstützung noch einmal wieder eine Rolle zu spielen und den Bondelzwarts den Meister zu zeigen — wer kann das wissen. Jedenfalls hatte er aber falsch gerechnet. Die Engländer, die nicht die Absicht hatten, wegen einer Handvoll plündernder Hottentotten einen kostspieligen Grenzkrieg zu führen, wandten sich an den Häuptling der Bondelzwarts und forderten ihn auf, die Grenzstämme, die zu seinem Gebiete gehörten, zur Ruhe zu bringen. Es wurde ihm dafür versprochen, daß er das Koranaland dauernd behalten solle. Willem Christian, der sich

über das Treiben der Koranas und nun vollends über die Aufsässigkeit der Afrikander selbst ärgerte, schickte auch alsbald eine starke Abteilung Leute ins Kalaharigebiet, um die Unruhestifter zu bestrafen, und fand dabei die Unterstützung des früher erwähnten Häuptlings Dirk Vilander, der auf diese Weise bessere Wohnplätze als die bisherigen bei Rietfontein zu erobern hoffte. Inzwischen hatten die Boern selbst bereits den einen der Räuberhauptleute, nämlich Klas Lucas, gefangen. Der Koranahäuptling wurde nach Kapstadt gesandt und von der Regierung auf der öden Insel Robben Island interniert, wo er Gelegenheit hatte, über seine Sünden nachzudenken. Die Bondelzwarts hatten ebenfalls Glück, sie schlugen die Afrikander aufs Haupt und fingen den Jacobus ein, der alsbald von einer Hottentotten-Eskorte zu Willem Christian geleitet wurde. Aber für diesmal gelang es dem schlauen Afrikander noch, der Gefangenschaft zu entgehen. Er ritt am ersten Tage so ruhig und harmlos mit den Hottentotten, als hätte er sich völlig in sein Schicksal ergeben. Am zweiten Tage, als die Mittagshitze und ein scharfer Morgenritt die Bondelzwarts ermüdet hatte und alle schläfrig um den Lagerplatz herumlagen, stand Jacobus auf, um, wie er sagte, hinter dem nächsten Busch ein Bedürfnis zu verrichten. Niemand sah nach ihm hin, während er leise und geschickt wie eine Schlange auf dem Bauch zum Lagerplatz der Pferde hinschlich, sich auf das schnellste davon schwang und davon jagte. Niemand vermochte ihn einzuholen. Später aber wurde er dennoch in demselben Feldzug gefangen genommen und von Willem Christian den Engländern ausgeliefert, die ihn zu seinem Leidensgenossen Klas Lukas auf die Insel Robben Island bei Kapstadt setzten.

Das war das Ende der Afrikander. Die Bondelzwarts aber unter Willem Christian erfreuten sich noch einer langen Unabhängigkeit, denn auch die 1884 ausgesprochene Besitzergreifung des Landes durch die deutsche Regierung hat ihre Selbständigkeit bis in die neueste Zeit kaum angetastet. Willem Christian war ein tüchtiger Herrscher von großer Autorität unter den Seinen; alle Weißen, Missionare wie Kaufleute, die unter seinem Regiment im Lande wohnten, bezeugten ihm, daß man sich in seinem Reiche vollkommener Sicherheit und Gerechtigkeit erfreute. Ja bei Streitigkeiten zwischen Weißen und Farbigen in seinem Lande nahm er fast immer die Partei der ersteren. Dagegen nahm er es im Umgang mit seinesgleichen nicht immer so genau. Das Gebiet, welches er Dirk Vilander für seine Dienste bei der Unterwerfung der Koranas versprochen hatte, versagte er ihm nachher viele Jahre,

und als Dirks Nachfolger später die Ansprüche auf diese am Oranje liegenden Ländereien erneuerte, hielt ihn Willem Christian lange mit Ausflüchten hin, um inzwischen das strittige Gebiet unter der Hand an weiße Ansiedler zu verkaufen. Seine Untertanen regierte er als ein absoluter Autokrat, aber nicht ohne Verstand und Wohlwollen. Als ihm die Engländer nach dem Koranakriege eine Belohnung von 1500 Lstr. auszahlten, benutzte er diese Summe, um einen Store anzulegen, damit, wie er sagte, seine Untertanen nicht mehr von den fremden Händlern ausgebeutet würden. Aber er gab zuviel Waren auf Kredit fort und mußte bald den Handel einstellen, weil er kein Geld hatte, neue zu beschaffen, vielleicht auch, weil die Händler, die seine Konkurrenz nicht liebten, ihm nichts mehr liefern wollten. Missetäter bestrafte er durch Zwangsarbeit oder durch gewaltige Prügel. Todeswürdige Verbrechen wurden so geahndet, daß der Delinquent eine tiefe Grube ausschaufeln mußte und dann, darin stehend, erschossen und alsbald begraben wurde.

Erst nach Willem Christians Tode haben die Bondelzwarts jenen törichten Aufstand gegen alle Weißen und gegen die deutsche Schutzherrschaft angezettelt, der ihnen den Rest ihrer Selbständigkeit kosten, leider aber auch die viel schwereren Herero- und Witbooi-kriege nach sich ziehen sollte.

Hendrik Witbooi und Samuel Maharero.

Wir haben in der Geschichte der Afrikander-Dynastie gleichzeitig die Vorgeschichte der Häuptlingsfamilien kennen gelernt, die uns in diesem Abschnitt beschäftigen sollen. Als Jonker Afrikander in den vierziger Jahren nach Norden ins Hereroland zog, traf er am Rande desselben einen weit vorgeschobenen kleinen Hottentottenstamm unter dem Häuptling Kido Witbooi. Dessen Vorfahren hatten schon an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts den Oranje überschritten und waren 1814, begleitet von einem deutschen Missionar, bis Bethanien gelangt. Es waren keine reinen Hottentotten, sondern Oilam, wie sie selbst sich mit Stolz nannten, da sie sich durch den ererbten Tropfen holländischen Blutes in ihren Adern weit über die reinen Hottentotten erhaben glaubten. Sie waren im Besitz von Pferden und etlichen alten Steinschloßflinten und standen

in dem Rufe tapferer, unabhängiger Leute, so daß sie zwischen den Hereros im Norden und den Bondelzwarts im Süden ihre volle Unabhängigkeit bewahrt hatten. Wir werden nicht fehl gehen, wenn wir in diesen Vätern des späteren Witbooistammes ziemlich verwilderte Gesellen erblicken, die allerdings schon in ihrer alten Heimat das Christentum kennen gelernt hatten, gekleidet einhergingen und sich gelegentlich taufen ließen, sonst aber ihr Leben mit Rauben und Plündern verbrachten und höchstens noch an der Jagd einigen Gefallen fanden. Nicht umsonst hatten sie ihre Zelte so nahe an der Hererogrenze aufgeschlagen, daß ein schneller nächtlicher Ritt sie bis an die Viehhürden der Kaffern brachte, und je mehr sich letztere nach Norden zurückzogen, um so weiter rückten ihnen die kleinen gelben Räuber nach. Der alte Kido Witbooi selbst war ein durchtriebener Räuberhauptmann, der sich mit seiner Bande, wenn er nicht auf der Jagd oder beim Zechgelag war, meistens auf dem Kriegspfade befand und neben dem Raub und Ueberfall auch unnötige Grausamkeiten und gemeine Wegelagerei nicht scheute: „Er verbrachte — so erzählt v. Bülow* — sein Leben mit Raub und Mord, und wenn er auch auf seine alten Tage getauft wurde und als Christ starb, so hatte er doch als echter Heide gelebt."

Unter Kidos Sohn Moses änderte sich nicht viel in der Lebensweise des Stammes. Der Wohnsitz wurde, nachdem Jonker Afrikander die Hereros über den Swakop zurückgedrängt, weiter nach Norden verlegt und befand sich bis in die siebziger Jahre in Gibeon. Jonkers starke Hand ließ neben den Afrikandern keinen anderen Hottentottenstamm aufkommen, so daß sich auch die Witboois in dieser Zeit mit einer untergeordneten Rolle begnügen mußten. Aber sobald Jonker gestorben war und die Herero das Fremdenjoch abgeworfen hatten, fühlte sich Moses Witbooi wieder als führende Kraft in den Reihen der Hottentotten und begann alsbald wieder den Kleinkrieg gegen die Kaffern auf eigene Faust. Als Jan Jonker Afrikander 1880 in dem Treffen von Otyikango vollständig geschlagen war, benutzte Moses Witbooi die Siegesfreude der Hereros, um sie in einem unbewachten Augenblick zu überfallen, zu verwirren und reiche Beute zu machen. Seitdem spielte sich der Krieg fast nur noch zwischen den Kaffern und den Witboois ab; viele von den Hottentotten, die den flüchtigen Jan Jonker verließen, und auch Angehörige anderer Stämme liefen den Fahnen Moses Witboois zu, unter denen sie sich Kriegsglück und Beute versprachen, und so

* „Drei Jahre im Lande Hendrik Witboois." Berlin 1897.

erwuchs den Hereros, die sich kaum eines Feindes entledigt hatten, ein ebenso gefährlicher neuer Gegner. Der alte Maharero schlug den Witboois vor, endlich einen dauernden, ehrlichen Frieden zu schließen, und drohte, sie, wenn sie sich dessen weigerten, mit seiner ganzen Heeresmacht zu überfallen und zu vernichten. Moses Witbooi aber, der recht gut wußte, daß ein ehrlicher Friede mit den Kaffern ihn seines wichtigsten Unterhaltungsmittels berauben würde, sandte seinem Gegner die stolze Antwort: „Waarlyk, waarlyk, Ik zal niet eer rusten, als tot myne paarden von Uw water in Okahandja gedronken hebben!“ (Wahrlich, ich will nicht früher rasten, als bis meine Pferde aus eurem Flusse bei Okahandja getrunken haben.) Okahandja war seit dem Tode Jonker Afrikanders die Residenz der Maharero. Dieser Ausspruch, so stolz er klingt, war übrigens im Grunde genommen doch wohl nur der Verlegenheit des Bandenführers entsprungen, der ganz gut wußte, daß er den größten Teil des Einflusses über seine Leute einbüßen würde, wenn er ihnen nicht mehr das Plündern und Rauben in der gewohnten Weise gestatten konnte.

Das Räuberunwesen nahm also seinen Fortgang, und es wurde jetzt schlimmer als je, denn die Witboois verwilderten mehr und mehr, und was sich an Ueberläufern zu ihnen gesellte, war noch verkommeneres Gesindel. Moses und sein Unterhäuptling Paul Visser verübten entsetzliche Greuel, mordeten und schändeten oder hinderten doch ihre bestialischen Soldaten nicht, es zu tun, wo immer sie wehrlose Kaffern überfallen konnten. Die Missionare waren ihm gegenüber ohnmächtig, obwohl Moses ihnen selbst nichts geschehen ließ. Aber er erklärte sich für den unabhängigen Herrn von Damaraland, behauptete, in den Hereros den Erbfeind seines Volkes zu sehen, und wies alle Vorschläge zur Güte schroff zurück. Als 1882 durch Missionare und deutsche Kommissare der Frieden von Rehoboth zu stande kam, der die Kaffern und Nama versöhnen sollte, schloß sich Moses ausdrücklich davon aus, und als 1884 und 1885 der Generalkonsul Dr. Nachtigall und Dr. Büttner im Namen des Deutschen Reiches Schutzverträge mit Maharero und den Hottentottenhäuptlingen abschlossen, weigerte sich Moses Witbooi auch, auf dieses Ansinnen einzugehen. Er erklärte vielmehr, er sei allein Herr in seinem Lande und wolle es bleiben. Leider fehlte damals die Kolonialmacht, die ihn zu einem besseren Verständnis seiner Rolle dem Deutschen Reiche gegenüber hätte bringen können.

Eine kurze Zeit schien es, als sollte alles ohne Eingreifen der Weißen von selber zur besten Ordnung kommen. In Gibeon lebte

eit vielen Jahren Hendrik Witbooi, der längst erwachsene Sohn
s alten Moses, und hatte sich, einer natürlichen Veranlagung folgend,
die Wissenschaften geworfen. Das heißt, er hatte lesen und
ben, Deutsch sprechen gelernt, kannte die Bibel und einen Teil
eltgeschichte und unterrichtete auch seine Stammesangehörigen
ig in diesen Dingen. Er hatte sich aus Ueberzeugung
ssen und war, besonders wohl unter dem Einfluß der
, nüchtern genug, in der kriegerischen Politik seines
ts als gewöhnliche Räuberei zu erblicken, die er nach-
rteilte. Besonders verabscheute er die unnötig ver-
nkeiten und sprach seine Entrüstung darüber offen
es mehrmals zu ernsten Zerwürfnissen zwischen ihm und
oses kam. Endlich trennte sich Hendrik von seinem Vater und zog mit 40 Leuten nach Norden, um fortan in Frieden zu leben und sich von dem Räuberunwesen seines Stammes ganz loszusagen. Er hatte schon von Jugend an gelegentlich „göttliche Eingebungen" gehabt und stets über eine große Phantasie verfügt, und so behauptete er auch jetzt, einer Eingebung Gottes zu folgen, die ihm befahl, mit dem alten Erbfeinde seines Stammes Frieden zu schließen und dann über das Hereroland hinaus nach Norden zu wandern, um sich dort eine neue Heimat zu suchen. Es sollte aber alles ganz anders kommen. Hendrik Witbooi sollte niemals nach dem ersehnten nördlichen Lande gelangen, und aus dem erträumten Frieden sollte nur ein um so erbitterterer Krieg entstehen. Wie das kam, ist nicht ganz aufgeklärt und wird auch bei dem rätselhaften, widerspruchsvollen Charakter Hendriks nicht aufgeklärt werden. Manche, die ihn vielleicht am besten kannten, sagten, daß er wohl schon damals Komödie gespielt und den Zug nach Norden nur inszeniert habe, um den Rinderherden der Hereros näher zu sein. Andere und vor allem er selbst behaupteten, daß er es damals ehrlich gemeint habe und erst durch die Verräterei der Kaffern zu ihrem Feinde geworden sei.

Jedenfalls trat aber Hendrik zunächst seinen Zug an. Er ließ überall seine friedlichen Absichten verkündigen und gelangte, da die Hereros sich trotzdem mit ihrem Vieh alsbald aus dem Gesichtskreis der gefürchteten Hottentotten entfernten, wohlbehalten bis Osona, einem lieblichen, grünen Flecken im Tal des oberen Swakop und nur wenige Meilen von Okahandja entfernt. Ringsum waren freundliche Wiesen, Gehölze mit schattigen Bäumen, und Hendrik ließ seinen kleinen Reitertrupp, der gut bewaffnet und von keinem großen Troß beschwert war, hier anhalten und ein Lager aufschlagen.

Hier erschien auch bald der alte Maharero mit einigen hundert Leuten und ließ sich an der gegenüberliegenden Seite des Tales nieder. „Bringst du Krieg oder Frieden?“ fragte er den Hottentotten. Hendrik gab ihm die beruhigendsten Versicherungen, und es folgten lange Beratungen, aber das Mißtrauen der Kaffern blieb rege, zu viel Leid hatten sie schon von den Hottentotten und insbesondere vom Witbooistamme zu erdulden gehabt. Maharero war jedenfalls von der Aussicht, Hendrik durch sein Land ziehen zu lassen und dann auf beiden Seiten die Nachbarschaft der Hottentotten zu haben, nicht sehr erbaut und machte Schwierigkeiten; umgekehrt behauptete Hendrik später, die Hereros hätten seinen Friedensversicherungen nicht geglaubt und begehrliche Blicke auf seine Flinten und Pferde geworfen. Genug, es kam zu keiner Verständigung, vielmehr entstanden Streitigkeiten, bei denen sogar mehrere Schüsse gewechselt wurden, aber niemand getötet wurde. Hendrik zog sich, bevor es zu einem offenen Gefecht kam, zurück und wurde nun der erklärte Feind der Hereros. Schon im nächsten Jahre kam er mit einer größeren Macht und gelangte wiederum in die Nähe der Residenz des alten Maharero, wurde aber wiederum bei Osana zurückgewiesen. Inzwischen war Hendriks Vater gestorben, er trat nunmehr an die Spitze des ganzen Stammes und verfolgte von nun an mit derselben Energie eine Politik des Krieges, wie er früher den Frieden verteidigt hatte. Ja er bediente sich zu diesem Behufe derselben Vorspiegelungen göttlichen Rechtes und täuschte dadurch selbst die Missionare über seine wahren Absichten. Letztere liefen jetzt offenbar nur noch darauf hinaus, den Hereros nach wie vor ihr Vieh zu rauben. Das einzige, worin er sich vorteilhaft von seinem Vater unterschied, war der Widerwille gegen unnützes Blutvergießen und eine gewisse, oft unvermutet hervortretende Ritterlichkeit seines Benehmens. „Ein schlafender Feind ist ein Kind,“ sagte er gelegentlich; „mit Kindern führen wir keinen Krieg!“ Aber die Berechtigung seines Vorgehens gegen die Kaffern verteidigte er mit glühender Beredsamkeit und stellte den Krieg geradezu als seine göttliche Mission hin. Einmal haßten sich ja die Herero und Nama seit hundert Jahren, dann aber fühlte er sich persönlich schwer gekränkt, weil Maharero angeblich seine Friedensanerbietungen zurückgewiesen hatte.

Die Missionare, die sonst einen großen Einfluß auf ihn hatten, fanden ihn in diesem Punkte ganz unzugänglich. „Ich will gegen Maharero den Frieden erkämpfen. Der Herr sendet mich und hat mir ein Licht am Himmel gewiesen, dem ich folgen muß. Dieser

Stern wird mir zum Siege und meinem Volke zum Frieden verhelfen.“ Sein Ziel aber war die vollständige Unterwerfung der Kaffern; er besaß neben seinem religiösen Fanatismus auch einen gewaltigen Ehrgeiz und wollte mehr werden, als Jonker Afrikander gewesen war. „Sind es denn,“ sagte er zu einem seiner Besucher, der die Bilder Kaiser Wilhelms und Bismarcks in seiner Hütte sah, „sind es denn nur die großen Völker, die berühmte Männer, wie Napoleon Bonaparte, hervorbringen können? Warum soll nicht auch aus dem Namavolke ein solcher entstehen?“ Diesem Ehrgeiz ordnete er alles unter, ihm zuliebe beging er auch Verbrechen. Im Jahre 1888 ließ er den flüchtigen Jan Jonker, dem er die Fehde erklärt hatte, in den Gamsbergen erschießen und zog selbst dorthin, um den Hereros näher auf den Leib zu rücken. Als ihm ein befreundeter Missionar abriet, dergestalt die Flamme des Krieges noch mehr anzufachen, rief er entrüstet: „Nein, als wir seinerzeit Pella verließen und den Oranje überschritten, sind wir nicht hierher gekommen, um hier zu bleiben, sondern nach dem Norden stand unser Sinn. Dieses (Gibeon) ist nur eine Lagerstelle gewesen, jetzt aber ist die Zeit gekommen, weiter zu ziehen. Es wäre mir besser, wenn ich stürbe, als daß ich diese Sache unterließe.“ Vergeblich stellte man ihm vor, daß sein Treiben ja nicht einmal ehrlicher Krieg sei, sondern ein ganz gewöhnliches, verächtliches Räuberleben, nichts weiter als Viehdiebstahl, worauf unmöglich der Segen Gottes ruhen könne. „Wie,“ rief er dann wohl voll Staunen aus, „glaubst du denn nicht, daß meine Sache vom Herrn ist und daß ich vom Herrn geleitet werde.“ Er selbst wußte sehr gut, daß die beste Kriegskunst in den trockenen Steppen des Damaralandes eben die war, dem Feinde die Herden zu rauben und ihn damit existenzlos zu machen. „Ich will nicht aufhören,“ sagte er, „solange Maharero noch einen einzigen Ochsen besitzt.“ Seinen Leuten aber waren seine Beweggründe völlig gleichgültig. Ihnen genügte es, das fröhliche Räuberleben weiter zu führen, an welches sie einmal gewöhnt waren, Fleisch, Tabak und Lebensmittel, Pferde und Rinder, Kleider und Decken, Gewehre und Munition in Hülle und Fülle ohne Arbeit zu haben, und alles das konnten sie, indem sie einen Teil der geraubten Herden den Händlern verkauften und inzwischen, was sie bedurften, auf Borg entnahmen.

Von 1888 bis 1891 hatte Hendrik Witbooi dieses Leben ungehindert fortgeführt. Die Hereros hatten ihm, besonders seit der alte Häuptling gestorben und sein schlaffer Sohn Samuel Maharero ans Ruder gekommen war, wenig Widerstand geleistet. Sie besaßen

zwar eine Anzahl Gewehre und waren der Zahl nach weit in der Uebermacht, aber was half ihnen das, da „Kortja“ (d. h. der Kurze, wie sie den kleinen stämmigen Hendrik nannten) mit seinen geschwinden Reitern stets wie der Blitz ins Land einbrach und mit der erbeuteten Herde wieder verschwand, bevor sie eine genügende Zahl von Leuten sammeln konnten, um ihn auch nur zu verfolgen. Fast allmonatlich fiel Hendrik in das Damaraland ein, und meist führte er einige hundert, manchmal tausend Rinder mit sich fort, wenn er in die Gamsberge zurückkehrte, wo er seit 1888 sein Hauptlager aufgeschlagen hatte. Wenn irgend möglich, vermied er jedes Blutvergießen, höchstens wurden einige Rinderhirten niedergeschossen, um sich gegen Verrat zu sichern. Gefechte nahm er nur an, wenn es unvermeidlich war, um seinen Rückzug zu decken, und noch seltener geschah es, daß solche Treffen einen größeren Umfang erhielten, wie z. B. bei Otjimbingue im Jahre 1890. Hendrik war mit einer ansehnlichen Schar über den Swakop nach Omaruru geritten, hatte dort mehrere Herden geraubt, die Wächter getötet und war auf dem Rückzug über Otjimbingue, als er die Nachricht erhielt, daß ihm dort eine Hererobande den Weg verlegen wolle. Er mußte damit rechnen, daß auch die Hereros von Omaruru sich bereits auf der Verfolgung befänden und durfte sich nicht der Gefahr aussetzen, mit seiner langsam marschierenden Beute zwischen zwei feindliche Haufen zu geraten. Kurz entschlossen warf er sich, während das Vieh weiter getrieben wurde, selbst auf Otjimbingue, überfiel das Dorf, ehe die Bewohner noch ihren Plan, ihn zu umgehen, ausführen konnten, und brannte die halbe Ortschaft nieder. Sein Zweck, der ihm auch vollständig gelang, war dabei nur, die Hereros so lange aufzuhalten, bis er seinem Troß einen genügenden Vorsprung gesichert hatte. Als dann wirklich eine Schar berittener Hereros von Omaruru nahte, hatte er sich des einen Gegners schon



Hendrik Witbooi.

entledigt und warf ohne Mühe auch den zweiten zurück. Er glaubte nun ungestört zu bleiben, aber am folgenden Tage holte ihn ein dritter starker Hererohaufe unter dem energischen Führer Elias ein, und Witbooi war gezwungen, wenn er nicht seine Beute fahren lassen wollte, auch dieses Gefecht anzunehmen. Bei Plaatklip unfern Tsaobis kam es zu einem hartnäckigen Kampfe. Hendrik ging trotz der Ueberzahl der Gegner sofort angriffsweise vor und behielt auch diesmal den Sieg in der Hand. Die Hereros verloren dreißig Tote und ihren Führer. Hendrik zog sich zwar langsam zurück, hatte aber weniger Verluste und wurde von den Kaffern nicht verfolgt. So machten ihn seine Schnelligkeit und seine rücksichtslose Entschlossenheit in ähnlicher Weise zum Schrecken aller Hereros, wie sich früher Moselikatse den Betschuanastämmen und den Maschona fürchterlich gemacht hatte. Vergeblich erwarteten die Schwarzen, die sich 1885 unter die deutsche Schutzherrschaft gestellt hatten, daß die Macht des Kaisers sie nun auch wirklich vor ihren einzigen Feinden schützen würde, vor den Witboois, aber es dauerte lange, bevor die viel zu klein bemessene Kolonialtruppe sich auf ein solches Unternehmen wie den Krieg mit einem mächtigen Eingeborenenhäuptling einlassen konnte.

So kam es, daß die deutsche Herrschaft gerade bei den Hereros, die sich freiwillig unterworfen hatten, dem Haß und der offenen Verachtung anheimfiel, während Hendrik Witbooi, der einzige Häuptling im Lande, der sich unabhängig erhalten hatte, die Deutschen zwar für machtlos, aber sonst für recht gute Kerle ansah, da sie ihn im Lande schalten und walten ließen, wie er wollte. Dementsprechend war auch sein Benehmen gegen die Deutschen ganz dasjenige eines souveränen Herrn. Als Major von François im Jahre 1891 mit Leutnant von Bülow den Kaffernhäuptling Samuel Maharero in Okahandja besuchte, bekamen sie zwar sofort lange Klagen über die Untätigkeit der Schutztruppe zu hören, wurden aber doch sonst ziemlich höflich empfangen. Samuel Maharero war damals ein Mann von einigen dreißig Jahren, von großer kräftiger Gestalt und in sauberer europäischer Kleidung. Seine Häuptlingswürde stand eigentlich noch gar nicht auf ganz sicheren Füßen, da nach dem Erbfolgerecht der Hereros für gewöhnlich nicht der Sohn des Häuptlings, sondern derjenige seiner ältesten Schwester der Thronfolger ist und auch den Besitz des Häuptlings erbt. Die auf 60000 Rinder geschätzte Herde des alten Maharero Katjamuaha war denn auch nicht auf Samuel, sondern zum größten Teil auf seinen Vetter Nikodemus übergegangen, der wohl auch die Führer-

schaft geerbt haben würde, wenn ihm nicht Samuel an Geschicklichkeit und Einfluß überlegen gewesen wäre. Letzterer hatte seit vielen Jahren alle Geschäfte geleitet, die Verhandlungen mit den Weißen im Namen seines Vaters geführt, er war der holländischen Sprache und europäischen Umgangsmanieren mächtig und wurde endlich als Erbe seines sehr reichen Oheims Simoni dem Nikodemus als mindestens gleichstehend erachtet. Er blieb denn auch nach einigen Jahren des Zweifels der unbestrittene Herr des Landes, obwohl er es den Einfällen der Witboois gegenüber sehr an Energie fehlen ließ. Als ihm François riet, sich doch selbst einmal mit einem Teil seines mächtigen Volkes auf die freche kleine Räuberschar zu werfen und Hendrik Witbooi die Lust zu weiteren Streifzügen auszutreiben, erwiderte Samuel fatalistisch: Das würde nichts nützen. Die Hereros seien zwar groß, hätten aber ein kleines Herz und würden nie mit den Hottentotten fertig werden, die wohl klein von Gestalt, aber groß von Herzen (d. h. an Mut) seien. „Aber ihr," hieß es dann voll Erbitterung, „warum schützt ihr uns nicht? Was soll uns euer Schutzvertrag, wenn ihr uns nicht gegen Hendrik beisteht?" Vergeblich suchte der Major den Hereros klar zu machen, daß leider in dem Schutzvertrag die Bedingung stehe, sich in die inneren Streitigkeiten der Eingeborenen nicht einzumischen. Die Hereros lächelten höhnisch und ließen offen durchblicken, daß sie es lediglich für Feigheit der Deutschen hielten, wenn sie nicht mit den Witboois anbinden möchten.

Es wurde nun die Feste Windhuk als Grenzfort zwischen dem Nama- und Hererogebiet angelegt, aber Hendrik ließ sich auch dadurch nicht im geringsten hindern, in das Land der Kaffern einzufallen. Major von François machte dann selbst eine Reise nach Hornkranz, dem damaligen Hauptlager der Hottentotten, um ihn womöglich in Güte zu bewegen, den deutschen Schutz anzunehmen und die Feindseligkeiten gegen die Hereros einzustellen. Die deutschen Offiziere, zwei Brüder François und Leutnant von Bülow, wurden, wie letzterer erzählt, von dem gefürchteten Häuptling ziemlich geringschätzig empfangen und behandelt. Offenbar fürchtete Hendrik eine bewaffnete Einmischung der Deutschen schon lange, aber gerade der Umstand, daß die Schutztruppe, die geraume Zeit nur aus 20 bis 50 Mann bestand, ihn beinahe zehn Jahre ungestört sein Treiben fortsetzen ließ, mußte ihn zuletzt mit einem Gefühl der Mißachtung gegen die Deutschen erfüllen.

Das Witbooilager bestand aus einigen hundert Binsen- und Lehmhütten, die, weit entfernt, eine gute Verteidigungsstellung in

dem Felsengebiet der Gamsberge einzunehmen, vielmehr ganz ungedeckt und für die Verteidigung möglichst ungünstig in einer Senkung zwischen niedrigen Hügeln lagen. Eine Feldsteinmauer umgab das ganze Lager, in welchem von den männlichen Bewohnern mit ihren charakteristischen weißen Hüten nur wenige sichtbar waren. Von zwei Hottentotten geführt, die Hendrik ihnen entgegengesandt hatte, ritten die Deutschen in das Lager ein. Kein Mensch war zur Begrüßung erschienen. „Eine Rotte kleiner nackter Kinder spielte umher, zwischen den Hütten sah man die Weiber mit dem Melken der Kühe beschäftigt, — sonst war das ganze Lager still und wie verlassen. Wir folgten unseren Führern über eine Bresche in der Mauer zwischen den Pontoks hindurch auf eine Hütte zu, welche die Wohnstätte des interessanten Häuptlings sein sollte. Wir stiegen ab und einer unserer Hottentotten hob die Matte von dem Eingang und kroch in gebückter Stellung hinein, während wir draußen warteten. Gleich darauf erschien ein kleiner untersetzter Mann mit breiten Schultern und Hüften, dessen Kopf mit silbergrauem vollen Haar auf kurzem breiten Nacken saß. Es war der gefürchtete Hendrik, der mit verschlafen blinzelnden Augen, verlegener Miene und ungelenkigen Bewegungen vor uns stand. Wenn man ihn länger betrachtete, so entdeckte man allerdings in dem energisch geschlossenen Munde und dem harten Ausdruck der Augen einen Zug von Energie und Grausamkeit, zu welchem der Ausdruck harmloser Gleichgültigkeit in seinem alten Gesicht mit dem schwachen Schnurr- und Knebelbart in eigentümlichem Gegensatz stand. Er schien mir überhaupt Meister in der Kunst, seine Gefühle zu verbergen und seine Gesichtsmuskeln zu beherrschen. — Er reichte uns, wohl eben aus seinem Mittagsschlaf erweckt, ziemlich kühl die Hand, und aus seinen Zügen sprach deutlich die Frage: was wollt ihr eigentlich hier? Ich habe euch doch nicht eingeladen! Er sagte kein Wort des Willkommens, nickte nur leise und gleichgültig mit dem Kopf, als Leutnant von François seinen Bruder und mich vorstellte, und schritt sodann uns voraus einer höheren Hütte zu, welche anscheinend als Sprechzimmer diente. Zuerst eintretend, nahm Hendrik auf einem kleinen Stuhle Platz, musterte uns von der Seite und erteilte halblaut und kurz einige Befehle. Wir warteten, ohne daß Hendrik mit uns sprach, wohl 10 Minuten lang, erhielten dann aber Stühle und setzten uns dem Kapitän gegenüber. Neben diesem versammelten sich nacheinander wohl 20 Hottentotten, die meistens schon in der Hockstellung hereingerutscht kamen und gleich an der Erde sitzen blieben, sie waren

alle gut und vollständig bekleidet und trugen ihre weißen Hüte. So saßen wir uns denn eine ganze Weile stumm gegenüber, bis endlich Hendrik den „Raad“ mit ein paar Worten, die er gleichgültig in Namaqua hinwarf, eröffnete. Der Unterkapitän Samuel Isaak, der neben seinem Stuhl hockte, diente als Dolmetscher. Witbooi selbst beherrscht das Holländische vollkommen, findet es aber wie alle Häuptlinge unter seiner Würde, mit Fremden ohne Dolmetscher zu sprechen. „Woher kommt ihr,“ war seine erste Frage, der einige andere folgten: was wir hier wollten, was es Neues gäbe, was in Deutschland und am Kap passiert wäre und ähnliche mehr. Leutnant von François, welcher etwas Holländisch sprach, führte von unserer Seite die Unterhaltung und erzählte Hendrik, daß der Major aus Interesse für ihn hierhergekommen wäre. Dies mochte dem Hottentotten wohl verdächtig vorkommen, wie er denn überhaupt an diesem Tage recht einsilbig und verstimmt war. Vielleicht dachte er daran, daß große Ereignisse ihren Schatten vorauswerfen, und daß der Major ein solcher Schatten wäre.“

Am anderen Tage war das ganze Lager in fieberhafter Tätigkeit. An drei primitiven Feldschmieden arbeiteten je fünf bis sieben Mann, meistens junge Leute, mit lobenswertem Fleiß. Hufeisen, die bei den Witboois kreisrund waren, wurden geschmiedet, Gewehre ausgebessert, Kugeln gegossen, Patronen angefertigt, und inzwischen schwirrten einzelne Kugeln durch das Lager, wenn die Flinten probiert wurden. Offenbar war ein neuer Feldzug in Vorbereitung. Im Durchschnitt sahen die Witboois aus wie rechte Galgenvögel, aus deren Zügen Sinnengenuß, Verbrechen und schlechtes Gewissen sprachen. Aeußerlich hielt ja der Häuptling viel auf Sitte und Frömmigkeit. Alle Witboois waren Christen, und Hendrik selbst hielt eifrig Andachten ab, predigte und ließ Kirchenlieder singen. Auch auf Zucht und Sitte hielt der Häuptling mit großer Strenge, der Branntweingenuß war vollständig verboten, Vergehen und Verbrechen wurden unnachsichtlich durch Prügel oder sogar mit dem Tode bestraft. Aber was konnte das alles helfen in einem Staatswesen, dessen ganze Grundlage auf ein fortgesetztes Verbrechen gestellt war, wo die Hauptarbeit aus Raub, Diebstahl und Mord bestand. Hendriks Sohn versah, wie er selber in seinen jüngeren Jahren, das Amt des Lehrers und Organisten, und es gewährte einen seltsamen Anblick, diese im Raub und Buschkrieg ergrauten Männer, die morgen vielleicht wieder auf einen Plünderungszug ausziehen wollten, zum Klange von Geigen und Harmonium zusammen mit den Frauen und Kindern erbauliche Lieder singen zu

sehen, was sie übrigens mit bewundernswürdigem Geschick und Verständnis taten.

Am Tage der Abreise hatte Major François mit Hendrik noch eine ernste politische Unterhaltung. Er hielt ihm vor, daß seine fortgesetzten sogenannten Kriegszüge, die ihm beiläufig im letzten halben Jahr etwa 9000 Rinder eingebracht hatten, doch eigentlich nichts als Raubzüge wären, und daß er doch gar kein Recht habe, die Hereros, die jetzt überdies die Freunde der Deutschen seien, in dieser Weise zu brandschatzen. Witbooi antwortete darauf sehr erregt, er verübe keinen Raub, sondern führe Krieg mit den Hereros, die mit seinem Stamme seit alten Zeiten verfeindet seien. Der Himmel selbst stehe ihm bei, und eine Strafe des Himmels, dessen Werkzeug er lediglich sei, wären die Verluste der Hereros. Gegen ihn selbst hätten sie sich verräterisch benommen, als er mit dem Anerbieten von Frieden und Freundschaft zu ihnen gekommen sei. Jetzt aber hasse er sie und würde nicht aufhören, sie zu „bekriegen", als bis sie ihren letzten Ochsen hergegeben hätten! Die deutsche Schutzherrschaft lehnte er schroff ab, und auf des Majors Frage, was er denn zu tun gedenke, wenn ihm der Kaiser befehle, die Kaffern zufrieden zu lassen, erwiderte er lauernd, wieviel Soldaten denn der Kaiser schicken würde, um seinem Befehl Nachdruck zu geben. „Hunderte," sagte der Major. „Und wie viele dann noch, wenn wir diese Hunderte erschossen haben?" „Tausende und Abertausende," rief ihm jetzt der Major zu, „bis du und dein letzter Soldat besiegt sein werdet!" Jetzt schwieg Hendrik betreten still. Es war ihm offenbar unangenehm, daß es in Gegenwart seiner Leute zu diesen Erörterungen gekommen war.

Witbooi unterließ seine Fahrten in der Tat einige Monate hindurch, fing dann aber wieder damit an. In Wirklichkeit war es für ihn ebenso unmöglich, sein politisches System zu ändern, wie den Herrschern der Matabele, die genau dasselbe in größerem Maßstab zwei Menschenalter hindurch verfolgt hatten. Hendriks Staatswesen beruhte auf dem gemeinsamen Besitz aller Güter unter der unbeschränkten Oberherrschaft des Häuptlings. Jede Familie bekam so viel Milchkühe und Ziegen, wie der Hausstand zur Ernährung brauchte, alles übrige war Gemeingut unter alleiniger Verwaltung Hendriks. Davon wurde alles bezahlt, was der Stamm und jeder einzelne gebrauchte, Pferde, Waffen, Munition, Wagen, Sättel, Eisen, Werkzeuge, ferner Lebensmittel, Kleidung, Stoffe, Geigen, Luxusgeräte, kurz alles, was zur Nahrung und Notdurft des Lebens gehört. Dabei waren diese Hottentotten, die nichts mit Arbeit,

Hier erschien auch bald der alte Maharero mit einigen hundert Leuten und ließ sich an der gegenüberliegenden Seite des Tales nieder. „Bringst du Krieg oder Frieden?“ fragte er den Hottentotten. Hendrik gab ihm die beruhigendsten Versicherungen, und es folgten lange Beratungen, aber das Mißtrauen der Kaffern blieb rege, zu viel Leid hatten sie schon von den Hottentotten und insbesondere vom Witbooistamme zu erdulden gehabt. Maharero war jedenfalls von der Aussicht, Hendrik durch sein Land ziehen zu lassen und dann auf beiden Seiten die Nachbarschaft der Hottentotten zu haben, nicht sehr erbaut und machte Schwierigkeiten; umgekehrt behauptete Hendrik später, die Hereros hätten seinen Friedensversicherungen nicht geglaubt und begehrliche Blicke auf seine Flinten und Pferde geworfen. Genug, es kam zu keiner Verständigung, vielmehr entstanden Streitigkeiten, bei denen sogar mehrere Schüsse gewechselt wurden, aber niemand getötet wurde. Hendrik zog sich, bevor es zu einem offenen Gefecht kam, zurück und wurde nun der erklärte Feind der Hereros. Schon im nächsten Jahre kam er mit einer größeren Macht und gelangte wiederum in die Nähe der Residenz des alten Maharero, wurde aber wiederum bei Osana zurückgewiesen. Inzwischen war Hendriks Vater gestorben, er trat nunmehr an die Spitze des ganzen Stammes und verfolgte von nun an mit derselben Energie eine Politik des Krieges, wie er früher den Frieden verteidigt hatte. Ja er bediente sich zu diesem Behufe derselben Vorspiegelungen göttlichen Rechtes und täuschte dadurch selbst die Missionare über seine wahren Absichten. Letztere liefen jetzt offenbar nur noch darauf hinaus, den Hereros nach wie vor ihr Vieh zu rauben. Das einzige, worin er sich vorteilhaft von seinem Vater unterschied, war der Widerwille gegen unnützes Blutvergießen und eine gewisse, oft unvermutet hervortretende Ritterlichkeit seines Benehmens. „Ein schlafender Feind ist ein Kind,“ sagte er gelegentlich; „mit Kindern führen wir keinen Krieg!“ Aber die Berechtigung seines Vorgehens gegen die Kaffern verteidigte er mit glühender Beredsamkeit und stellte den Krieg geradezu als seine göttliche Mission hin. Einmal haßten sich ja die Herero und Nama seit hundert Jahren, dann aber fühlte er sich persönlich schwer gekränkt, weil Maharero angeblich seine Friedensanerbietungen zurückgewiesen hatte.

Die Missionare, die sonst einen großen Einfluß auf ihn hatten, fanden ihn in diesem Punkte ganz unzugänglich. „Ich will gegen Maharero den Frieden erkämpfen. Der Herr sendet mich und hat mir ein Licht am Himmel gewiesen, dem ich folgen muß. Dieser

Stern wird mir zum Siege und meinem Volke zum Frieden verhelfen." Sein Ziel aber war die vollständige Unterwerfung der Kaffern; er besaß neben seinem religiösen Fanatismus auch einen gewaltigen Ehrgeiz und wollte mehr werden, als Jonker Afrikander gewesen war. „Sind es denn," sagte er zu einem seiner Besucher, der die Bilder Kaiser Wilhelms und Bismarcks in seiner Hütte sah, „sind es denn nur die großen Völker, die berühmte Männer, wie Napoleon Bonaparte, hervorbringen können? Warum soll nicht auch aus dem Namavolke ein solcher entstehen?" Diesem Ehrgeiz ordnete er alles unter, ihm zuliebe beging er auch Verbrechen. Im Jahre 1888 ließ er den flüchtigen Jan Jonker, dem er die Fehde erklärt hatte, in den Gamsbergen erschießen und zog selbst dorthin, um den Hereros näher auf den Leib zu rücken. Als ihm ein befreundeter Missionar abriet, dergestalt die Flamme des Krieges noch mehr anzufachen, rief er entrüstet: „Nein, als wir seinerzeit Pella verließen und den Oranje überschritten, sind wir nicht hierher gekommen, um hier zu bleiben, sondern nach dem Norden stand unser Sinn. Dieses (Gibeon) ist nur eine Lagerstelle gewesen, jetzt aber ist die Zeit gekommen, weiter zu ziehen. Es wäre mir besser, wenn ich stürbe, als daß ich diese Sache unterließe." Vergeblich stellte man ihm vor, daß sein Treiben ja nicht einmal ehrlicher Krieg sei, sondern ein ganz gewöhnliches, verächtliches Räuberleben, nichts weiter als Viehdiebstahl, worauf unmöglich der Segen Gottes ruhen könne. „Wie," rief er dann wohl voll Staunen aus, „glaubst du denn nicht, daß meine Sache vom Herrn ist und daß ich vom Herrn geleitet werde." Er selbst wußte sehr gut, daß die beste Kriegskunst in den trockenen Steppen des Damaralandes eben die war, dem Feinde die Herden zu rauben und ihn damit existenzlos zu machen. „Ich will nicht aufhören," sagte er, „solange Maharero noch einen einzigen Ochsen besitzt." Seinen Leuten aber waren seine Beweggründe völlig gleichgültig. Ihnen genügte es, das fröhliche Räuberleben weiter zu führen, an welches sie einmal gewöhnt waren, Fleisch, Tabak und Lebensmittel, Pferde und Rinder, Kleider und Decken, Gewehre und Munition in Hülle und Fülle ohne Arbeit zu haben, und alles das konnten sie, indem sie einen Teil der geraubten Herden den Händlern verkauften und inzwischen, was sie bedurften, auf Borg entnahmen.

Von 1888 bis 1891 hatte Hendrik Witbooi dieses Leben ungehindert fortgeführt. Die Hereros hatten ihm, besonders seit der alte Häuptling gestorben und sein schlaffer Sohn Samuel Maharero ans Ruder gekommen war, wenig Widerstand geleistet. Sie besaßen

erlassene Botschaft. Er begriff jedenfalls so viel, daß die Deutschen diesmal Ernst machen würden, und sandte Boten zu seinen verschiedenen Unterhäuptlingen, die zum Teil ziemlich weit im Süden des Landes waren. Am 11. April war, wie Witbooi später erklärte, großer Volksraad in Hornkranz, und es wurde der Beschluß gefaßt, sich freiwillig zu unterwerfen. Am nächsten Morgen war die Frist des Ultimatums abgelaufen, an den Ereignissen der dazwischen liegenden Nacht hing Frieden oder Krieg.

François war von vornherein überzeugt, daß sich Hendrik nicht unterwerfen, sondern es auf einen Angriff ankommen lassen würde. In aller Stille ließ er die Pässe der Awas-Berge besetzen, und am 9. April wurden etwa 200 Mann unter dem Vorwand einer Nachtübung in Marsch gesetzt. In der Nacht auf den 12. April befand sich die Truppe, anscheinend ohne von den Hottentotten bemerkt worden zu sein, einige Kilometer vor Hornkranz, und da bis zum Abend keine Botschaft von Hendrik gesehen wurde, so befahl der Major, im Morgengrauen des 12. von verschiedenen Seiten anzugreifen und womöglich den ganzen Stamm mit einem Schlage zu vernichten oder gefangen zu nehmen. Ganz sind die Vorgänge dieses Morgens nicht aufgeklärt worden. Mit dem ersten Sonnenstrahl krachten Salven auf Salven in das unbewachte Lager der Hottentotten hinunter. Anfangs antwortete ein heftiges Gewehrfeuer, dann nur noch einzelne Schüsse. Als die beiden Kompagnien Hornkranz erstürmt hatten, stellte sich heraus, daß nur Weiber, Kinder und alte Leute oder dienende Damaras ihre Gegner gewesen waren. Aus solchen bestand auch lediglich die ganze Schar der Getöteten und Verwundeten und Gefangenen. Aber die eigentliche Witbooitruppe, mehrere hundert berittene Männer nebst den Führern, war verschwunden, entflohen oder überhaupt nicht vorhanden gewesen. Da selbst unter den Toten kein eigentlicher Witbooikrieger war, so ist es wohl möglich, daß Hendrik, von dem drohenden Ueberfall unterrichtet, rechtzeitig abgezogen war, in der Annahme, daß die Deutschen auf die Weiber und Kinder des Lagers ebenso wenig feuern würden, wie er das bisher in ähnlichen Fällen getan hatte. Jedenfalls war der Ueberfall von Hornkranz ein Schlag in die Luft, sofern man gehofft hatte, sich der ganzen Witbooischar und vor allem des Führers zu bemächtigen, aber die Lage war nunmehr wenigstens unzweideutig, der offene Krieg war erklärt, und Hendrik zögerte nicht, ihn mit aller Kraft und Energie, die ihm zu Gebote stand, durchzuführen. Bisher hatte er es ängstlich vermieden, auf seinen Kriegsfahrten einem Weißen ein Haar zu krümmen, jetzt war er der

Angegriffene und konnte tun, was er für gut und nützlich hielt. Schon wenige Tage nach der Affäre von Hornkranz machten seine Reiter alle Teile des Landes und alle Verbindungsstraßen unsicher, raubten Pferde und Rinder, überfielen die Proviant- und Munitionskolonnen und waren, da sie mehr und bessere Pferde hatten als die Schutztruppe, für letztere beinahe unerreichbar. Kleine Gefechte, wobei die Witboois die Deutschen meist unvermutet auf dem Marsche angriffen und aus gut gedeckten Stellungen mit wohlgezieltem Feuer überschütteten, kamen alle paar Tage vor, und nur in seltenen Fällen gelang es, den behenden und verwegenen Reitern eine Schlappe beizubringen. Im Lager von Hornkranz, wo eine kleine Abteilung Weißer zurückgeblieben war, fand wenige Tage nach dem Ausbruch des Krieges ein Gefecht statt, in welchem die ersten wirklichen Witboois fielen. Dafür überfiel Hendrik die blühende Ansiedlung Kubub, vernichtete sie und trieb Herden im Wert von Tausenden davon. Die meisten Bewohner retteten mit Mühe das nackte Leben. Einige Geschütze, die in Walfischbai eintrafen, konnte man nicht nach Windhuk transportieren, da es an Wagen fehlte und jeder Transport den Ueberfällen der Witboois ausgesetzt war. Die Bastards von Rehobot, ein schöner, kraftvoller Menschenschlag mit viel mehr germanischem als Hottentottenblut, traten auf die Seite der Schutztruppe, was Hendrik aufs äußerste erbitterte. Bei Horebis, in der Nähe von Tsaobis, überfiel er im September einen Zug von 20 Wagen, 400 Ochsen und 22 Bastards, raubte alle Ochsen und von den Waren diejenigen, von denen er Gebrauch machen konnte; alles übrige wurde an Ort und Stelle verbrannt und zerstört. Bier-, Wein- und Branntweinfässer ließ er zerschlagen und den Alkohol in den Sand laufen. Zwanzig gefangene Bastards aber wurden auf der Stelle erschossen.

Die Sache wurde jetzt für die Weißen äußerst bedenklich. In den ersten sechs Monaten des Krieges hatte Hendrik Witbooi entschieden mehr Erfolge als seine Gegner. Hunderte von Hottentotten anderer Stämme, Zwartboois und andere, liefen ihm zu, da sie nicht zweifelten, daß der „König von Namaland", wie er sich jetzt nennen ließ, alle Deutschen verjagen würde. Englische Händler versorgten ihn aus Gewinnsucht und Perfidie gegen Deutschland mit Patronen und Gewehren, und so trat er in Bethanien, Keetmanshoop, in den Awasbergen, bei Windhuk und an der Küste gleichzeitig mit bedeutenden Streitkräften auf. Zur Zeit des Ueberfalles auf Hornkranz kaum 250 Mann und 120 Pferde stark, zählte Hendrik ein halbes Jahr später mindestens 600 Mann, 300 Pferde

und 400 Büchsen. Jeder Raubzug und jeder Ueberfall, der ihm ein paar hundert Ochsen einbrachte, versorgte ihn unter Vermittelung der englischen Händler wieder auf Monate hinaus mit Munition.

Erst in den letzten Tagen des Jahres 1893 konnte Major von François, der inzwischen wiederum um 100 Mann und zwei Geschütze verstärkt worden war, einen ernsthaften Vorstoß gegen den Feind unternehmen, der bisher jedem Zusammenstoß ausgewichen war. Durch gefangene Bergdamaras hatte man erfahren, daß Hendriks Hauptmacht in dem wild zerklüfteten Gebirgslande südlich von Hornkranz lag, wo ihnen das enge Felsendefilee der Naukluft einen fast unzugänglichen Schlupfwinkel bot. Die Angreifer wurden so verteilt, daß alle Zugänge teils durch stärkere Abteilungen, teils durch Posten besetzt wurden, wobei die Bastards von Rehoboth wertvolle Hilfe leisteten. Trotzdem schlug der erste Angriff auf die in der Dorisibschlucht sitzenden Witboois fehl. Dieselben erlitten allerdings schwere Verluste, aber sie entkamen in südlicher Richtung, wobei 40 Pferde und eine Anzahl von Gewehren in die Hände des Majors fielen. Erst später hörte man, daß Hendrik zur Zeit dieses Angriffs gar nicht bei seinen Leuten gewesen war, sondern sich im Süden von Namaland aufgehalten hatte, um Munition und Pferde zu kaufen. Seine Rückkehr gab den Witboois sofort die nötige Elastizität und sichere Führung, um die Deutschen im Kleinkriege zwischen den wasserlosen Bergen und Schluchten langsam zu ermüden; und Ende Januar mußte die Schutztruppe in der Tat wegen des Verbrauchs der ganzen Ausrüstung, vor allem des Schuhwerks, unverrichteter Dinge nach Windhuk zurückkehren. In den folgenden Monaten kamen neue Verstärkungen an, und Major Leutwein, dem nunmehr sowohl das Kommando als die Verwaltung übertragen worden waren, traf jetzt umfassende Vorbereitungen, um den Krieg mit einem letzten großen Schlage zu beendigen. Die Witboois, die sich nach dem Abzug der Schutztruppe wieder in dem Felsenlabyrinth der Naukluft festgesetzt hatten, ließ er nur durch ein stärkeres Detachement beobachten und am Abzuge hindern. Inzwischen bemächtigte er sich mit kleineren Abteilungen aller Plätze im Namaland, wo Hendrik bisher Stützpunkte gefunden hatte. Die kleineren Stämme wurden unterworfen, mit neuen, der deutschen Regierung ergebenen Häuptlingen besetzt, und vor allem die Wege nach dem Süden abgeschnitten, auf denen Hendrik Proviant und Munition bezog.

Im Mai 1894 endlich rückte Leutwein selbst gegen die Naukluft vor. In dem großen zerklüfteten Felsengebiet, welches die trockenen

Flußläufe des Tsondab und Tsauchab im Norden und Süden begrenzen, öffnet sich gegen Osten eine geräumige Schlucht, welche sich nach 800 Meter durch vorspringende Felsrücken zu einer düsteren Kluft verengt, sich weiter einwärts jedoch wieder zu einem breiteren Tale erweitert. Das ist die Naukluft, in deren Tiefe Hendrik Witbooi sich verschanzt hatte, während er alle Zugänge des Gebirges durch hochgelegene, gut verschanzte Posten bewachen ließ. So war das Eindringen in die Naukluft von außen her nur unter ungeheuren Opfern möglich, während Hendrik selbst verschiedene Wege hatte, auf denen er noch immer den Rand des Gebirges erreichen und Plünderungszüge in die Umgebung unternehmen konnte. So ließ er im Mai, während er selbst brieflich und persönlich mit Leutwein unterhandelte, die schon oft von ihm überfallenen Bastards von Rehobot aufs neue ausplündern. Leutwein hatte auch jetzt noch nicht Mannschaften genug, um das ganze Gebirgsland einzukreisen und den Feind herauszutreiben, er suchte Hendrik deshalb bis zum Eintreffen der nachgesuchten Verstärkungen durch Verhandlungen hinzuhalten, ermahnte ihn, sich freiwillig zum Freunde der Deutschen zu erklären, und sicherte ihm für diesen Fall die beste Behandlung zu. Es schien auch wirklich im Interesse der Kolonie zu liegen, wenn man diesen zweifellos fähigsten Charakter des Landes ohne einen blutigen Vernichtungskrieg zum Freunde machen und sich seiner ferneren Dienste versichern konnte. Andrerseits forderte Witbooi auch jetzt noch die Anerkennung seiner Unabhängigkeit, worauf ihm natürlich der Major erwiderte, daß es Frieden für ihn und sein Volk nur noch gebe unter der Bedingung ausdrücklicher Unterwerfung. Er gewährte den Hottentotten indessen einige Monate Bedenkzeit und schritt erst im August, als er drei volle Kompagnien und drei Geschütze zur Verfügung hatte, zum Angriff. Alle den Weißen bekannten Wasserstellen und sämtliche Talausgänge waren inzwischen besetzt worden, und in mehrere Täler waren die deutschen Truppen so weit eingedrungen, daß das Lager Hendriks von allen Seiten eingeschlossen schien. Am 27. August drang die Kompagnie v. Estorff in die Naukluft ein, unterstützt von seitlichen, über die Berge vorgehenden Abteilungen. Unter hartnäckigem, den ganzen Vormittag andauerndem Feuer der Witboois gelang es, am Mittag das Hauptlager Hendriks im Hintergrunde der Naukluft zu stürmen und seine Schützen, Weiber und Kinder in die westlich sich verzweigenden Schluchten zu treiben. Aber auch die Angreifer hatten schwere Verluste, zumal die Hottentotten auch den ganzen Nachmittag aus ihren gedeckten Stellungen ein wohlgezieltes Feuer

unterhielten und nur durch rücksichtslose Sturmangriffe von einer Klippe zur andern getrieben werden konnten. Jeder Stein oder Felsvorsprung diente den ortskundigen Eingeborenen als Versteck, und selbst zurückbleibende Verwundete, die sich längst außer dem Bereich des Feindes glaubten, wurden plötzlich wieder mit Kugeln aus unsichtbaren Stellungen überschüttet. Jeder geeignete Platz diente den Witboois als Hinterhalt, und eine Menge deutscher Soldaten und Offiziere wurden beim heldenmütigen Vordringen in die ihnen unbekannten Schluchten und Klüfte von unsichtbaren Schützen niedergestreckt. So fand man am 3. September Leutnant Distel mit drei Soldaten, die in einer scheinbar unbesetzten Schlucht ihrer Abteilung vorausgeritten waren, als Leichen. Auf der Brust Distels aber lag ein Brief Hendriks an den Oberst Leutwein, der zuerst erkennen ließ, daß auch die Witboois dieser wilden Hetzjagd in den heißen, wasserlosen Felsklüften nicht mehr lange gewachsen und nahe am Ende ihrer Kraft waren. „Lieber, edler Herr!" schrieb der vordem so stolze Hottentotte in flehendem Tone, „ich bitte Sie, lassen Sie mich doch endlich stehen, verfolgen Sie mich nicht weiter. Sie sehen ja, daß ich fliehe. Ich bin doch nicht so schuldig für Sie. Ich bitte Sie, hören Sie doch mit dem Blutvergießen auf, lassen Sie ferner kein Blut mehr fließen!"

Leutwein hatte dieser Bitte, die kein Wort von Unterwerfung enthielt, kein Gehör geben können. Aber durch die Anspannung seiner letzten Kräfte gelang es ihm, den Feind in den südwestlichen Teil des Gebirges zu drücken, wo am 4. September ein Haufe von mindestens 1000 Menschen, Männer, Weiber und Kinder, aus einem Tal hervorzubrechen und in die Ebene des Tsauchab zu entkommen suchte. Mit Granaten warf man sie wieder zurück. Nochmals erklommen die Hottentotten die steilen nackten Felskämme und erreichten am 9. September, vom Durst zum äußersten getrieben, auf anderen Wegen eine Wasserstelle am Gebirgsrande. Als aber auch hier sofort die letzte noch brauchbare Kompagnie, über welche Leutwein verfügte, vorrückte, um ihnen ein neues Gefecht zu liefern, war es mit der Energie der Witboois vorbei. Hendrik sandte der vorrückenden Truppe einen Parlamentär entgegen und bot seine Unterwerfung an. Am nächsten Tage begab sich Leutwein zu ihm und vermochte ihn zur förmlichen Unterstellung unter die deutsche Herrschaft. Hendrik sollte unter Aufsicht eines deutschen Kommandos seinen Wohnsitz in Gibeon aufschlagen und dort seinen verwilderten Stamm wieder an Arbeit und Ordnung gewöhnen. Durch ein kleines Jahresgehalt wurde er ausdrücklich als Häuptling unter deutscher Herrschaft anerkannt.

Man glaubte sich durch diesen Friedensschluß einen Mann verpflichtet zu haben, über dessen Begabung als Stammesführer und dessen Rechtschaffenheit beim Halten eingegangener Verpflichtungen nach den bisherigen Erfahrungen kein Zweifel obwalten konnte. Der Hauptmann von Burgsdorff, der seitdem ununterbrochen neben Hendrik und seinem Stamm in Gibeon lebte, ja den mit dem rasch gealterten Häuptling ein Band wirklicher Sympathie und gegenseitigen Vertrauens zu verbinden schien, hat sich mehr als einmal für die loyale Gesinnung Hendriks verbürgt. Es gab damals, als der erste Witbooikrieg glücklich beendet war, allerdings Stimmen im Lande, die darauf hinwiesen, daß Witbooi eigentlich sein Leben lang nichts als ein Viehdieb gewesen, daß seine Redlichkeit lediglich Furcht vor den Weißen, sein Christentum Phrasen und Verstellung gewesen seien, und daß man, nun man ihn endlich in der Gewalt habe, nichts Besseres tun könne, als ihn schleunigst aufzuknüpfen. Ja, das hätte schon vor zehn Jahren bei der Errichtung der deutschen Schutzherrschaft geschehen sollen, so würde unendlich viel Schaden, Unruhen und Blutvergießen ungeschehen geblieben sein. Ließe man aber den alten Sünder und Heuchler jetzt wieder auf freiem Fuße, so werde er eines Tages mit Sicherheit sein früheres Spiel wieder anheben.

Solche Stimmen gab es, wie gesagt, in der Kolonie und zu Hause, aber mit Entrüstung wurden sie von anderen zurückgewiesen, die in Hendrik Witbooi lediglich den irregeleiteten Schwärmer, den Freiheitshelden oder gar den Märtyrer seiner Ueberzeugung sahen. Wer hatte nun recht? Zunächst konnten diejenigen triumphieren, die an Hendrik Witbooi und seine Gerechtigkeit und Loyalität glaubten. Er blieb den Deutschen treu — zehn Jahre lang. Seinen Stamm, der sich bald wieder vergrößerte, regierte er mit eiserner Hand, es soll nicht selten vorgekommen sein, daß er den Ungehorsam seiner Untergebenen mit 50 bis 100 Peitschenhieben strafte, was mit der Todesstrafe ziemlich gleichbedeutend war. Seine rechte Hand blieb sein Unterkapitän Samuel Isaak, der mehr Einfluß auf ihn hatte als irgend ein anderer Mensch. Samuel, den viele für einen Sohn des alten Hendrik hielten, war nicht nur ein intelligenter Mensch und Politiker, sondern auch ein ausgesprochenes Sprachtalent, er verstand und sprach nicht nur Nama, Herero und Holländisch, sondern schrieb und sprach auch ziemlich fertig Englisch und Deutsch. Auch Hendrik selbst, nun bereits hoch in den Sechzigern stehend, lebte nach der für ihn recht kummervollen Kriegszeit bald wieder auf, er hatte in dem Hauptmann von Burgsdorff, der mit einer

starken Besatzung das Regiment von Gibeon übernahm, einen treuen Freund und Berater und schien auch seinerseits jetzt ganz mit dem deutschen Element ausgesöhnt. Besucher von Gibeon oder dem benachbarten Rietmond, wo sich Hendrik eine Art Sommerresidenz anlegte, schilderten ihn als einen verschlagen und intelligent aussehenden alten Herrn mit hageren, ja knochigen Zügen, verschmitzten kleinen Augen, und das lehmfarbig gelbe Antlitz von schneeweißem Haupt- und Barthaar umrahmt, in seiner guten und sauberen europäischen Kleidung aber stets einen strammen und forschen Eindruck machend. Noch immer war er der Verwalter des gesamten Stammesvermögens. Auf seinen Namen wurden die größeren Einkäufe in den Stores, auch für seine Leute, geschrieben, und er allein hatte Land an die Ansiedler zu verkaufen. In allen bedeutenderen Handelsniederlassungen war Hendrik Witbooi eine bekannte und gern gesehene Persönlichkeit. Ein lebendiges Bild seiner Bedeutung und Rolle in jenen Jahren entwirft ein Brief der Gattin des Boern und Händlers Andries de Wet aus der Gegend von Gibeon, worin es unter anderem heißt:

„Am 10. und 11. September (1903 oder 1904) war es sehr amüsant bei uns, da war der alte Hendrik Witbooi mit seinem ganzen Rat, seiner Tochter, Sohn u. s. w. hier, und von allen Ecken und Enden kamen Witboois angeritten, um ihren Kapitän zu sehen. Hendrik macht einen sehr guten, würdevollen Eindruck, spricht nie direkt mit uns, obwohl er gerade so gut Holländisch und Deutsch spricht wie wir, sondern läßt sich alles von dem Dolmetscher übersetzen, der ein ganz wunderlicher Heiliger ist. Hendrik war ganz pikiert, daß A. ihm seine Verheiratung nicht angezeigt hätte. Wenn solche junge Nog (Frau) ins Land käme, das müßte er wissen, dann hätte er ihr auch ein Geschenk gemacht. Hendrik logierte bei uns, die wir ihn auch beköstigten. Aber zum Glück aß er lieber allein und dachte nicht daran, mit uns zu speisen. Für die anderen wurde ein Schaf geschlachtet, und überall waren Feuer, an denen sie kochten und brieten. Am Sonnabend machten sie alle Einkäufe im Store, ihr Auswählen war höchst komisch; sie bezahlten natürlich nicht. Da aber alles auf Hendriks Namen ging und A. von ihm gern 600 Hektar Land kaufen will, so schadet es nichts, dann wird es auf das Land abgerechnet. Versprochen hat Hendrik das Land, aber wissen kann man es darum doch nicht. Falsch sind sie alle, und hier sagt jeder, wenn Hendrik 10 Jahre jünger wäre, hätten wir hier auch längst den Aufstand; jetzt ist er zu träge dazu.“

Diese letzte Bemerkung gibt wohl die Ansicht über den alten Hottentottenhäuptling wieder, die unter den Ansiedlern allgemein herrschend war. Man traute Hendrik, trotzdem er sich nun jahrelang loyal verhalten hatte und sogar von dem Gouverneur Leutwein für den getreuesten Untertan des Kaisers erklärt wurde, noch immer keine aufrichtige Gesinnung gegen die Deutschen zu. Zu oft hatte er, hatten aber besonders die Unterkapitäne ihre Ansicht dahin ausgesprochen, daß die Deutschen doch im ganzen nichts als Unglück über das Land und Volk gebracht hätten.

Diese Meinung über das deutsche Regiment war leider im ganzen Lande, auch im Norden, die vorherrschende. Die Hereros, die längst vergessen hatten, daß sie von der einst so gefürchteten Witbooiplage durch das Blut der deutschen Soldaten befreit worden waren, konnten es den Weißen nicht vergeben, daß sie nun ihre Macht im Lande auch behaupteten, Posten und Kasernen einrichteten, Steuern erhoben, in innere Unruhen und Streitigkeiten eingriffen und langsam die frühere Selbständigkeit der Eingeborenenkapitäne beschränkten. Auch das Vorgehen der Händler, besonders der im Lande herumziehenden sogen. Raubhändler, die den Schwarzen ihre Waren fast mit Gewalt aufdrängten und sich dann an den Rinderherden schadlos hielten, gab viel Anlaß zur Unzufriedenheit. Unglücklicherweise trat 1897 im ganzen Lande eine verheerende Rinderpest auf, die viele Dörfer verarmen ließ und natürlich auf die Deutschen zurückgeführt wurde. Die einen sagten, die Weißen hätten die Rinderpest aus den verseuchten englischen Besitzungen eingeschleppt, die anderen hielten die Herden einfach für behext. Verstärkt wurde die Unzufriedenheit noch durch die Zwangsimpfung der Herden, die ja auch unter den weißen Ansiedlern sehr unbeliebt war, da man sie für nutzlos hielt.

Auch unter den Hottentotten war die Unzufriedenheit mit der deutschen Herrschaft allenthalben gewachsen, und im November 1903 kam es unter einem der südlichsten Stämme, den Bondelzwarts, zum offenen Aufruhr. Gerade dieser Stamm, seit Jahrzehnten unter der verständigen Leitung des früher erwähnten Willem Christian stehend, hatte bisher niemals Anlaß zur Klage gegeben. Allein Willem Christian war gestorben, es hatte in den letzten Jahren mehrfach Reibungen mit weißen Händlern, vielleicht auch mit Bastards und Witboois, gegeben, und plötzlich gelangte nach Windhuk die Nachricht, daß die Bondelzwarts in vollem Aufstande wären, Warmbad überfallen und alle dortigen Weißen niedergemacht hätten. Der Gouverneur Leutwein entsandte sofort die 300 Mann starke Schutztruppe

von Gibeon an den Ort des Aufstandes, eine Witbooitruppe unter Hendriks Leitung nahm ebenfalls an dem Zuge teil. An Ort und Stelle ergab es sich, daß die Gerüchte stark übertrieben hatten. Warmbad war nicht von den Aufständischen besetzt, nur auf einigen Farmen waren die Weißen überfallen, teils vertrieben, teils leider auch ermordet. Der Hauptmann von Burgsdorff ging sofort mit aller Energie gegen den aufsässigen Stamm vor, und es gelang ihm, die Empörung in wenigen Wochen völlig zu dämpfen. Die Bondelzwarts wurden auseinander gejagt, die meisten Führer eingefangen, und der Rest des Stammes wurde unter die Aufsicht eines Schutztruppenkommandos gestellt. Die Witboois hatten allerdings bei dieser Expedition wertvolle Hilfe geleistet. Ohne ihre Ausdauer und Vertrautheit mit dem Lande, ihren instinktiven Spürsinn und ihre Beweglichkeit wäre Burgsdorff der Aufständischen wohl kaum so rasch Herr geworden. Trotzdem war es, wie sich später herausstellte, ein schwerer Fehler gewesen, sie mit ins Feld zu nehmen, denn ihr schon vorher bedeutendes Selbstbewußtsein stieg nunmehr ins Ungemessene. Sie bildeten sich ein, die Bondelzwarts, die sie schon früher stets als unbequeme Rivalen gehaßt hatten, allein besiegt zu haben, und gaben dieser Ansicht gelegentlich offenen Ausdruck. Indessen glaubte niemand, und am wenigsten Burgsdorff, der mit Hendrik Witbooi fast allwöchentlich zusammentraf, daß dieser alte Mann es selbst wagen würde, noch einmal die Waffen gegen die deutsche Herrschaft zu erheben. Selbst diejenigen, die Hendriks zehnjährige Ergebenheit gegen den Gouverneur und von Burgsdorff stets als eine Maske betrachtet hatten, trauten ihm alles andere, aber keinen offenen Aufruhr mehr zu.

Da flammte plötzlich wie ein Fanal im ganzen Norden des Landes der fürchterliche Hereroaufstand empor. In dem ganzen von Kaffern bewohnten Gebiete der Kolonie war mit Ausnahme der großen Truppenstationen kein Ansiedler seines Lebens mehr sicher. Hunderte von Farmen und Handelsniederlassungen wurden zerstört; Männer, Frauen und Kinder gemordet; ein plötzlicher Wahnsinn schien diese vordem so friedliche Bevölkerung, die sich von 200 Witboois zehn Jahre hatte widerstandslos berauben und beschimpfen lassen, ergriffen zu haben. Samuel Maharero, der den Deutschen eigentlich seine ganze Stellung zu verdanken hatte, war jedenfalls nicht der Anstifter dieser plötzlichen und furchtbaren Erhebung, die seinem trägen und indolenten Charakter wahrscheinlich ganz fern lag. Im Gegenteil, die Deutschen hatten ihn von Hendrik Witbooi befreit, sie hatten ihn gegen den Einfluß seiner erbberechtigten

Vettern als Oberhäuptling anerkannt, er konnte mit ihnen nur zufrieden sein. Aber er wurde wohl mit fortgerissen von der allgemeinen, durch Unzufriedenheit und Verhetzung entstandenen Bewegung, und einmal in den blutigen Aufstand verflochten, gab es für ihn kein Zurück mehr. Es waren wohl hauptsächlich die jüngeren Elemente unter den Hereros, die die Erhebung wünschten, und zuletzt den Funken ins Pulverfaß warfen. Vor der Schutztruppe, von der man gerade in den stets so musterhaft ruhigen nördlichen Teilen des Landes fast nie etwas zu sehen bekam, hatten sie nicht den geringsten Respekt. Die Unvorsichtigkeit und Vertrauensseligkeit des Gouvernements hatten es zugelassen, daß Tausende von Büchsen, unberechenbare Mengen von Munition in die Hände der Kaffern gelangten. Nun endlich sahen sie, daß die Deutschen, um mit einer Handvoll Zwartboois fertig zu werden, die Hilfe der Witbooi-Hottentotten nötig hatten, also konnte es ihnen, die die Bondelzwarts wohl um das Fünfzigfache an Zahl übertrafen, doch gar nicht fehlen, wenn sie sich mit einem Schlage auf die verhaßten Weißen warfen, sie totschlugen und ins Meer jagten, von wo sie gekommen waren. Außerdem zweifelten die Hereros wohl keinen Augenblick, daß ihnen Hendrik Witbooi, dessen wahre Gesinnung sie wahrscheinlich besser als die Weißen kannten, mit seinen guten Schützen zu Hilfe kommen und die Deutschen im geeigneten Moment im Rücken fassen würde.

Auf diese Weise wurde Deutschland ganz unerwartet in einen Kolonialkrieg verwickelt, der an Umfang und Verlusten die meisten neueren Kolonialfeldzüge der Franzosen und Engländer übertraf und an die älteren Kaffernkriege in Südostafrika gemahnte. Aus den anfänglich zur Niederwerfung des Aufstandes für erforderlich gehaltenen 1000 Mann wurden schon im Mai 1904 (im Januar war der Aufstand ausgebrochen) 3500, später über 6000 und, als endlich auch die Witboois losbrachen, 8000 bis 10000 Mann deutscher Truppen. Auch hier stellte sich bald heraus, daß das anfängliche Draufgehen trotz aller erzwungenen Scharmützel mit dem Feinde zu keinem Resultat führte. Wieder mußten erst bedeutende Truppensendungen aus der Heimat abgewartet werden, mit denen alsdann die Hauptmacht der Hereros langsam umkreist und von ihren Stützpunkten in den wasserreichen Gegenden abgedrängt werden konnte. Auch die Kaffern hatten es bald gelernt, den Zusammenstößen im offenen Felde auszuweichen; dagegen vereinigten sie im Busch- und Kleinkrieg die Geschicklichkeit der Hottentotten mit der ganzen ursprünglichen Wildheit und Grausamkeit der

Kaffern. So verging der Frühling und Sommer 1904 unter zahlreichen blutigen, wenn auch für die Kaffern stets am meisten verlustreichen Gefechten. Das zerklüftete und schwer zugängliche Terrain des Waterberges im Nordosten der Kolonie war der letzte Zufluchtsort der gesammelten, auf ungefähr 60000 Köpfe geschätzten Hererostämme. Es mochten bei ihnen, außer sämtlichen namhaften Häuptlingen, gegen 10000 streitbare Männer, darunter 6000 mit modernen Gewehren bewaffnete, sich befinden. Der General Trotha hielt den Zeitpunkt zum entscheidenden Schlage jetzt für gekommen.* Die Streitkräfte, die er zur Stelle bringen konnte, überstiegen einschließlich der bei den Schutztruppen stehenden Witboois nicht 1500 Mann, aber das mochte immerhin genügen, die Schwarzen zu schlagen, wenn sie endlich einmal, wie es den Anschein hatte, in ihrer ganzen Stärke stand hielten. Ob es auch genügen würde, sie vollkommen einzukreisen und an der Flucht zu hindern, war allerdings zu bezweifeln. Jedenfalls wurde der Versuch dazu gemacht, und die Umfassung, die durch ein weites Ausholen des rechten deutschen Flügels nach Osten versucht wurde, schien auch wirklich gelungen zu sein, als General von Trotha für den 11. August 1904 allen seinen Abteilungen den Befehl zum gemeinsamen Angriff erteilte.

Wir wollen hier nur kurz berichten, daß in der beabsichtigten Weise weder der allgemeine Angriff noch die Vernichtung oder Gefangennahme der feindlichen Scharen ganz gelang. Noch in letzter Stunde war in die Massen der Hereros eine starke Bewegung gekommen. Sie drängten, anfangs entschlossen, den Widerstand zu versuchen, jetzt doch nach einem Ausweg und wählten ihn auf der Ostseite, wo ihnen die Abteilungen Mühlenfels und von der Heyde gegenüberstanden. Diese hatten infolgedessen den ganzen Tag die Angriffe weit überlegener Kräfte auszuhalten, ohne zu wissen, daß es hauptsächlich der Mut der Verzweiflung bei den um einen Abzug ringenden Hereros war, was sie so todesverachtend und angriffslustig machte. Die westlichen Abteilungen hatten, da sie den weichenden Feind vor sich sahen, leichteres Spiel, konnten aber wegen der Unkenntnis von der ganzen Gefechtslage und wegen der weiten Entfernungen ihren hart bedrängten Kameraden auf der rechten Flanke nicht mehr zu Hilfe kommen. So geschah es, daß die Abteilung von Mühlenfels, in deren Nähe das Hauptquartier Trothas sich

* Wir schildern die Ereignisse des letzten Herero- und Witbooikrieges nach der Darstellung des deutschen Generalstabs.

befand, nur mit genauer Not und unter Aufopferung aller Kräfte — die Stabsoffiziere und die Troßknechte mußten sogar zu den Gewehren greifen — sich gegen die unaufhörlichen Sturmangriffe des Feindes behaupten konnte. Die Abteilung des Oberst von der Heyde aber, die Trotha durch Patrouillen und heliographische Befehle mehrmals aufforderte, sich mit ihm zu vereinigen, entging nur infolge der glänzenden Tapferkeit und Disziplin jedes einzelnen Soldaten dem Schicksal, vollständig aufgerieben zu werden. Es gelang aber den Hereros neben dieser Abteilung durchzubrechen und, wenn auch unter Zurücklassung vieler Weiber, Kinder, Alter und Kranker, vor allem auch bedeutender Viehherden, nach Osten zu entfliehen. Trotha ließ trotz der Erschöpfung der eigenen Truppen die Verfolgung sofort aufnehmen, aber der Mangel an Wasser hinderte ihn, den flüchtenden Trupp noch einmal zum Stehen zu bringen.

Erst diese Verfolgung zeigte den deutschen Heerführern, daß die Wirkung der Gefechte am Waterberg, in denen sie selbst so schwer bedrängt worden waren, für die Hereros eine wahrhaft vernichtende gewesen war. Während des Kampfes hatte man nur die immer wieder mit der Entschlossenheit der Verzweiflung vordringenden Feinde gesehen, die Bemühungen ihrer Führer beobachtet, die zum Teil in deutschen Uniformen, den Säbel in der Hand, unter rücksichtsloser Selbstaufopferung ihren Leuten voranstürmten und mit Schlägen die weichenden Trupps wieder ins Feuer trieben. Jetzt sah man aber, wie furchtbare Verheerungen das besonnene Feuer, vor allem aber die Maschinengewehre und Batterien der deutschen Abteilungen in Wirklichkeit angerichtet hatten. „Die Szenen,“ schreibt ein Offizier, „die sich bei der Verfolgung unsern Augen darstellten, werden mir ewig unvergeßlich sein. Mehrere Kilometer längs des Hamakari River befindet sich Werft an Werft, die vielen tausend Menschen und zahllosem Vieh als Wohnstätten gedient hatten. Soweit unsere Geschosse gereicht hatten, waren sie in eine Trümmerstätte verwandelt worden und überall anscheinend in wilder kopfloser Flucht verlassen. In den Pontoks hockten alte Weiber, Männer und kleine Kinder, die man nicht hatte mitnehmen können, Verwundete, Kranke und Sterbende erwarteten in irgend einem Winkel des Kraals ihr Schicksal, überall stand zahlreiches, in der Eile zurückgelassenes Vieh, das Heiligtum des Herero, als Wahrzeichen dafür, mit welch wahnsinniger Eile der Feind geflohen war. Ganze Ochsenwagen, gefüllt mit Stoffen, Pelzen und Hausrat, zur Flucht anscheinend schon vorbereitet, waren in der Eile stehen gelassen, zahlreiche Felle, Decken, Weiberschmuck, ganze Kisten voll

Straußenfedern sah ich umherliegen. Das ganze Nationalvermögen des Hererovolkes lag da an der Landstraße, bedingungslos uns preisgegeben." Die erfahrensten Offiziere hielten den Feind nach dieser kopflosen Flucht, die man den erbitterten und bisher so tapferen Hereros niemals zugetraut, des weiteren Widerstandes für unfähig, und die Folge gab ihnen recht. Das Volk der Herero war am Waterberg, wenn auch teilweise entkommen, so doch vernichtet. Die Blüte ihrer Krieger, die meisten ihrer Führer waren gefallen,



Samuel Maharero.

ihre Herden verloren, und den übrigen blieb als einziger Ausweg — die wasserlose Wüste.

Nie hätte man es für möglich gehalten, daß sie gerade nach dieser Seite, nach Osten, das Ausweichen versuchen würden, darum standen ja hier die schwächsten Abteilungen der Deutschen. Denn hier drohte auf der Flucht ein Gegner, der schrecklicher war als die Gewehre der Soldaten, hier lag die Wüste, das unüberschreitbare

Sandfeld, ein Gefilde des Todes, wenn sie wagten, es in der gegenwärtigen Trockenzeit zu betreten. In der Tat versuchten die flüchtigen Haufen noch mehrmals, nach Süden in den besiedelten Teil der Kolonie auszuweichen, aber der Weg wurde ihnen durch rasch vorausgesandte Abteilungen der Verfolger jedesmal verlegt, und so groß war nach den Ereignissen am Waterberg die Furcht vor den deutschen Waffen geworden, daß die Annäherung der kleinsten Patrouille jetzt große bewaffnete Haufen widerstandslos in die Flucht jagte. So wurde denn der einzige Ausweg versucht, der noch übrig blieb, der Zug durch die Wüste auf englisches Gebiet. Es war ein Todeszug. Schon am Rande des Sandfeldes fanden die deutschen Aufklärungsabteilungen um die letzten ausgeleerten Wasserstellen herum ganze Herden von verendetem Vieh, aber erst als man mit dem Wiederbeginn der Regenzeit in die Omaheke, das gefürchtete Sandfeld, tiefer eindringen konnte, sah man ganz, welche Verheerungen dieser Rückzug unter den von den langen Kämpfen erschöpften Flüchtigen angerichtet hatte. Das wenige Vieh, was sie noch vom Waterberg gerettet hatten, war dabei völlig zu Grunde gegangen. Samuel Maharero, der mit sehr wenigen Unterkapitänen das englische Gebiet glücklich erreichte, kam auf seinem letzten Ochsen an. Von Ondowu an bezeichnete ein ausgetretener Fußpfad, neben dem Menschenschädel und Gerippe, besonders aber Tausende von gefallenen Rindern lagen, den Weg des Stammes durch die Wüste. In den Gebüschen am Wege, wo die verdurstenden Tiere Schutz vor den sengenden Strahlen der Sonne gesucht hatten, lagen die Kadaver zu Hunderten neben- und übereinander. An vielen Stellen hatte man in der Verzweiflung 15 bis 20 Meter tiefe Löcher gescharrt, um Wasser zu finden, aber vergeblich. Etwa tausend abgezehrte Bettlergestalten, die hungernd und hilfeflehend die englische Grenze erreichten, waren die Reste des stolzen Hererovolkes. Die Engländer nahmen sie unter Entwaffnung der noch darunter befindlichen Krieger auf und siedelten sie unter ihrem Führer Samuel am Ngami-See an.

Das war also das Ende des mit so fürchterlichen Verbrechen begonnenen und von Seiten der Hereros mit einer barbarischen Wildheit und Grausamkeit geführten Aufstandes, durch den sie sich der deutschen Herrschaft auf immer zu entledigen hofften. Ihre Strafe war schrecklich, aber jede andere Behandlung außer der Vernichtung wäre hier falsch gewesen. Die Kaffern hätten jeden Versuch der Milde immer nur als Schwäche ausgelegt und würden, wenn man ihnen nach der Niederlage am Waterberg Unterhand-

lungen und die Weiterexistenz unter ihren bisherigen Führern zugestanden hätte, darin nur einen Ansporn gesehen haben, den Aufstand zu gelegener Zeit zu wiederholen. Zudem verbot ihre hinterlistige Ermordung so vieler friedlicher Ansiedler, Frauen und Kinder beim Ausbruch der Empörung, ihre viehische Behandlung der in ihre Hände gefallenen Verwundeten und Gefallenen, jeden Gedanken an Milde. Zu viele Verbrechen waren in diesem Kriege begangen, als daß nicht gegen die Unterliegenden die schärfste Behandlung angebracht war. Weiber und Kinder sind selbstverständlich während des ganzen Feldzuges von den deutschen Truppen geschont worden, gegen die Männer aber wurde, da noch überall im Hererolande verstreute Banden saßen, der Krieg noch während des ganzen nächsten Jahres mit kleineren Abteilungen fortgesetzt. Erst im Oktober 1905 sicherte endlich der Gouverneur den noch in der Kolonie befindlichen Hereros Schonung und friedliche Ansiedlung zu, wenn sie sich freiwillig stellten und die Waffen niederlegten. Daß sie diesem Rufe trotz ihrem natürlichen Mißtrauen und dem Bewußtsein ihrer Schandtaten nun endlich gehorchten, beweist am besten, wie vollständig ihre Widerstandskraft gebrochen war. Sie stellten sich am Ende des Jahres 1905 und in den ersten Monaten von 1906 in großen Haufen bei den Missionshäusern ein, und im Mai waren gegen 15 000 Schwarze, davon über ein Viertel Männer, die sich noch hier und da in entlegenen Winkeln des Landes gehalten hatten, unter deutscher Aufsicht angesiedelt worden. Das war der ganze, für die friedliche Arbeit der Zukunft gerettete Teil des großen Hererovolkes. Nur mit kleinen Räuberbanden, die sich zu Zeiten aus ihren Schlupfwinkeln hervorwagten, hatte man in diesem Jahre noch vereinzelte Scharmützel. Es war allerdings ein Glück, daß die Kämpfe am Waterberg dem Aufstande so mit einem Schlage ein Ende gemacht hatten, denn schon hatte sich im Süden der Kolonie ein neues Unwetter über der deutschen Herrschaft zusammengezogen und sollte, wie man bald einsehen mußte, noch einmal das schon so viel verheerte Land in alle Schrecken des Krieges stürzen.

Das längst von Mißtrauischen Gefürchtete und doch kaum für möglich Gehaltene, der erneute Aufstand Hendrik Witboois, wurde zur Tat. Hauptmann von Burgsdorff erhielt zu Beginn des Oktobers 1904 einen Brief von dem alten Häuptling aus Rietmond, in welchem Hendrik ihm und den Deutschen offen den Krieg erklärte und die bisherige Freundschaft aufkündigte. Gleichzeitig schrieb er an alle seine Unterkapitäne Briefe, in denen er sie zur Erhebung der Waffen aufforderte. „Ihr wißt, meine Söhne,“ hieß

es in diesen von Salbung triefenden Schreiben, „daß ich seit geraumer Zeit unter dem Gesetz der Deutschen gelaufen bin, und zwar wie wir alle mit aller Gehorsamkeit, doch in der Erwartung, daß Gott der Vater die Zeit kommen lassen möchte, wo er uns erlöst aus dieser zeitlichen Mühsal. Nun ist die Zeit gekommen, und ich werde nun auch an den Hauptmann einen solchen Brief schreiben und ihm sagen, daß ich nun müde geworden und die Zeit vorbei sei, wo ich hinter ihm her lief. Die Zeit ist vorbei, und der Heiland will nun selber wirken und uns erlösen."

Burgsdorff, der von dieser Erhebung des Mannes, den er für treu wie Gold hielt, wohl am schwersten betroffen wurde, ritt sofort nach Rietfontein, um die Witboois von einem, wie er glaubte, unüberlegten Streich durch seine persönliche Autorität vielleicht noch zurückzuhalten. Es war zu spät. Der mutige Offizier, der sich allein einer ganzen Bande von Aufrührern entgegenstellte, um einen Krieg zu verhüten, dessen Ausgang nicht zweifelhaft sein konnte, — er kehrte nicht wieder zurück. Anfänglich wurde angenommen, daß ihn Hendrik als Geisel in der Hand behalten habe, aber bald wurde bekannt, daß Burgsdorff, ohne den Alten gesehen zu haben, beim ersten Zusammentreffen mit den Witboois von einem Bastardhottentotten namens Salomon Sahl hinterrücks erschossen worden war. Diesen Mörder ereilte später sein Geschick, indem er bei der Flucht der Hottentotten qualvoll in der Wüste verdurstete. Seine eigenen Genossen bezeichneten das als die göttliche Strafe für den an dem Hauptmann vollzogenen Meuchelmord.

So war denn also ein neuer Krieg erklärt, und es war vorauszusehen, daß die Witboois, die nach diesem Treu- und Eidbruch auf keine Schonung mehr zu rechnen hatten, ihn mit äußerster Erbitterung und mit Aufbietung ihrer letzten Kräfte führen würden. Viel ist die Frage erörtert worden, was Hendrik Witbooi, der die deutsche Streitmacht am besten von allen Eingeborenenhäuptlingen kannte, zum nochmaligen Aufstand gedrängt haben mag. Es war wohl zunächst die für ihn überraschende Erfahrung, daß die Deutschen den Hereroaufstand nach dreiviertel Jahren noch nicht vollständig hatten niederwerfen können, woraus er die Hoffnung schöpfte, es werde ihm am Ende gelingen, wenn er noch während der Verlegenheiten der Deutschen im nördlichen Teile des Landes ebenfalls die Waffen erhob, die längst verhaßte Fremdherrschaft abzuschütteln. Ueberdies waren seine Leute nie so gut bewaffnet gewesen wie jetzt. Da ein Teil der Witboois im Hererokriege mit verwendet worden war, so hatte man ihnen gute Gewehre gegeben, ebenso waren die

im Süden gebliebenen als Schutzwache gegen dortige unsichere Elemente teilweise bewaffnet, zahlreiche Gewehre hatten sie noch von früher, kurz man mußte damit rechnen, es mit mindestens 300 modernen Flinten in den Händen von ausgezeichneten Schützen und Soldaten zu tun zu haben. Die Folge bewies sogar, daß diese Schätzung noch viel zu niedrig gegriffen war, die Witboois verfügten mindestens über die doppelte Zahl von Gewehren. Dazu kam, daß eben damals der Aufstand des schwarzen Bastards Morenga den Süden von Namaland in Aufregung versetzte und viele unsichere Elemente an sich zog. Morenga machte sich zunächst eigentlich nur als Räuber bemerkbar, aber seine anfangs geringe Schar vermehrte sich schnell durch Zuläufer aller Art und machte plötzlich auch hier im Süden das Aufgebot einer stärkeren Truppenmacht nötig. So sahen die Hottentotten ihre Beherrscher mit einmal an allen Enden in Kämpfe und Verlegenheiten verwickelt, und es konnte ihnen wohl in den Sinn kommen, diesen günstigen Augenblick zu benutzen. Unvorsichtige Bemerkungen in den Kreisen der ansässigen Farmer hatten überdies den Glauben unter den Farbigen hervorgerufen, daß die deutsche Regierung beabsichtige, nach der Niederwerfung Mahareros und Morengas alle Eingeborenen zu entwaffnen, und der Umstand, daß verlautete, Burgsdorff würde demnächst abberufen und durch eine „stärkere“ Hand ersetzt werden, schien diese Gerüchte zu bestärken. So war denn der bevorstehende Ruf an die Waffen vermutlich der letzte, der den Hottentotten noch möglich sein würde, kein Wunder also, wenn sie sich in entscheidender Stunde noch einmal dafür entschließen wollten.

Trotz alledem hätte sich der alte Kapitän, den einige bereits an die achtzig Jahre schätzten, vielleicht nicht mehr zu den Mühseligkeiten eines neuen Krieges, dessen Schrecken er am besten kannte, entschlossen, wenn ihn nicht ein religiöser Schwärmer von der sog. äthiopischen Bewegung mit seinem Fanatismus angesteckt hätte. Dieser Mann, ein Betschuana-Hottentott namens Stürmann, war im Jahre 1904 aus der Kapkolonie nach Namaland gekommen und hatte dort die Gemüter durch seine Predigten in Aufregung versetzt. Er erklärte, daß ihn Gott gesandt habe, um die Weißen aus dem Lande zu treiben, und suchte den alten Grundsatz einer großen geheimen Eingeborenenbewegung: Afrika den Afrikanern! mit religiösen Beweggründen zu verstärken. Es hat nach den späteren Erzählungen der Unterkapitäne den Anschein, als sei der alte Witbooi nebst seinem Sohn Isaak ganz in die Gewalt dieses Menschen geraten und habe halb willenlos getan und angeordnet, was Stürmann

ihm geraten hatte. Daß ihm selbst, auch aus Gewissensgründen, nicht ganz wohl bei der Erhebung war, dafür haben wir ein sicheres Zeichen. Als Burgsdorff von dem Bastard Sahl erschossen worden war, war Hendrik nicht anwesend. Als er den Mörder aber später sah, sagte er zu ihm, nach der Mitteilung des Unterkapitäns Samuel Isaak, er danke ihm für diese Tat. Nun sei alles entschieden und klar, es gebe kein Zurück mehr, und er wisse nicht, ob ihn nicht der persönliche Einfluß seines ehemaligen Freundes in seinen Entschlüssen würde wankend gemacht haben. „Ich hätte es nicht tun können. Und was hätte ich sagen sollen, wenn der Hauptmann hierher gekommen wäre und mich gefragt hätte, weshalb ich den Orlog wolle? Aber jetzt ist alles klar, nun geht und holt eure Leute!"

Genug, der Krieg war erklärt, und so hub denn das Sengen, Morden und Brennen im Süden der Kolonie noch einmal wieder an, da man es im Norden kaum beendigt glaubte. Wieder wurden alle Farmen im Bereich der Witboois überfallen, von denen aber diesmal wenigstens eine größere Zahl rechtzeitig gewarnt werden konnte. Die Hottentotten nahmen zwar auch alles, was sie fanden, und ließen keinen waffenfähigen Mann, dessen sie habhaft wurden, am Leben. Aber sie schonten wenigstens die Frauen und Kinder und ließen sich auch nicht die sonstigen Bestialitäten zuschulden kommen, mit denen sich die Hereros während des Feldzuges im Norden befleckt hatten. In einem Gefechte bei Noris geschlagen, wichen sie im Dezember 1904 tiefer ins Innere zurück, und die deutschen Truppen marschierten in Hendriks Kraal zu Rietmond ein. Ein Lehmhaus mit drei Eingängen, umgeben von den bienenkorbartigen Eingeborenenhütten, war die Wohnung Hendriks. Vier dicke, unregelmäßig aufgebaute Mauern mit kleinen Türen und Fenstern, das Dach aus Bambusrohr und Gras mit dicker Lehmschicht. Felle, Decken, Geräte lagen umher und zeugten von der Eile, in welcher der alte Kapitän entflohen war, als ihn die Geschütze der Deutschen aus seinem Traum einer nochmaligen Glanzzeit seines Volkes emporschreckten. Mitten im Wohnzimmer auf dem Tisch lag noch ein eben geschriebener Brief, daneben benutzte Eßgeschirre. Noch am selben Morgen waren Patronen angefertigt worden, Werkzeuge und Pulver lagen noch am Boden. An der Wand ein Bild der deutschen Kaiserfamilie, ein Bild Hendriks selbst und ein Haussegen mit der Unterschrift: Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen. Eine Stunde später war die letzte Residenz des alten Hottentottenhäuptlings ein Raub der Flammen. Fortan war Hendrik Witbooi ein geächteter Flüchtling.

Die Fortsetzung des Krieges stellte an die deutschen Führer und Soldaten furchtbare Anforderungen. Seit der Verstärkung der deutschen Truppen in jedem offenen Treffen geschlagen, zeigten sich die Witboois als unübertreffliche Meister im Kleinkrieg. Jeder Transport, der nicht stark bewacht wurde, jeder Posten, jede Patrouille, die nur eine Stunde die äußersten Vorsichtsmaßregeln außer acht ließ, war ihnen verfallen. In jede noch nicht zerstörte Farm mußte eine Besatzung gelegt werden. Im März 1905 gelang es, den Rest der Hottentotten mit Einschluß Hendriks, der schon verwundet war, zwischen Keetmanshoop, Rietfontein und Warmbad einzuschließen. Aber auch das war noch ein riesiges Gebiet von 20000 Quadratkilometer, zwischen dessen Bergen und Sanddünen die zähen Hottentotten unstet und meist unsichtbar für den Angreifer hin und her schwärmten. Nur vom Durste gequält, wagten sich kleinere Abteilungen hin und wieder an die Wasserstellen und an die trockenen Flußbetten heran, um nach Wasser zu graben. Auch die deutschen Abteilungen hatten an Entbehrungen und Mühsalen das Aeußerste zu leisten, alle Beschwerden des Hererofeldzuges reichten an die hier geforderten Leistungen bei weitem nicht heran. Zu mehreren Malen fand man vermißte Patrouillen verdurstet in den wasserlosen Dünen des Wüstengürtels liegen, noch häufiger wurden sie das Opfer überraschender Angriffe. Zudem hatte der deutsche Oberbefehlshaber seine Truppen fast das ganze Jahr hindurch gegen drei feindliche Haufen zu zersplittern, da außer Hendrik auch Morenga und der Bethanierhäuptling Cornelius mit ziemlich großen Streitkräften gegen die Deutschen im Felde standen und sich an den englischen Grenzen nach jeder Niederlage, dank der Habsucht der britischen Händler und der Nachsicht der Kapregierung, rasch wieder erholten. Erst als die Corneliusleute ziemlich auseinander getrieben und großenteils vernichtet, mit Morenga aber langwierige Verhandlungen begonnen waren, die gegen plötzliche Angriffe von seiner Seite einige Sicherheit gewährten, konnte man sich eine Zeitlang mit allen Kräften auf die Witboois werfen.

Hendrik hatte in der Kalahari, wohin er im Sommer mit dem größten Teil seiner Werften geflüchtet war, zwar Sicherheit vor weiteren Angriffen, aber auch so viel Hunger und Durst gefunden, daß er Ende Juli wieder nach dem Nordbethanierlande durchbrach und damit endlich für die Schutztruppen wieder erreichbar wurde. Dem ersten Versuch, ihn hier zu fassen, entkam er allerdings und zog, nachdem er selbst am 8. August mit ein r Handvoll Leute durchgebrochen war, die Mehrzahl seiner Orlogmänner einzeln und

in kleinen Trupps wieder an sich. Doch gelang es, den Zurückgebliebenen noch vorher in den Bergen der Namibsteppe eine so empfindliche Niederlage und so bedeutende Verluste an Vieh beizubringen, daß sie schon jetzt des Krieges fast so satt wurden, wie die Herero nach der Affäre am Waterberg. Nur ein äußerer Anlaß fehlte ihnen noch, um die Waffen niederzulegen, an deren Erfolg sie wohl längst verzweifelt hatten, und dieser Anlaß stand unmittelbar bevor.

Der alte Oberhäuptling hatte sich, im Bethanierland aufgescheucht, in die Gegend zwischen dem Auob und dem Koesfluß gewandt, und da ihn hier die Truppen eine Weile in Ruhe ließen, um erst die in den Bergen der Namib sitzenden Haufen zu umzingeln, so hatte er sogar noch einige Raubzüge und Ueberfälle glücklich durchgeführt. Aber im September ging es auch ihm zu Leibe. Zunächst wurde er vom Auob vertrieben und dann in weitem Umkreise jede Wasserstelle von deutschen Truppen besetzt. Hendrik mußte wieder in die Kalahari hinein, und damit begann für ihn und die ihn noch begleitenden Leute, die noch immer Weiber, Kinder und ziemlich viel Vieh bei sich hatten, eine Periode der schrecklichsten Not. Das Wasser fehlte ganz, aber auch die Lebensmittel begannen nun auszugehen, und bald bewiesen verzweifelte Versuche der Hottentotten, in kleinen Banden auszubrechen und sich der Wasserstellen zu bemächtigen, daß die Not bei ihnen aufs höchste gestiegen war. Das entsetzliche Geschick, das sie, solange sie in der Ueberzahl gewesen waren, so mancher tapfern deutschen Soldatenschar bereitet hatten, wenn sie die Wasserstellen besetzt hielten und die Weißen im glühenden Sand der Wüste mit Kugeln zurücktrieben, sobald sie sich, vom wahnsinnigen Durste verzehrt, vorwärts stürzten, dasselbe Schicksal traf nun sie. Um die Mitte des Oktober schon waren viele Hottentotten auf der erfolglosen Suche nach Wasser verdurstet. Hendrik selbst und die Seinen befanden sich in derselben Gefahr, zur Unterwerfung aber konnten sie sich trotzdem noch nicht entschließen. Am 19. Oktober sandte der Alte einen flehenden Brief an den Major von Lengerke, in dem er um Wasser für seine verdurstenden Weiber und Kinder bat. Das Ersuchen mußte natürlich, da es nur eine Verzögerung der Unterwerfung bedeutet hätte, abgelehnt werden, aber man gestattete den Kindern und Frauen, die sich den besetzten Wasserstellen näherten, zu trinken, die unmenschliche Handlungsweise vergessend, deren sich der Feind gegen die deutschen Soldaten in ähnlichen Lagen schuldig gemacht hatte. Unstet irrten die letzten Haufen der Witboois, mit denen sich die

Feldschuhträger vereint hatten, am Rande der Wüste hin und her, immer wieder neue Anschläge bald auf eine Wasserstelle, bald auf einen Proviantwagen versuchend, aber ihnen wollte nichts mehr gelingen. Nur dem geschicktesten von Hendriks Unterkapitänen, dem alten Samuel Isaak, glückte am Ende des Oktober noch einmal ein Anschlag auf eine deutsche Karre, aber als Hendrik selbst am 29. ebenfalls einen solchen Ueberfall versuchte, ereilte ihn sein Geschick. Oberleutnant Stage, von dem Anschlag der Hottentotten rechtzeitig unterrichtet, eilte mit einer kleinen Truppe hinzu, griff, nach beiden Seiten mit seinen Reitern weit ausholend, unverzüglich an und schlug den Feind in einem Scharmützel, in dem der alte Häuptling schwer verwundet wurde. Seine Getreuen hoben ihn noch auf ein Pferd und führten ihn bei der Flucht mit sich, aber schon nach einer halben Stunde war er infolge des starken Blutverlustes eine Leiche. Sterbend soll er gesagt haben: „Es ist jetzt genug. Mit mir ist es vorbei. Die Kinder sollen jetzt Ruhe haben.“

So endete der größte und erfolgreichste Feind, den die deutsche Kolonialmacht besessen hat. Er hat falsch gegen die Deutschen gehandelt, aber wir dürfen ihn nicht nach den Begriffen europäischer Ehrgesetze beurteilen. Für ihn waren die Deutschen, auch nachdem er ihnen Unterwerfung, und auch nur durch die Not gezwungen, gelobt hatte, die Erbfeinde seines Hauses, seines Stammes und des ganzen Landes gewesen. Er selber hat, das wird ihm auch von seinen Gegnern zugestanden, niemals eigentlich niedrig gehandelt, den Tod von Burgdorffs hatte er nicht auf dem Gewissen, wenn er ihn auch, als der Ueberfall einmal geschehen, billigte, weil seinem Schwanken damit endlich ein Ziel gesetzt wurde. Er war aber ein Soldat und Feldherr, dem die Rolle, zu der ihn der frühere Friedensschluß verurteilte, schlechterdings nicht genügen konnte. Er mußte den Aufstand wieder beginnen, weil er nicht anders konnte. Drei Wochen nach seinem Tode stellten sich die meisten Unterkapitäne, an ihrer Spitze Samuel Isaak, im deutschen Lager zur Unterwerfung ein. Allerdings war nach Hendriks Tode sein Sohn Isaak Witbooi zum Kapitän ausgerufen, aber die Lust zum Kriegführen war bei den meisten seiner Untertanen wohl längst dahin. und nur die Rücksicht auf den alten Kapitän, von dem sie nicht abfallen wollten, hatte sie noch bis zu seinem Tode bei der Fahne festgehalten, die er zum Aufstand erhoben. Der Krieg, soweit er mit dem Namen Witbooi verbunden war, hatte sein Ende erreicht.

Die Geschichte eines Sambesi-Königreiches.

Sebituane, der Wanderer und Reichsgründer.

Als in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts der unwiderstehliche Moselikatse mit seinen Scharen in die Gegenden des späteren Oranje-Freistaates einfiel, wurden diese von einigen kleineren Stämmen der Basuto bewohnt, deren Oberhäuptling, wie wir wissen, der mächtige und kluge Moschesch war. Wir haben auch im früheren Verlauf dieser Erzählungen beschrieben, daß sich Moschesch fast als einziger Herrscher in unmittelbarer Nachbarschaft des furchtbaren Matabelehäuptlings seine Selbständigkeit erhielt, seine Bergfeste Thaba Bosigo erbaute und sein Volk an Ordnung, Arbeit und Frieden gewöhnte. Dagegen gehörten zum Reiche des Basutoherrschers auch eine ganze Anzahl schwächerer Stämme, wie die Batau, Baputi, Makolokue und andere, und diese fielen meist dem Ansturm der Matabele zum Opfer, sei es, daß sie überfallen und getötet oder gefangen genommen wurden, sei es, daß sie rechtzeitig flohen und bei dem Oberhäuptling der Basutos Schutz fanden oder ihr ferneres Glück in der Fremde versuchten. Die meisten dieser kleinen Stämme gingen namenlos unter oder lösten sich unter den Angehörigen ihrer Nachbarstämme auf; einem davon war dagegen ein Schicksal so voll von Abenteuern und Erfolgen beschieden, daß seine Geschichte nur mit derjenigen der Matabele selbst, seinen einstigen Verdrängern, verglichen werden kann. Wie bei letzteren und, kann man wohl hinzusetzen, bei allen hervorragenden Völkerschaften des schwarzen Erdteils, so war es auch hier wieder eine überragende Persönlichkeit, deren Staats- und Kriegskunst ein kleines Volk für einige Zeit zum Hebel großer staatlicher Umwälzungen machte.

Die Makololo, so war der Name jenes kleinen Basutostammes, wohnten unter ihrem jungen Häuptling Sebituane, ein friedliches Völkchen von Hirten und Viehzüchtern, an den Quellen der Flüsse Bikwa und Namagari, als die Horden Moselikatses auf ihrem Zuge nach Norden im Jahre 1824 diese Gebiete streiften. Sebituane, durch das Schicksal seiner südöstlichen Nachbarstämme gewarnt, wich rechtzeitig mit seinen Leuten und Herden nach Nordwesten aus, um sich in einem fernen Lande an einem Riesenstrom, von dem er hatte erzählen hören, daß an seinen Ufern ewiger Frühling sei, eine neue Heimat zu suchen. Er hatte ganz richtig von den herrlichen Landschaften des Tschobe und Sambesi gehört, war aber ohne Kenntnis der ungeheuren Entfernung, die ihn von diesem Lande trennte, und ahnte wohl nicht, daß er erst nach Jahren der Wanderschaft und Kämpfe den Strom seiner Sehnsucht finden sollte. Durch die Gegenden des südwestlichen Transvaal zog er mit seiner Schar ungehindert hindurch, da hier nur die letzten, unbedeutenden Ausläufer der großen Betschuana-Nation wohnten, und der Schreckensruf, der den Mordscharen Moselikatses vorausging, auch den Makololo zu Hilfe kommen mochte. Als aber Sebituane das Land der Bawanketsi erreichte, riefen diese die nördlicher wohnenden Bakuena und Bakatla zu Hilfe, da sie inzwischen vernommen hatten, daß Sebituane nur von einer geringen Zahl von Kriegern begleitet war, und schwuren, die fremden Eindringlinge „aufzufressen". Bei Melita kam es zur Schlacht. Die Betschuanen erwarteten einen müheIosen Sieg, aber sie kannten nicht die Zähigkeit und Begeisterung des Basutokriegers. Sebituane stellte alle seine Männer ins Treffen und überließ den Weibern das Vieh, dann ergriff er selbst die Streitaxt, warf sich an der Spitze der Seinen dem Feinde entgegen und errang einen so vollständigen Sieg, daß er auf immer der Schrecken aller Betschuanastämme ward. Er mißbrauchte seine Siege nicht wie Moselikatse zur Vernichtung und Aufsaugung der unterworfenen Völker, sondern er zog weiter oder begnügte sich auf einige Zeit mit den Weideplätzen, die seine Herden gebrauchten. So hielt er sich denn auch in der Stadt Makabe, die er den Bawanketsi abgenommen, nicht lange auf, sondern trachtete, von seiner angeborenen Wanderlust getrieben, bald wieder weiter nach Norden.

Wir haben bei der Geschichte der Betschuanareiche erzählt, wie Sebituane auf seiner Weiterwanderung die Erbfolge im Lande der Bakuena regelte und den jungen Seschele auf den Thron seiner Väter setzte, wie er dann auch das westliche Bamangwatoreich

durchzog und den Widerstand des Häuptlings Moremi brach. Aber wie viele Kämpfe, Irrfahrten und Entbehrungen hatten die Makololo durchzumachen, als sie diese meist wasserlosen Sand- und Salzsteppen durchzogen! Gleichzeitig waren östlich vom Limpopo die viel zahlreicheren Matabele über die Hochebenen Transvaals nach Norden gezogen und den Basutos zur Seite geblieben, und sobald sich Sebituane aus den Wüstenstrichen der Kalahari nach Osten wandte, stieß er mit ihnen zusammen. Zweimal büßte er durch ihre Ueberfälle seine gesamten Herden ein, aber stets gelang es ihm, die Matabele wieder zu überraschen, blutige Rache zu üben und sich mehr Rinder wieder zu holen, als ihm genommen waren. Er gelangte nach manchen Irrfahrten an den Ngami-See, eroberte die ganze Umgebung und drang sogar noch viel weiter westlich bis in die Gegenden von Damaraland vor, als er vernahm, daß dort weiße Menschen lebten, nach denen er eine um so größere Sehnsucht hatte, als er noch nie einen Weißen erblickt. Ueberhaupt zog ihn immer das Ferne, Unbekannte mit dem ganzen Reiz des Geheimnisvollen an, ein Zeichen, wie hoch dieser Mann über den stumpfen Geistern seiner Umgebung stand, mit denen er zu leben gezwungen war.

Die Dürre und der Verlust seines Viehes nötigten ihn abermals zur Umkehr nach dem Ngami-See. Von hier wanderte er nach Norden und gelangte endlich in die tiefen grünen Sumpf- und Waldländer des Tschobe und oberen Sambesi, wo er langwierige Kämpfe mit dem zahlreichen Volk der Batoka auszufechten hatte, bevor es ihm gelang, sich weiter stromabwärts seßhaft zu machen. Die Batoka und Makalaka bewohnten die sumpfigen Niederungen zwischen dem Tschobe und Sambesi und die Inseln der beiden großen Flüsse, deren Unzugänglichkeit für sie der beste Schutz gegen ihre Feinde war. Man sagte Sebituane, als er sich ihrem Lande näherte, sie hätten die Gewohnheit, wandernde oder flüchtige Stämme, denen sie als Fährleute dienten, auf unbewohnte Inseln oder an unzugängliche Stellen des Ufers überzusetzen, um sie dann dort dem Hunger und dem Sumpffieber zur Beute zu überlassen. Der Sambesi ist hier so breit, daß man Ufer und Inseln der entgegengesetzten Seite nicht zu unterscheiden vermag. Sebituane wußte indessen Rat. Er nötigte den Häuptling des Stammes, welcher ihn über den Strom fuhr, sich neben ihm selbst in einen Kahn zu setzen, und ließ ihn nicht aus den Augen, bevor nicht der ganze Haufe seiner Leute, Mann und Maus, übergesetzt und auf festem Boden war. Er behandelte die Batoka freundlich, solange er von ihnen

nichts Uebles erfuhr, blieb aber, während er ihr Land auf der Suche nach guten Weideplätzen durchzog, fortgesetzt auf der Hut.

Die Batoka, welche das Land dicht besiedelt hatten und damals noch dem Brauch huldigten, ihre Hütten mit den Schädeln erschlagener Feinde zu schmücken, glaubten es leicht zu haben, den kleinen Haufen der Makololo durch ihre Ueberzahl zu erdrücken, denn sie hatten von den Heldentaten Sebituanes unter den weit entfernten Betschuanavölkern noch nichts vernommen. Als die Fremdlinge in der Nähe der Victoriafälle angelangt waren, rotteten sich endlich die Landesbewohner zusammen, um ihnen den Garaus zu machen, aber Sebituane wartete ihren Angriff nicht erst ab, sondern fiel jetzt mit seiner ganzen Streitkraft über sie her und schlug sie so vollständig, daß sie dauernd die Herrschaft der Makololo annahmen. Gleichzeitig erbeutete er so viel Rinder, daß er seinen ganzen Stamm wohlhabend machen konnte, und ließ sich nun in dem fruchtbaren Hügellande bei Kafue, nördlich vom Sambesi, nieder. Frieden fand er allerdings auch hier nicht. Die Matabele, die inzwischen das ganze Maschonaland südlich des großen Stromes in Besitz genommen hatten, kamen auch über den Sambesi und machten, wie vor Jahren in Betschuanaland, Ueberfälle, bei denen die Basutos mehrfach Viehherden und Weiber einbüßten. Sebituane setzte den Räubern auch diesmal nach und jagte ihnen seinen Besitz wieder ab. Aber er sehnte sich nach so vielen Jahren des Krieges nach Ruhe und zog den Sambesi weiter abwärts, in der Hoffnung, irgendwo mit den Weißen zusammenzustoßen und von ihnen ein großes Zaubermittel zu bekommen, das ihm kräftig alle Feinde vom Leibe halten würde. Oftmals hatte er gehört, die weißen Männer, die an der Mündung des Sambesi in großen Städten wohnten, hätten Gefäße (Kanonen), aus denen sie Blitz und Rauch schleuderten, und denen kein Heer widerstehen könne. Weißen zu begegnen und einen solchen Topf zu erhalten, wurde im Herzen Sebituanes mehr und mehr zur fixen Idee, und zweifellos wäre er in den dreißiger Jahren den ganzen Sambesi abwärts gezogen, um dieses sein Ideal zu verwirklichen, wenn nicht eine merkwürdige Prophezeiung seinen Fuß wieder in eine neue Richtung geleitet hätte.

Es trat ihm nämlich eines Tages ein Prophet aus einem der Stämme entgegen, die Sebituane auf seiner Wanderung unterworfen hatte, und riet ihm, nicht weiter nach Osten zu ziehen, da er dort verderben würde, hier aber unter den Völkern des Sambesi ein großes Reich aufrichten werde. Tlapane, so war der Name dieses schwarzen Propheten, der sich unter seinen Landsleuten durch

seine Selbstkasteiungen und sein einsiedlerisches Leben einen großen Ruf gemacht hatte, deutete alsdann mit Sehergebärden nach Westen und fuhr fort: „Ich sehe eine Stadt und ein Volk von schwarzen Menschen — Menschen des Wassers; ihre Rinder sind rot. Dein eigener Stamm, Sebituane, wird untergehen und aufgerieben werden; du wirst über schwarze Männer herrschen. Aber wenn deine Krieger rote Rinder erbeuten, laß sie nicht deren Eigentümer erschlagen, denn diese sind dein künftiger Stamm. Schone sie und baue dich selbst bei ihnen an!“ Dann wandte er sich an einige ihm bekannte Häuptlinge und prophezeite ihnen ihren baldigen Tod, der in der Tat binnen kurzer Zeit eintraf.

Sei es, daß dieser letztere Umstand den Häuptling bewog, oder daß die von dem Seher empfohlene Politik ihm überhaupt zusagte, er gab den Weisungen Tlapanes nach und wanderte den Sambesi wieder aufwärts, befestigte überall seine Macht und gelangte endlich oberhalb der Tschobemündung, wo der Hauptarm des Sambesi von Norden kommt, in eine große, fruchtbare Talsenkung, die von den Marutse bewohnt wurde. Diese erkannte er an ihren wohlgebauten Dörfern und großen Herden rötlicher Rinder als das Volk, unter welchem er sich niederlassen sollte. Es wurde ihm, dem jetzt schon der Ruhm der Unwiderstehlichkeit seit einem Jahrzehnt vorausging, nicht schwer, sie zu unterwerfen, aber den Worten des Sehers entsprechend, schonte er sie, verheiratete die Töchter ihrer Vornehmen mit seinen Unterhäuptlingen und betrachtete sie als sein Volk. Die Makololo selbst, die es voll Stolz auf ihre Abkunft und ihre hellbraune Hautfarbe verschmäht hatten, sich mit den schwarzen Kindern dieses Landes zu vermischen, waren noch immer von ziemlich geringer Anzahl. Sebituane baute für sie und für sich die Hauptstadt Scheschefe, südlich vom Marutsetal oder der sogenannten Barotse und in der Nähe des Zusammenflusses von Sambesi und Tschobe, und hätte nunmehr, als mächtiger Herrscher zahlreicher Stämme, sich des lange ersehnten Friedens erfreuen können, wenn nicht die Einfälle der räuberischen Matabele immer wieder den Krieg in sein Land getragen hätten. Moselikatse konnte es den Makololo nicht vergeben, daß sie seine Angriffe bei verschiedenen Gelegenheiten blutig abgewiesen hatten, und versuchte es noch in den vierziger Jahren zu mehreren Malen, über den Sambesi vorzudringen und sich der reichen Herden der Makololo und Marutse zu bemächtigen. Ohne Zweifel hätte er auch diese ganzen Länder seinem Machtbereich eingefügt, wenn nicht eben ein Mann von ihm gleichstehender Be-

deutung, wie Sebituane, ihm zuvorgekommen und hier ein festes Bollwerk gegen die Sturmflut der Matabele errichtet hätte.

Wir haben die fruchtlosen Raubzüge der Matabele und ihr klägliches Ende in den Sümpfen des Sambesi früher ausführlich geschildert und können hier kurz darüber hinweggehen. Sebituane, der inzwischen seine Kriegerschar durch die jungen Männer des Marutsestammes vermehrt hatte, ließ die Matabele das erste Mal auf einer großen Insel in die Falle gehen und langsam umkommen, das zweite Mal aber brachte er ihnen eine so furchtbare Niederlage bei, daß nur klägliche Reste von der großen Armee Moselikatses zurückkehrten, um den Untergang aller übrigen zu erzählen. Seit dieser Zeit hatte Sebituane vor den Matabele Ruhe. Die Batoka jedoch, die mehrfach seinen Feinden beim Ueberschreiten des Tschobe behilflich gewesen waren, überzog er noch einmal mit Krieg und vertrieb sie aus allen ihren Wohnsitzen am Strome und auf seinen Inseln. Indem er dergestalt die Südgrenzen seines Reiches menschenleer machte, sicherte er sich gegen künftige Einfälle, die bei der Breite und Tiefe des Sambesi ohne kundige Fährleute kaum zu bewerkstelligen waren.

In der nun folgenden Zeit widmete sich Sebituane ganz den Werken des Friedens und der Wohlfahrt des Reiches, das er begründet hatte, denn vor seiner Zeit waren die Sambesiländer nur von lauter einzelnen Stämmen ohne politischen Zusammenhang bewohnt. Livingstone, dem die Welt die ersten Nachrichten vom Bestehen dieses großen Sambesireiches verdankte, war Lobes voll über die Staatskunst des Herrschers, den er als einen der anziehendsten und wackersten Männer des Landes nicht nur von anderen preisen hörte, sondern auch selbst kennen lernte. „Er hob, schrieb der große Missionar und Geograph, das alte System der Handelsabsperrung im Tale des mittleren Sambesi auf, gegen feindliche Einfälle aber sicherte er sich, indem er längs des Flusses Posten aufstellte. Von den Häuptlingen, die sich seiner Macht durch die Flucht entzogen, sagte er bloß: Sie lieben Moselikatse, laßt sie bei ihm wohnen; der Sambesi ist meine Verteidigungslinie. Sebituane wußte alles, was im ganzen Lande vorging, denn er verstand sich auf die Kunst, die Zuneigung seines Volkes sowohl als der Fremden sich zu erwerben. So oft ein Trupp armer Leute nach der Stadt kam, um ihre Häute oder Hacken zu verkaufen, so plump sie auch waren, so lernte er sie bald alle kennen. Er pflegte einen Begleiter mit Mehl, Milch und Honig zu schicken, mischte diese drei Speisen in ihrer Gegenwart untereinander, um ihnen jeden Argwohn zu

benehmen, und setzte ihnen ein königliches Gericht, zuweilen das erste in ihrem Leben, vor. Unaussprechlich entzückt von seiner Leutseligkeit und Freigebigkeit, schlossen sie sich an ihn an und erteilten ihm jede Auskunft, die sie nur imstande waren zu geben. Und da er nie eine Gesellschaft Fremder von dannen ziehen ließ, ohne jedem von ihnen bis auf den letzten Diener ein Geschenk zu reichen, so ward sein Lob nah und fern verkündet und ausgebreitet. „Er hat ein Herz, er ist weise!" hörten wir ihn rühmen, längst bevor wir ihn sahen."

Es ist an anderer Stelle dieses Buches erzählt worden, wie die Betschuanakönige Seschele, Sekhomo und Letschulatebe vor langen Jahren mit Sebituane zusammengeraten, aber von ihm nicht ohne Edelmut behandelt worden waren. Seschele bewahrte dem Herrscher des Sambesireiches seine Dankbarkeit lebenslänglich und hegte keinen größeren Wunsch, als seinen Freund Livingstone zu Sebituane zu begleiten, als sich der Reisende im Jahre 1850 zur Wanderung an den Sambesi anschickte. Sekhomo dagegen und vor allem der heimtückische Häuptling des Ngami-Sees, Letschulatebe, taten alles, was in ihrer Macht stand, um diese Reise zu verhindern, da sie aus selbstsüchtigen Gründen nicht wünschten, daß der größte weiße Reisende und der größte König des Inneren miteinander in Verbindung träten. Sebituane dagegen, der noch niemals einen Weißen gesehen hatte, fühlte seine alte Sehnsucht wieder erwachen, als er von der Absicht Livingstones hörte, an den Sambesi zu kommen. Er sandte an Letschulatebe 13 braune Kühe, an Sekhomo 13 weiße und an Seschele 13 schwarze Rinder mit der Bitte, sie möchten dem Weißen auf seiner Reise behilflich sein. Ja, Letschulatebe hätte den Widerstand, den er Livingstone entgegengesetzt, fast schwer büßen müssen, als Sebituane davon erfuhr.

Endlich gelang es der sanften Festigkeit, womit Livingstone soviel unglaubliche Schwierigkeiten in seinem langen Wanderleben überwand, auch diesen Widerstand zu brechen und sogar in Begleitung seiner Familie den Tschobe zu erreichen. Hier fand er bereits eine Gesandtschaft der Makololo, die ihm berichteten, Sebituane sei sofort auf die Nachricht von seiner Ankunft von Naliele im Marutselande nach Scheschefe geritten und befinde sich ganz in der Nähe, da er dem langerwarteten Besuch sogar noch hundert englische Meilen über seine Hauptstadt hinaus entgegen gereist wäre. Livingstone fand den Häuptling bald darauf auf einer Insel des Tschobe, umgeben von seinen vornehmeren Untertanen, die beim Nahen der Besucher eine Art Chorgesang anstimmten, damit aber abbrachen,

als Sebituane und seine Besucher sich gegenüberstanden. Der große Basutoherrscher war damals etwa 45 Jahre alt, von hoher Gestalt und straffer Haltung. Seine Hautfarbe war hellbraun, wodurch er und seine ebenfalls olivenfarbenen Makololo sich auf den ersten Blick von den tiefschwarzen Kindern ihrer neuen Heimat unterschieden. Sein Antlitz verriet Energie und zugleich Hochherzigkeit, sein Haar war schon dünn. Er war von gesetzter, kaltblütiger Ruhe, gab sich aber in seinen Antworten so offen und unbefangen, wie es Livingstone noch bei keinem Eingeborenen erlebt hatte.

Der Missionar schilderte ihm die Schwierigkeiten seiner Reise und sprach seine Genugtuung aus, endlich nebst seiner Familie am Ziel zu sein. Sebituane, den besonders das Vertrauen erfreute, das ihm sein Gast erwies, indem er sich mit Weib und Kindern unter seinen Schutz begab, beteuerte seine eigene Freude und setzte hinzu: „Euer Vieh ist sämtlich von der Tsetsefliege gebissen und wird jedenfalls eingehen, aber gleichviel, ich habe Ochsen und werde Euch geben, soviel Ihr bedürft." Er beschenkte seine Gäste sofort mit einem Ochsen und einem Krug Honig und übergab sie der Fürsorge Maheles, der seinerzeit die Botschaft Sebituanes an Letschulatebe geführt hatte und jetzt so stolz war, als hätte er allein die weißen Leute ins Land gebracht. Für die Nacht gab man ihnen aus Ochsenfell gegerbte Decken, die so weich wie Tuch waren; und da Livingstone dieselben nur als entliehen betrachtete, Sebituane aber keine Gabe zurücknahm, so sah Mahele die Häute nunmehr als sein Eigentum an. Am Abend überließ der Fürst die Fremden bald sich selber und der Ruhe, aber schon vor Tagesanbruch kam er wieder zu ihnen in den Kraal, den er für sie hatte bereiten lassen, setzte sich neben Livingstone ans Feuer und erzählte ihm die Geschichte seiner Jugend und seiner Kriegszüge, die den Engländer anmutete wie ein alter Heldensang aus längstvergangener Zeit. Am übelsten war es ihm in dem Teil der Wüste ergangen, der nördlich und östlich vom Ngami-See lag, und den auch Livingstone und Oswell eben unter den größten Schwierigkeiten durchzogen hatten. Nachdem er die um den See wohnenden Bamangwatos besiegt und sich verschiedentlich mit den Matabele herumgeschlagen, zog er vom See nach Norden unter Führung eines Eingeborenen, der die wenigen Quellen der Wüste kannte. Aber in der Nacht entfloh der Führer, und nun irrten die Makololo mit ihren Rinderherden ohne Wasser in der Kalahari umher. Das Vieh, vom Durste gepeinigt, kehrte nach den Wasserplätzen von Serotli und Lopepe zurück, und seine Spuren führten endlich auch den wandernden Trupp wieder in

die Gegenden, die sie verlassen hatten. Nicht besser erging es ihnen bei dem Vorstoß, den Sebituane vom Ngami-See nach Westen machte, um zu den weißen Leuten zu gelangen, die in den Ländern der Ovambo und Damara leben sollten. Nach tagelangen Durstqualen kamen sie einmal an eine Wasserstelle, die jedoch unmöglich für Menschen und Vieh zugleich Wasser geben konnte. Da entschied der Häuptling, daß das ungestüm andrängende Vieh zurückgetrieben werden solle, denn Menschenleben seien mehr wert als Rinder. Am



Barutsehäuptling Tschukuru.
(Nach Holub.)

anderen Morgen war die ganze Herde, vom Durst wild gemacht, westwärts zu den Damara entlaufen, und die Makololo kehrten abermals, ärmer als je, zu den Bamangwatos am Zougaflusse zurück.

So erzählte Sebituane seinem Gast viele Ereignisse aus seinem früheren Leben und ließ ihn in wenigen Wochen einen tiefen Einblick in sein Wesen, seine Erfolge und sein zusammengesetztes Staatsgebilde tun. Die geringe Zahl von hellfarbigen Kriegern, mit denen er vor 25 Jahren aus dem Basutolande aufgebrochen war, würde inzwischen längst zusammengeschmolzen sein, wenn er nicht für Nachwuchs durch Heiraten mit eingeborenen Frauen gesorgt hätte,

Außerdem hatte er sich von den Matabele die Gewohnheit angeeignet, tüchtige Leute aus den besiegten Stämmen in sein Heer einzureihen. Im übrigen behandelte er die unterworfenen Völker, über die er jetzt gebot, und die den gemeinsamen Namen Makalaka führten, wie wir wissen, sehr gut und stand besonders mit den Häuptlingen und ihren Söhnen, die er oft in seine Hauptstadt lud, auf gutem Fuße. Vor allem aber hielt er auf ein gutes Einvernehmen mit den Marutse, als den intelligentesten und fleißigsten der ihm unterworfenen Stämme, und er schränkte die Selbstherrlichkeit der Makololo, die mit ihm ins Land gekommen waren und sich natürlich für etwas Besseres als die [illegible] Makalaka hielten, an manchen Punkten ein, um den Unterworfenen nicht zu nahe zu treten. Leider verstand sein Nachfolger nicht, dieselbe weise Einschränkung zu üben, und daran sollte bald nach Sebituanes Tode die Herrschaft der Makololo zugrunde gehen, während das große, von Sebituane errichtete Staatsgebilde selbst unter dem Namen des Marutse-Mabundareiches bis in die Neuzeit Bestand gehabt hat.

Der Häuptling selbst war in der Zeit, als ihn Livingstone besuchte, in allerlei ärgerliche innere Händel verwickelt, die ihn mit Sorgen erfüllten, da er sich ruhebedürftig und müde fühlte und keinen größeren Wunsch hatte, als den Rest seiner Tage in Ruhe „verschlafen“ zu können. Seine größte Sorge war, daß er trotz mehrerer Frauen keinen erwachsenen Sohn besaß, der ihm unzweifelhaft ebenbürtig war und allgemein als erbberechtigter Nachfolger anerkannt werden würde. Er setzte daher, wie es bei den zentralafrikanischen Stämmen üblich war, seine älteste Tochter Mamotschisane zur Nachfolgerin ein, verbot ihr jedoch zu heiraten, damit sie nicht einen den Makololo übelgesinnten Gatten auf den Thron brächte. Er riet ihr dagegen, es mit den Männern des Landes so zu machen, wie er selbst es mit den Frauen getan, d. h. sie alle als ihr Eigentum zu betrachten, aber keinen dauernd zu behalten. Zum Statthalter der nördlichen Stämme setzte Sebituane schon zu seinen Lebzeiten einen jungen, ihm verwandten Häuptling namens Mpepe ein, mußte aber bald erkennen, daß er damit im Tal der Barotse den Bock zum Gärtner gemacht. Mpepe benahm sich im Lande, als wäre er der geborene Herrscher aller Marutse, er nahm alles Vieh in Beschlag, teilte Befehle aus, ohne Sebituane zu befragen und ließ erkennen, daß er es offenbar auf eine Losreißung der Marutse von dem Reich der Makololo abgesehen hatte. Unter solchen Umständen gilt in allen Negerdespotien eigentlich nur eine Staatsraison. Der Empörer wird möglichst

rasch auf die Seite gebracht und über alle seine Anhänger ein blutiges Strafgericht verhängt. Abtrünnige Stämme sind von der Gerechtigkeit dieser Maßregel selbst so überzeugt, daß sie jedes andere Verhalten einfach als Schwäche auffassen.

Das alles war Sebituane wohlbekannt, und dennoch zögerte er, gegen Mpepe mit der Schärfe des Schwertes vorzugehen. Er widerstrebte jetzt den Greueln des Krieges ebenso entschieden, wie er früher den Kampf mit Vergnügen aufgesucht hatte. Er fühlte sich, obwohl er mitten im kräftigsten Mannesalter stand, schwach und krank und fürchtete vielleicht auch, daß Mpepe ihn durch die Zaubermittel, die er mit Hilfe mehrerer Medizinmänner der Marutse bereitete, verderben würde. Dazu kam, daß sich der Häuptling wirklich krank fühlte. Er litt an den Folgen einer Wunde, die er vor mehr als zwanzig Jahren in der Schlacht bei Melita erhalten hatte, und die wahrscheinlich infolge des ungesunden Klimas von Scheschefe von Zeit zu Zeit wieder aufbrach. Auch im vorigen Jahre war das der Fall gewesen. Damals hatten die Doktoren der Marutse ihn geheilt, indem sie ihm eine Anzahl von Einschnitten auf der Brust machten, jetzt aber trug er Bedenken, sich ihnen anzuvertrauen, indem er sich sagte, daß sie ihn unter dem Einfluß Mpepes ebensogut vergiften würden, wie sie ihm damals geholfen hatten. So war er ziemlich ratlos und fühlte mehr als je seine alte fixe Idee aufsteigen, daß nur die weißen Männer und der zauberkräftige „Topf“ derselben ihm helfen könnten.

So standen die Sachen im Makololoreiche, als Livingstone ankam und von dem Fürsten mit offenen Armen aufgenommen wurde. Sebituane horchte begierig den Ratschlägen seines neuen Freundes, der sich erbot, selbst zum Frieden im Lande beizutragen, sich dauernd hier niederzulassen und auch zwischen Sebituane und Mpepe zu vermitteln. Der erstere versprach dagegen, dem Missionar Land und Hilfe an jedem ihm zusagenden Orte zu gewähren und seinen Bestrebungen, das Christentum zu verbreiten, nichts in den Weg zu legen. Leider wurden alle Pläne des Häuptlings sowohl wie seines Gastes durch einen jener unglücklichen Zufälle vereitelt, die so häufig in das Leben bedeutender Menschen eingreifen und zuweilen für die Geschicke ganzer Völker entscheidend werden. Sebituanes Krankheit nahm bald nach der Ankunft Livingstones eine bedrohliche Wendung an. Viele andere Eingeborene würden das auf eine ungünstige Einwirkung des weißen Besuchers zurückgeführt haben, Sebituane aber blieb auch jetzt von gleichbleibender Güte und Offenheit gegen seinen Gast. Um so besorgter richtete er,

abergläubisch, wie auch berühmtere Männer es waren, oft seine Gedanken nach Norden, wo in der Zauberhütte Mpepes, wie er überzeugt war, sein Schicksal geleitet wurde. „Diese Hütte," sagte er zu seinem damals noch unerwachsenen Sohne Sekeletu, „wird Dir oder mir verhängnisvoll werden."

Vergeblich wandte er sich jetzt an die Aerzte der Makololo, die gleich ihm der Meinung waren, Sebituane sei bezaubert worden. Livingstone, nicht ohne Heilkenntnisse, die er schon an vielen Eingeborenen bewährt hatte, sah wohl, daß sich die Krankheit seines Freundes zu einer Lungenentzündung entwickelte, und daß er in Lebensgefahr schwebte. Dennoch trug er Bedenken, ihn in seine Behandlung zu nehmen, da bei einem ungünstigen Ausgange zweifellos er selbst vom Volke verantwortlich gemacht worden wäre. Auch die Makololoärzte bestärkten ihn in dieser Ansicht, während der Herrscher zusehends verfiel. An einem Sonntag-Nachmittag wurde der Reisende zu Sebituane gerufen und ging mit seinem kleinen Sohn Robert in die Hütte des Häuptlings, der sterbend auf seinem Lager lag. „Komm näher," sagte er, „und sieh, ob ich noch ein Mann bin. Es ist um mich geschehen." Die Wahrheit dieser Worte war so sichtlich, daß Livingstone es wagte, zu dem Sterbenden einige Worte über ein zukünftiges Leben zu sprechen. Aber die anwesenden Makololo unterbrachen ihn mit den Worten: „Warum sprichst Du vom Tode? Sebituane wird niemals sterben." Als Livingstone ging, richtete sich der Kranke noch einmal auf und ordnete an, man solle den kleinen Robert zu einer seiner Frauen bringen, damit sie ihm Milch gebe. Dies Wort der Fürsorge für ein Kind war das letzte, welches der mächtigste Krieger jener Zeit neben Moselikatse gesprochen. Kurz danach starb er.

„Sebituane, schrieb Livingstone, war entschieden der beste eingeborene Häuptling, den ich jemals kennen lernte. Nie zuvor war mir der Tod eines schwarzen Mannes so nahe gegangen, und ich mußte ihm unwillkürlich mit meinen Gedanken in jene andere Welt folgen, von welcher er erst in dem Augenblick gehört hat, als er aus dem Leben abgerufen wurde. Er war nicht nur ein großer Mensch und Staatsmann, sondern auch der größte Feldherr, dessen Ruf jemals über die Kolonie hinausgedrungen, denn im Gegensatz zu Moselikatse, Dingaan und anderen führte er seine Leute stets persönlich ins Gefecht. So oft er des Feindes ansichtig wurde, befühlte er die Schneide seiner Streitaxt und sagte: „Nun, sie ist scharf, und jeder, der dem Feinde den Rücken zukehrt, soll ihre Schärfe fühlen." Er war ein so behender Läufer, daß alle seine Leute

wußten, ein Feigling könne ihm nicht entrinnen, da jeder ohne Erbarmen niedergehauen würde. Wenn ein Krieger sich versteckte, um sich dem Kampfe zu entziehen, so ließ er ihn nach Hause zurückkehren. Später aber rief er ihn zu sich und sagte: „Du willst also lieber zu Hause sterben, als im Felde? Du sollst Deinen Willen haben!“ Das war das Signal zur sofortigen Hinrichtung.“

Livingstone erfuhr den Tod des Häuptlings erst am nächsten Tage. Er sprach mit den Verwandten und Unterhäuptlingen und redete ihnen zu, zusammenzuhalten und den Erben Sebituanes die Herrschaft zu erhalten, was sie auch versprachen und ihn dagegen baten, seine Freundschaft und seinen Rat auch den Kindern des Verstorbenen zu widmen. Leider wurde der Missionar bald darauf genötigt, seine Familie nach Kapstadt zu bringen und von dort nach England zu senden, er selbst kehrte erst nach anderthalb oder zwei Jahren an den Sambesi zurück.

Inzwischen übernahm Sebituanes Tochter Mamotschisane, seinem Willen entsprechend, die Herrschaft. Der gestorbene Häuptling wurde mit den Zeremonien seines Stammes begraben. Er erhielt ein Grab in der Mitte seines Viehkraals, und über dasselbe wurden einige Stunden die Rinder hinweggetrieben, um die Ruhestätte des größten Herrschers der Makololo unkenntlich zu machen. Seine Tochter aber erlebte an der Regierung, die sie nur widerwillig übernommen, wenig Freude. Auch sie hatte inzwischen, dem Zuge ihres Herzens folgend, einen Mann erwählt, aber da dieser, den Erbfolgegesetzen ihres Volkes und dem Gebote ihres Vaters entsprechend, nicht als König anerkannt werden konnte, und sie selbst sich auf dem Thron nicht sicher fühlte, so rissen bald nach Sebituanes Tod unhaltbare Zustände ein. Mamotschisane wurde von ehrgeizigen Männern umschwärmt, die ihre Gunst zu erringen suchten, um, wenn nicht sich selber, so doch einst ihren Kindern einen Anspruch auf den Thron des mächtigen Marutse-Reiches zu sichern. Vor allem aber suchte der Vater des jungen Häuptlings Mpepe, welcher seit dem Tode Sebituanes sich vollkommen als Herr des Barotsetales benahm, Mamotschisane zu überreden, sich mit Mpepe zu verbinden und alsdann mit ihm gemeinsam das Reich zu regieren. Die Königin wandte ein, daß nächst ihr ihr Bruder Sekeletu die meisten Anrechte auf den Thron hätte. Sekeletu war erst 16 oder 17 Jahre alt und wäre ohne Zweifel schon von seinem Vater zum Erben eingesetzt worden, wenn nicht seine Mutter die Frau eines eingeborenen Häuptlings gewesen wäre, bevor Sebituane sie mit dem Rechte des Eroberers wählte. Diesen Umstand, der in der Tat

als Ursache der Unebenbürtigkeit betrachtet werden konnte, hatte auch der Vater Mpepes ausgebeutet, er ließ der Königin raten, ihren Bruder, der später nur Unruhen im Reiche stiften würde, töten zu lassen und Mpepe zu wählen.

Nun wäre dies allerdings ein in Zentralafrika sehr üblicher und einfacher Weg gewesen, sich aller Schwierigkeiten zu entledigen. Aber Mamotschisane zeigte sich als eine echte Basutofrau und als die Tochter Sebituanes, sie war zu offen und zu stolz, sein Blut zu verleugnen und ließ im Gegenteil, seinen Bestimmungen ungehorsam, schon jetzt Sekeletu zum König ausrufen. Der junge Häuptling trug lange Bedenken und bat seine Schwester, die Würde der Herrscherin zu behalten und ihn zum Kriegshäuptling der Makololo zu machen, die noch immer den Kern der Feldtruppe bildeten. Mamotschisane aber rief, um allen Zweifeln ein Ende zu machen, eine große Ratsversammlung der Makololo ein und erklärte, sie wäre der Anfeindungen, mit denen besonders die Weiber sie wegen ihrer eigentümlichen Stellung verfolgten, endlich satt und würde nie die Herrschaft behalten, solange sie noch einen Bruder hätte. Als auch in dieser Versammlung Agenten Mpepes auftauchten und die Berechtigung Sekeletus zur Erbfolge anzweifelten, rief Mamotschisane energisch aus, sie wolle mit Mpepe nichts zu tun haben und würde die Häuptlingswürde nur an ihren Bruder abtreten. „Ich war Häuptling," redete sie die Makololo an, „aber nur, weil mein Vater es wünschte; viel lieber hätte ich mich verheiratet und eine Familie gehabt, wie andere Weiber. Nun aber ist es genug! Du, Sekeletu, sollst Häuptling werden und das Haus Deines Vaters wieder aufbauen."

Die Makololo stimmten ihr zu, und die Rolle Mpepes als Kronprätendent war ausgespielt. Sekeletu wurde König des Marutsereiches, ließ es aber an der Energie sehr fehlen, die erforderlich war, um ein so großes und loses Reich zusammenzuhalten. Was schon der alte Sebituane versäumt hatte, sich des offenbar abtrünnigen Mpepe zu bemächtigen und ihn unschädlich zu machen, unterließ jetzt auch Sekeletu, teils vielleicht aus angeborener Trägheit, zum größten Teil aber wohl aus Angst vor der Zauberkraft seines Rivalen. Inzwischen gewann Mpepe Zeit, mit Hilfe seines Vaters und einiger alter Marutse-Häuptlinge das Barotse-Tal immer mehr auf seine Seite zu bringen und gegen Sekeletu und die Makololo aufzuhetzen. Ja er verbündete sich mit einem weiter nördlich wohnenden Lundastamme, den Mambari, die zeitweise nach der Barotse kamen, um Sklaven aufzukaufen, die sie dann nach der Westküste an die Por-

tugiesen weiter verhandelten. Während Mpepe mit den Häuptlingen dieser Mambari vorgeblich nur wegen des Verkaufs von Sklaven unterhandelte, suchte er insgeheim sich ihrer Mithilfe gegen die Makololo zu versichern. Die Mambari waren im Besitz von Feuerwaffen, mit welchen die Portugiesen die ihnen zugeführten Sklaven bezahlten, und der Marutse-Häuptling hielt es für ein Leichtes, die Makololo unter ihrem Beistande zu besiegen. Er war mit den Viehherden der Barotse, die eigentlich Sekeletu gehörten, sehr freigebig gegen die Mambari und wurde zu Beginn des Jahres 1853 so dreist, daß er sich mit einem Trupp Sklavenjäger bis in die Nähe von Linyanti wagte, wo Sekeletu seine Residenz aufgeschlagen hatte. Die Makololo nämlich, die bei der Gärung unter den von ihnen unterworfenen Völkern einen plötzlichen Aufstand fürchteten, saßen meist in den sumpfigen Niederungen des Tschobe, wo ihnen das Terrain die meiste Sicherheit versprach, und Sekeletu hatte aus demselben Grunde die Hauptstadt Scheschеke, wo sein Vater gewohnt, mit Linyanti vertauscht.

Zu eben dieser Zeit war Livingstone nach dort zurückgekehrt und hatte Sekeletu als neues Oberhaupt des Sambesireiches begrüßt. Er schildert ihn als einen jungen Riesen von der hellbraunen Farbe der Basuto, von freundlichem Wesen, aber auch er bemerkte bald, daß von der Tatkraft und dem Geiste Sebituanes nicht viel auf diesen Jüngling übergegangen war. Livingstone, der in der ungesunden Niederung ein völliges Aussterben der Makololo fürchtete, machte dem Häuptling den Vorschlag, mit ihm zusammen den Sambesi aufwärts zu fahren, um einen gesunderen Wohnort aufzusuchen. Sekeletu willigte ein. Als sie auf der Straße nach Scheschеke etwa 60 Meilen weit geritten waren (Livingstone hatte den Eingeborenen bei seinem früheren Besuch den Gebrauch des Ochsen als Reittier gezeigt), trafen sie Mpepe mit einem Trupp Mambari, und ohne das Dazwischentreten des Engländers wäre es wohl schon jetzt zu der Katastrophe gekommen, die nunmehr erst zehn Jahre später zum Ausbruch kam. Livingstone selbst erzählt, wie er unabsichtlich dem jungen Häuptling, der sich bei dieser Gelegenheit nicht gerade als Held bewies, das Leben rettete, und als Beispiel, von wie geringfügigen Umständen oftmals Tun und Lassen dieser Naturkinder bestimmt wird, wollen wir seinen einfachen Bericht vollständig wiedergeben.

„Mpepe kam, so beginnt der berühmte Missionar, mit seiner Streitaxt bewaffnet auf einem Wege, der dem unsrigen parallel ging, aber eine Viertelmeile (d. i. 600—700 Schritte) entfernt war. Als er Sekeletu sah, rannte er eiligst auf uns zu, Sekeletu aber, der

Male zusammen, aber Sekeletu selbst scheint diese kleinen Feldzüge mehr geduldet als anempfohlen zu haben, und die älteren, besonnenen Männer verurteilten sie offen und baten den Missionar bei seiner Rückkehr aus Angola unverhohlen, den Häuptling gründlich auszuschelten, weil er sie zugelassen. Indessen waren die Makololo in den Jahren der Untätigkeit und des Besitzes allesamt nicht besser geworden. Sie fühlten sich noch immer als eine besondere, den Landeskindern überlegene Rasse, und während sie sich zum größten Teil dem Nichtstun ergaben und die Makalaka und Barotse für sich arbeiten ließen, verfielen sie der Verachtung derselben Leute, die sie einst unterworfen hatten. Wo sie noch zusammengerottet waren, fürchtete man sie, wo sie dagegen vereinzelt unter den Marutse wohnten, schalt man sie offen Lügner und Faulpelze. Livingstone tat viel für sie während seiner wiederholten Anwesenheit in ihrem Lande. Er wies ihnen Handelswege nach der Küste und machte sie auf gesündere und besser gelegene Wohnsitze aufmerksam, heilte viele unter ihnen von Krankheiten und wurde von allen als der Wohltäter des Volkes angesehen. Als er 1855 zuletzt in Linyanti war, zählte es etwa 7000 Einwohner. Sekeletu blieb sich, obwohl ihn der Weiße mehrfach hart wegen der Fehler seiner Regierung tadelte, bis zuletzt gleich in seiner Liebenswürdigkeit gegen den Freund seines Vaters. Die letzte Bitte, die er ihm bei seiner Abreise mitgab, war die, ihm eine Mühle zu senden, worin er das von den Marutse angebaute Zuckerrohr pressen könnte. Bei der Abreise nach Osten begleitete er den Engländer mit vielen Leuten mehrere Wochen und stattete ihn fürstlich aus, ohne von einem Dank etwas hören zu wollen. Er durchfuhr mit Livingstone das ganze Land der Batoka am mittleren Sambesi und zeigte ihm die Stellen, wo sein Vater mit den Eingeborenen gekämpft und die ihm Widerstrebenden vernichtet hatte.

Die Glanzzeit der Makololo-Dynastie war übrigens in diesen Jahren bereits stark im Sinken. Sekeletu besaß, wie das sein Vater ganz richtig vorausgesehen hatte, in der Tat zu wenig von den hervorragenden Eigenschaften Sebituanes, um ein Reich mit so vielen verschiedenartigen und den Siegern meist feinseligen Bestandteilen zusammenzuhalten. Abgesehen aber davon, ruinierte er auch durch Ausschweifungen seine Gesundheit. Das Fieber der sumpfigen, gefährlichen Tschobeniederungen, welches die Makololo seit vielen Jahren dezimiert hatte, ergriff endlich auch den König und richtete ihn im Verein mit Trunk, Untätigkeit und anderen Lastern langsam zu Grunde. Sekeletu hätte zweifellos seine Herrschaft und die

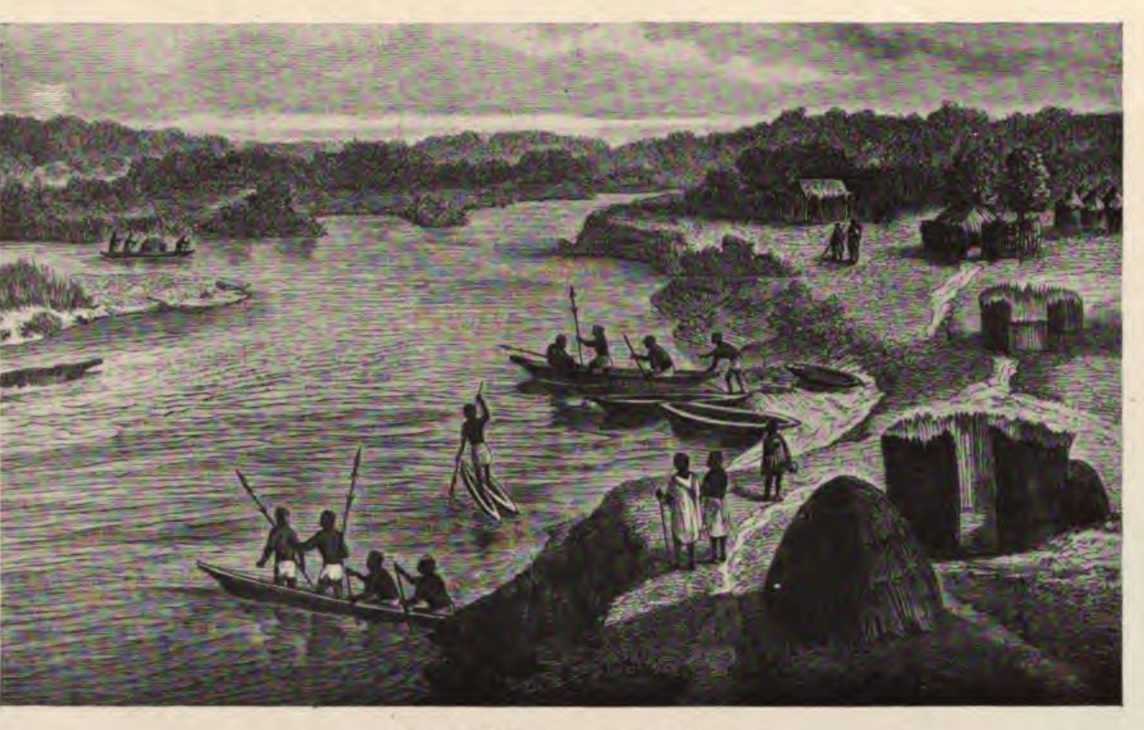
zu haben. In allem übrigen war er seinem weißen Freunde gern gefällig.

In dieser Zeit drohte ein neuer Zwist zwischen den Makololo und ihrem alten Feinde, Letschulatebe am Ngamisee, auszubrechen. Letschulatebe konnte es, wenn auch Sebituane ihn selbst als Knaben verschont hatte, doch nicht vergessen, daß die Makololo bei ihrem Durchzug nach Norden die Bamangwatos besiegt und ihre Herden geraubt hatten. Jetzt wurden seine Leute dreister und glaubten die Zeit der Vergeltung gekommen. Sie raubten unter der Führung eines Makololo-Ueberläufers eine für Sekeletu bestimmte Tributsendung, worauf es in Linyanti zu gefährlichen Drohungen und Kriegsvorbereitungen kam. Die Bamangwatos, die zudem jetzt im Besitz von Gewehren waren, erwiderten diese Drohungen durch Freudenlieder auf den Tod Sebituanes, und ein Krieg stand unmittelbar bevor. Es gelang Livingstone, für diesmal noch den Frieden zu bewahren, indem er einerseits seinen ganzen Einfluß auf Sekeletu ausübte, andrerseits an Letschulatebe besänftigende Botschaften sandte, aber die Spannung blieb sowohl bei den Bamangwatos als den Marutse bestehen.

Nach einiger Zeit unternahm Sekeletu auch die geplante Fahrt den Sambesi aufwärts durch die Barotse; er lernte bei dieser Gelegenheit zum erstenmal diesen Teil seines Reiches kennen und bewies gleichzeitig, daß er nicht mehr der sanftmütige Jüngling von vormals war. Als er in das Dorf kam, wo der Vater Mpepes wohnte, ließ er diesen und noch einen anderen alten Häuptling, der an der Verschwörung gegen die Makololo beteiligt galt, vorführen und in den Sambesi stürzen. Es ist schwer zu sagen, welchen Eindruck diese Strenge auf die Marutse machte; für den Augenblick zeigten sie sich jedenfalls unterwürfig und dienstfertig, brachten Lebensmittel, Tribut und halfen willig, die Kähne der Makololo über die Stromschnellen tragen. Aber unter der Asche dürfte das Feuer der Empörung gegen die wenig zahlreichen Herren des Landes stets weiter geglüht haben, zumal das Barotsetal fortan unter das Regiment eines Oheims von Sekeletu namens Mpololo gestellt wurde, der es ziemlich schroff von dem Standpunkte des Ueberwinders aus beherrschte. In den folgenden Jahren, während Livingstone seine große Reise vom Sambesi nach Loanda und dann zurück quer durch den ganzen Kontinent unternahm, scheint es ziemlich ruhig und geordnet im Marutsereich hergegangen zu sein. Die jungen Krieger machten wohl hin und wieder kleine Raubzüge nach Süden und Osten, gerieten auch mit den Bamangwatos einige

Male zusammen, aber Sekeletu selbst scheint diese kleinen Feldzüge mehr geduldet als anempfohlen zu haben, und die älteren, besonnenen Männer verurteilten sie offen und baten den Missionar bei seiner Rückkehr aus Angola unverhohlen, den Häuptling gründlich auszuschelten, weil er sie zugelassen. Indessen waren die Makololo in den Jahren der Untätigkeit und des Besitzes allesamt nicht besser geworden. Sie fühlten sich noch immer als eine besondere, den Landeskindern überlegene Rasse, und während sie sich zum größten Teil dem Nichtstun ergaben und die Makalaka und Barotse für sich arbeiten ließen, verfielen sie der Verachtung derselben Leute, die sie einst unterworfen hatten. Wo sie noch zusammengerottet waren, fürchtete man sie, wo sie dagegen vereinzelt unter den Marutse wohnten, schalt man sie offen Lügner und Faulpelze. Livingstone tat viel für sie während seiner wiederholten Anwesenheit in ihrem Lande. Er wies ihnen Handelswege nach der Küste und machte sie auf gesündere und besser gelegene Wohnsitze aufmerksam, heilte viele unter ihnen von Krankheiten und wurde von allen als der Wohltäter des Volkes angesehen. Als er 1855 zuletzt in Linyanti war, zählte es etwa 7000 Einwohner. Sekeletu blieb sich, obwohl ihn der Weiße mehrfach hart wegen der Fehler seiner Regierung tadelte, bis zuletzt gleich in seiner Liebenswürdigkeit gegen den Freund seines Vaters. Die letzte Bitte, die er ihm bei seiner Abreise mitgab, war die, ihm eine Mühle zu senden, worin er das von den Marutse angebaute Zuckerrohr pressen könnte. Bei der Abreise nach Osten begleitete er den Engländer mit vielen Leuten mehrere Wochen und stattete ihn fürstlich aus, ohne von einem Dank etwas hören zu wollen. Er durchfuhr mit Livingstone das ganze Land der Batoka am mittleren Sambesi und zeigte ihm die Stellen, wo sein Vater mit den Eingeborenen gekämpft und die ihm Widerstrebenden vernichtet hatte.

Die Glanzzeit der Makololo-Dynastie war übrigens in diesen Jahren bereits stark im Sinken. Sekeletu besaß, wie das sein Vater ganz richtig vorausgesehen hatte, in der Tat zu wenig von den hervorragenden Eigenschaften Sebituanes, um ein Reich mit so vielen verschiedenartigen und den Siegern meist feinseligen Bestandteilen zusammenzuhalten. Abgesehen aber davon, ruinierte er auch durch Ausschweifungen seine Gesundheit. Das Fieber der sumpfigen, gefährlichen Tschobeniederungen, welches die Makololo seit vielen Jahren dezimiert hatte, ergriff endlich auch den König und richtete ihn im Verein mit Trunk, Untätigkeit und anderen Lastern langsam zu Grunde. Sekeletu hätte zweifellos seine Herrschaft und die



Der Hafen von Schescheke.
(Nach Holub.)

Inseln kamen hervor und schlugen die Makololo tot, wo sie ihrer habhaft wurden.

Wir wissen, daß von den alten, tapferen Kriegern, die Sebituane mit ins Land gebracht, nicht mehr viele vorhanden waren. Seit dreißig Jahren hatten sie unter den Frauen dieses Landes nach Belieben gewählt, und ihre Nachkommenschaft war ein entnervtes Geschlecht, das von den Eigenschaften der Eroberer fast nichts mehr besaß als den Namen und die schöne, hellfarbige Haut, die jeden Basutoabkömmling deutlich genug von den Ureinwohnern der Sambesiländer unterschied. Aber diese Bevölkerung, die in Scheschefe, in Linyanti und in den Tschobesümpfen wohnte, war außerstande, der Sturmflut schwarzer, feindlicher Stämme zu widerstehen, die sich so plötzlich über sie warf. Die meisten wurden ohne Widerstand niedergemetzelt, eine große Anzahl aber, man erzählt von zweitausend Männern, machte sich nach Süden über den Strom auf die Flucht und zog auf dem Wege, den ihre Väter als Eroberer einst gekommen, wieder zurück zum Ngami-See.

Es war der unseligste Weg, den sie zum Rückzug wählen konnten. Unter den Bamangwatos des Ngami-Sees herrschte noch immer Letschulatebe, den Sebituane einst als Geisel mit sich geführt, und der seinen alten Haß gegen die Makololo, die Eroberer und Rinderräuber, nicht vergessen und nicht begraben hatte. Jetzt kamen die einst so Gefürchteten nicht als Eroberer. Flüchtlinge, ihren Weiber- und Kindertroß hinter sich, nahten sie der Stadt Letschulatebes. Mochten sie immerhin wie einst an ihre Schilde schlagen und drohende Kriegslieder singen, der Nimbus der Unbesiegbarkeit war von den Opfern und Flüchtlingen der Makalaka völlig verflogen. Der alte, immer noch heuchlerische Bamangwatohäuptling, den schon Livingstone vor 20 Jahren als betrügerischen Gauner kennen gelernt hatte, wollte jetzt seine Rache, aber er wollte sie sicher, gründlich und ohne Gefahr.

„Seid Ihr Freunde der Betschuanen?“ entgegnete er den Abgesandten der Makololo, welche um die Erlaubnis des Durchzugs durch sein Reich baten. „Kommt Ihr im Frieden und ohne feindselige Absichten? Gut, dann laßt Eure Waffen, laßt Eure Speere und Schlachtbeile draußen bei Euren Frauen und Kindern und zieht unbewaffnet wie wir in die Kotla ein, damit wir dort in Ruhe beraten, was zu Eurem und unserem Wohle dient.“

So wurden die unbewaffneten Wanderer in den großen, runden Beratungssaal der Stadt geleitet. Hinter ihnen schlossen sich die Türen, durch schwere Stämme verrammelt, dann aber

griffen die Bamangwatos zu den verborgen gehaltenen Beilen und hieben auf ihre wehrlosen Gäste ein, bis der heilige Boden der Kotla vom Blute dampfte, wie einst der Festsaal der hingeschlachteten Nibelungen bei Etzels Schloß, als Königin Krimhilde ihr rachedurstiges Herz sättigte.

Nach vollendetem Gemetzel zogen die Sieger vor die Stadt und bemächtigten sich der Frauen und Kinder der Makololo. Die schönsten Weiber wurden dem Harem des Häuptlings einverleibt. Dann suchten seine Unterführer sich aus, was sie von der Beute begehrten, und um den Rest der Gefangenen balgte sich das gemeine Volk.

Eine kleine Abteilung der Makololo des Tschobe war, wie Serpa Pinto berichtet, unter dem Häuptling Siroko, einem Oheim Sekeletus von mütterlicher Seite, westwärts bis an den Kubango gezogen, wo sie jahrelang als Elefantenjäger lebten, bis sie bei einem mißglückten Versuche Sirokos, den Thron des Barotsereiches nochmals zu erobern, zu Grunde gingen. Im übrigen sollen außer den Weibern, die die schokoladenfarbige Basutohaut noch lange unter den Sambesistämmen vererbten, nur zwei junge Männer dem großen Blutbad entronnen sein, durch welches die Marutse in der Mitte der sechziger Jahre den Makololothron am Sambesi zum Sturz gebracht haben.

Sepopo und Luanika, die letzten Herrscher des Marutsereiches.

Der Thron des Sebituane war gestürzt und sein Stamm in einem unmündig hingeschlachteten Knaben erloschen. Sein großes Werk dagegen, die Einigung der zahlreichen Stämme des oberen und mittleren Sambesi, hatte einen längeren Bestand. Die Marutse, die das Signal zur Erhebung gegen die Fremdherrschaft gegeben, ließen es nach der Ausrottung der Makololo gar nicht zur Selbständigkeit der nun befreiten Stämme kommen, sondern sie wählten ein sehr energisches Mitglied der alten Herrscherfamilie der Barotse, den Prinzen Sepopo, zum König nicht allein des Barotsetales, sondern des ganzen von Sebituane geeinigten Reiches. Sepopo, der wahrscheinlich auch den Aufstand gegen die Makololo organisiert hatte, ergriff die Zügel der Regierung alsbald mit so sicherer Hand, wie man sie seit Sebituanes Tagen nicht mehr gespürt

hatte. Die 10 oder 12, nach anderen Berichten sogar 16, Stämme des Reiches wurden Häuptlingen oder zuverlässigen Mitgliedern seiner Familie unterstellt und hatten regelmäßigen Tribut abzuliefern. Gewisse Produkte und Handelsgüter wurden, wo immer sie auch erworben wurden, als Eigentum des Königs erklärt. Die umliegenden, noch völlig wilden Völkerschaften auf der Grenzscheide des Sambesi und Kongo überzog der König so lange mit Krieg, bis auch sie sich bereit erklärten, Tribut zu entrichten.

Auch Sepopos Hand war nicht rein, als er den Thron bestieg. Zwei ältere Brüder, die ihm den Rang in der Erbfolge der Marutseherrschaft streitig machten, hatte er durch Mord aus dem Wege geräumt. Aber dies Verfahren war unter den Negerstämmen von jeher üblich, und niemand, außer den Verwandten der Ermordeten, würde ihm daraus einen Vorwurf gemacht haben. Nach außen hin führte er die Regierung mit sicherer Hand. Unter den zahlreichen Stämmen des Sambesi und Tschobe hielt er straffe Zucht und benutzte die häufigen Zwiste und Fehden derselben untereinander, um sich ihnen gelegentlich mit Nachdruck als obersten Gewalthaber in Erinnerung zu bringen. Er hielt sie auch dazu an, ihre altgewohnten Handwerke und Beschäftigungen, durch welche sich die einzelnen Stämme gewissermaßen wie Zünfte voneinander schieden, die Schmiedekunst, Bootsbau, Fischerei usw., zu üben und durch den Handel von Stamm zu Stamm ertragreicher zu machen. Mit dem großen, nördlich vom Barotsetal wohnenden Volke der Mabunda unterhielt er friedliche Beziehungen, ohne es gerade zu unterwerfen, denn neben den Marutse waren die Mabunda bei weitem die mächtigste, hervorragendste Nation des oberen Sambesi. Sepopo überredete aber die Königin der Mabunda, bei welchen, wie in ganz Zentralafrika, das Erbrecht in weiblicher Linie herrschte, seine (Sepopos) Tochter Moquai zur Nachfolgerin zu bestimmen.



König Sepopo.
(Nach Holub.)

Als dann die alte Königin starb, bestieg Moquai wirklich den Thron des Landes, da die Mabunda den Willen ihrer Herrscherin heilig hielten. In Wirklichkeit war natürlich damit Sepopo der Herr des Landes geworden, und seine Gewalt war jetzt größer und ausgedehnter, als das Barotsereich selbst zu Zeiten des mächtigen Sebituane gewesen war.

Moquai, welche übrigens bei der allgemeinen Ausrottung der Makololo zu einem der hellfarbigen Jünglinge in Liebe entbrannt war und ihm das Leben gerettet hatte, indem sie ihn zum Gatten wählte, herrschte nun in dem nördlichen Teile des vereinigten Marutse-Mabundareiches, während Sepopo seine Residenz nach Schescheke verlegte. Gleich Sebituane hielt er die Ufer- und Inselbewohner des Tschobe und Sambesi in straffer Zucht, benutzte sie als Wachen gegen die Matabele und machte sie für jeden fremden, ohne seine Erlaubnis ins Land gekommenen Eindringling verantwortlich. Dagegen gewährte er weißen Händlern, die ihn um Schutz ersuchten, das Zugeständnis, in seinen Ländern Handel zu treiben. So hatte sich seit 1870 der Engländer Westbeech, der drei Eingeborenensprachen verstand und in ganz Südafrika heimisch war, in Schescheke niedergelassen und trieb gegen die Einfuhr von Waffen, Zeug und Perlen einen ausgedehnten Elfenbeinhandel. Allerdings verbot Sepopo den Fremden, ebenso wie dies die Könige der Betschuana und Matabele schon früher getan hatten, die Jagd auf den Elefanten, um das bereits seltene Wild vor der völligen Ausrottung zu bewahren. Er selbst aber hatte zu allen Zeiten einige Trupps von Elefantenjägern unterwegs, die den Ertrag ihrer Jagden an den König abzuliefern hatten.

Die sichersten Nachrichten über Sepopo verdanken wir dem österreichischen Forschungsreisenden Holub, der ihn in den siebziger Jahren auf seinem verunglückten Zuge zu den Maschukulumbe besuchte und sehr freundlich empfangen wurde. Der Häuptling Makumbo, der die Tschobeniederung beherrschte, mußte Holub den Gruß des Königs entbieten und ihm sagen, das Barotsetal freue sich auf sein Eintreffen wie einst auf dasjenige Livingstones, der König sei ungeduldig, ihn zu begrüßen, und wolle dem Njaka einen feierlichen Empfang bereiten. Das Geschenk, welches Holub dem Häuptling für die Ueberfahrt bot, wies Makumbo entschieden zurück. Kein Häuptling im Lande, sagte er, dürfe von einem Fremden ein Geschenk annehmen, bevor der König ein solches empfangen. Es würde ohne Frage seinen Tod bedeuten, wenn er wagen würde, diesem Befehl entgegenzuhandeln. Sepopo empfing den Besucher in der

Tat mit großer Zuvorkommenheit. Er war gerade damit beschäftigt, seine Residenz weiter stromabwärts zu verlegen, unterbrach aber dies Geschäft, um den Weißen feierlich zu begrüßen.

Der Oesterreicher lernte Sepopo als einen ganz umgänglichen Menschen kennen, dessen Aeußeres den Tyrannen keineswegs verriet. Der Marutseherrscher trat ihm in europäischer Gewandung mit einem englischen, federverzierten Hütchen entgegen. Er zählte etwa 45 Jahre, sein breites Gesicht mit den großen Augen und angenehmen Zügen verriet mehr Gutmütigkeit als Hinterlist. Er ließ sofort nach der Begegnung ein improvisiertes Mahl aus gebratenen Fischen auftischen, welches mitten im Walde ohne Messer und Gabeln verabreicht wurde und wohl mehr als Willkommensgruß, denn als Mahlzeit zu betrachten war, indem 10 Fische an die ganze, ziemlich große Gesellschaft verteilt wurden. Nach dem Mahl wurde Wasser und eine Art selbstbereitete Seife herumgereicht. Hierauf folgte eine Lustfahrt auf dem Sambesi, die bei dem an einer seitlichen Lagune liegenden Alt-Scheschefe endete, wo das Nachtmahl, gekochtes Fleisch der Elen-Antilope und Mehlbrei nebst Honigbier, auf europäische Art serviert wurde. Während des Essens erschien, auf allen Vieren kriechend, eine Abteilung einheimischer Elefantenjäger, um das erbeutete Elfenbein abzuliefern und ihre Belohnung dafür in Empfang zu nehmen. Alles im Lande erbeutete Elfenbein gehört Sepopo, ebenso wie aller gefundene Honig, der zur Bierbereitung dient. Auch Gewehre und Schießbedarf teilte der König seinen Untertanen nach Bedarf aus. Nach dem Abendessen beendete Sepopo die erste Audienz auf sehr ungezwungene Weise, er zog die Stiefel aus, gab sie seiner Dienerin und ging in sein Schlafgemach, indem er sich Holubs Besuch beim Frühstück erbat. Er zeigte sich dem Weißen auch in der Folge sehr günstig gesinnt und erzählte ihm selbst mancherlei über die Geschichte seines Landes.

Bei einem der folgenden Besuche stellte Sepopo seinem Gaste die zahlreichen in Scheschefe anwesenden Häuptlinge seines Landes und andere Würdenträger vor, unter denen er bezeichnenderweise auch seinen scheußlichen Scharfrichter Maschoku, der sich stets in seiner Nähe aufhalten mußte, nicht vergaß. Unter den Vorgestellten befanden sich auch zwei Schwiegerväter Sepopos, die zugleich seine — Schwiegersöhne waren. Er hatte von jedem von ihnen eine Tochter geheiratet und ihnen dafür zwei seiner unmündigen Töchterchen als Frauen zugesagt.

Sepopo war ein großer Freund der Frauen. Holub lernte aus dem Harem des Königs nicht weniger als 16 Frauen kennen,

unter denen Sepopos Lieblingsweib, die schöne Lunga, eine der bei dem großen Basutogemetzel übrig gebliebenen Frauen, war. Von einigen Weibern war es bekannt, daß sie den König hintergangen hatten. Der Verführer wurde in solchem Falle einfach vom Scharfrichter abgetan, mit den Frauen dagegen pflegte der König glimpflicher umzugehen. Eine derselben, namens Molechy, bestrafte er indessen auf sehr drastische Weise. Unter großem Zulauf seines ganzen Volkes fuhr er mit der Verführten in einem Kahn bis in die Mitte des Flusses. Dann band er ihr die Hände und Füße zusammen und tauchte sie dreimal so lange unter das Wasser, bis sie besinnungslos war und nur mit Not wieder zu sich gebracht werden konnte. Sepopo fragte sie dann freundlich, wie ihr das Ertrinken gefalle, und drohte, sie das nächste Mal einfach in den Sambesi zu werfen. Das Wasser schien bei den Marutse überhaupt ein beliebtes Mittel zu sein, widerspenstige Elemente zur Besinnung zu bringen. Holub erlebte bei seinem zweiten Besuch im Lande den Fall, daß die Königin Moquai eine ihrer Dienerinnen einem häßlichen Eingeborenen zum Weibe bestimmte. Die Sklavin war darüber tief unglücklich und flehte die Königin an, sie als Dienerin zu behalten, da sie den ihr bestimmten Mann verabscheute. Moquai, durch diesen Widerstand tief erzürnt, ließ heimlich den Bräutigam rufen und gebot ihm, nachts seine Braut ans Wasser zu schleppen und bis zur Bewußtlosigkeit unterzutauchen. Dann solle er sie in seine Hütte führen und zu seinem Weibe machen, bevor sie erwachte. Es geschah so, und am nächsten Tage vernahm der Reisende den Lärm und die Musik des Hochzeitfestes. „Die Hütten in der Runde waren im freudigsten Aufruhr. Alles lachte und scherzte, und überall saßen und lagen Gruppen um die gefüllten Butschualatöpfe; der Trommelschlag rief viele Neugierige herbei, alles war lustig und fröhlich, nur eine, die Hauptperson, schien wenig von alldem zu sehen und zu hören. Den Kopf in die Hände gestützt, saß sie auf der Erde vor der Hütte; ihre Züge waren starr, und das Auge blickte stier auf den nächsten Hüttenzaun.“

Uebrigens gaben sofort die ersten Tage des Besuches bei Sepopo unserem Berichterstatter zu erkennen, daß sich unter der Maske der Gutmütigkeit und Offenheit ein blutdürstiger Tyrann verbarg. Der König verließ damals Scheschefe nur, weil er sich unter den Barotse, die seine grausamen Launen und Maßregeln eine Zeitlang geduldig ertragen hatten, anfing unsicher zu fühlen. Er ließ sich weiter stromabwärts die Residenz Neu-Scheschefe erbauen, aber auch dort sollte seines Bleibens nicht auf die Dauer sein. Seine Untertanen waren

ja keineswegs Leute von zarten Nerven, ein Menschenleben hat in afrikanischen Despotien nie einen erheblichen Wert gehabt. Wem in der Residenz oder den Nachbardörfern ein alter oder kranker Verwandter lästig fiel, der pflegte seinen Fall dem König vorzutragen, und Sepopo setzte dann mit Vergnügen seinen allgegenwärtigen Henker Maschoku in Bewegung, der den Ueberflüssigen in der Regel schon in derselben Nacht auf einen Nachen lud, im Sambesi ersäufte und den Krokodilen zum Fraß überließ.

An dergleichen und noch viel mehr waren die braven Marutse gewöhnt, aber nicht an die Art und Weise, wie Sepopo allmählich, als ob ihn ein unstillbarer Blutdurst ergriffen hätte, in seiner unmittelbaren Umgebung zu wüten begann. Wer einen persönlichen Feind zu beseitigen oder sich für eine erlittene Unbill zu rächen wünschte, hatte nur nötig, zum König zu gehen und seinen Gegner als einen unzuverlässigen Anhänger, als Mitglied einer geheimen Verschwörung zu bezeichnen. Ein Wink an den Scharfrichter, und wurde der Unglückliche nicht zur rechten Zeit noch gewarnt, so war es um ihn geschehen. So bürgerte sich ein entsetzliches System der Spionage und Angeberei ein, unter dem die wohlgesinnten Untertanen am meisten zu leiden hatten und allmählich ein Zustand allgemeiner Unsicherheit einriß. Das Marutsereich war stets ein gewissermaßen konstitutioneller Staat gewesen, und diese Form der Regierung war auch jetzt noch, wenigstens äußerlich, gewahrt worden. Die einflußreichsten und ältesten Häuptlinge, meist durch Verschwägerung mit der Herrscherfamilie verbunden, bildeten den Großen Rat, der nicht allein die Entschlüsse des Königs zu billigen oder zu verwerfen, sondern auch über die Thronfolge zu entscheiden hatte.

In diesem Rate fanden sich auch jetzt noch Männer, die das Verhalten Sepopos mißbilligten und mit ihren bitteren Vorwürfen, wenn wieder eine neue Schandtat an den Tag kam, nicht zurückhielten. Aber sie erreichten gerade das Gegenteil ihres Zweckes, Sepopo warf sich, je mehr er sich von den gutgesinnten Elementen verlassen fühlte, um so mehr den Schleichern und Hetzern in die Arme. Als Gegengewicht gegen den Großen Rat bildete er den Geheimen Rat, dessen Mitglieder er nach Belieben aus seinen Vertrauten wählte. Je weniger er seinen Häuptlingen und dem Heere vertrauen zu dürfen glaubte, um so mehr umgab er sich mit Zauberern und suchte sich durch die abenteuerlichsten Beschwörungskünste in Furcht und Ansehen zu setzen. Er selbst glaubte an Zauberei so fest, wie an sein eignes Dasein. So oft er infolge seiner Unmäßigkeit oder aus anderen Ursachen erkrankte, suchte er

den Grund dafür in irgend einer gegen ihn gerichteten Zauberei. Dann saß er mit seinem Geheimen Rate zu Gericht und verurteilte alle Personen, gegen welche man ihn mißtrauisch gemacht hatte, zum Tode. Der Scharfrichter mit seinen Gehilfen hatten Tag und Nacht zu tun. Die Häuptlinge aber, denen das Gedeihen des Landes noch am Herzen lag, beobachteten das fürchterliche Treiben ihres Gebieters mit wachsender Furcht und Besorgnis, zumal der blutdürstige Tyrann auch sie selbst nicht mehr schonte.

Zur Zeit des zweiten Besuches Holubs im Jahre 1875 ereignete sich ein Vorfall, der die Erbitterung der Häuptlinge gegen Sepopo aufs äußerste steigerte. Der Wüterich, der gewohnt war, in allen Dingen mehr auf seine Zauberer als seine Heerführer und Häuptlinge zu hören, verlangte von den Medizinmännern einen Zauber, der den Sieg stets an seine Führung knüpfe. Die alten Betrüger, nie um eine Antwort verlegen, gaben dem König diesmal den scheußlichen Rat, die Knöchel und Zehen eines Kindes, und zwar eines lebenden Häuptlingsknaben, in die große Kriegstrommel zu tun, um durch diesen Fetisch die Macht der Unsichtbaren an die Trommel zu binden. Obwohl Gerüchte über diesen schändlichen Plan laut wurden, so gelang er doch. In der Dämmerung wurde an einem der nächsten Tage ein Knabe in Abwesenheit der Eltern vor der Tür seiner Hütte ergriffen, weggeschleppt und über den Sambesi gefahren. Eine Zeitlang hörten die erschauernden Anwohner des Ufers das furchtbare Geschrei des Kindes, dann wurde alles still. Die Mörder hatten ihr blutendes Opfer totgeschlagen und im Strome versenkt, den Befehl des Königs aber pünktlich ausgeführt.

Derartige Dinge mußten die Wut des Volkes endlich aufs äußerste steigern. Sepopo, davon selbst überzeugt, glaubte, daß seine Häuptlinge die Marutse gegen ihn aufhetzten, und suchte sich nun derer zu entledigen, die einst ihn selbst auf den Thron gehoben hatten. Aber so oft er auch in seinem Geheimen Rat einen von ihnen zum Tode verurteilte, er fand kaum noch die Hände, die seine Blutbefehle auszuführen wagten. So hatte er einmal auf ganz geringfügige Verdachtsgründe hin einen der angesehensten Häuptlinge, namens Moja, zum Tode verurteilt. Moja aber, rechtzeitig gewarnt, entfloh und brachte ein ganzes Jahr bei dem Betschuanaherrscher Khama zu, der ihn freundlich aufnahm. Dann aber ergriff den alten Flüchtling, der sich übrigens später als ein ganz geriebener Diplomat und Ränkeschmied enthüllte, angeblich eine unbezwingbare Sehnsucht nach Weib und Kind. Er bat den König

Khama, ihm einen Brief an Sepopo mitzugeben und sich darin für seine Sicherheit zu verwenden, und trat dann mutig die gefährliche Reise nach Scheschefe an. Sepopo empfing ihn besser, als er zu hoffen gewagt hatte. Der zugleich freundliche und entschiedene Brief des mächtigen Bamangwatokönigs, der den Flüchtling dringend seiner Huld empfahl, verfehlte seine Wirkung auf den Tyrannen keineswegs. Er fühlte sich geschmeichelt und diktierte dem Händler Westbeech eine Entgegnung an Khama: er habe ihm zu Gefallen Moja begnadigt. Aber kurze Zeit darauf hatte er sich schon wieder eines andern besonnen und beschloß, sich nunmehr aller Häuptlinge, die ihm gefährlich erschienen, mit einem Schlage zu entledigen. Er befahl seinem Henker, nicht allein Moja und seinen Bruder Kapella, den obersten Führer des Reichsheeres, sondern gleich auch noch zehn andere Häuptlinge, die sämtlich Mitglieder des großen Rates waren, zu ergreifen und hinzurichten. Das war selbst dem alten Maschoku zu gefährlich. Er ließ Moja und Kapella entfliehen und warnte auch die übrigen, die nunmehr gegen die Anschläge des Königs um so mehr auf ihrer Hut waren. Letzterer wütete und veranstaltete eine großartige Beschwörungszeremonie, die, wie seine Ratgeber versicherten, die Flüchtigen zwingen würde, ihre Schritte willenlos nach Scheschefe zurückzuwenden. Das geschah nun aber nicht. Moja und Kapella blieben verschwunden und werden uns erst in den Tagen wieder begegnen, da sich das Geschick ihres Feindes bereits erfüllt hatte.

Sepopo schritt inzwischen auf der blutigen Bahn, die er eingeschlagen, unbeirrt weiter. Er war, wie wir wissen, stets eine gewalttätige, blutdürstige Herrschernatur gewesen, allein das hatte ihn in der Achtung und Ehrfurcht seiner Untertanen eher gehoben als erniedrigt. Der Neger verlangt über sich eine starke Hand; Grausamkeit, unerbittliche Strenge, Blutvergießen scheinen ihm zu den notwendigen Attributen eines starken Fürsten zu gehören, über Schwäche und Nachsicht schüttelt er zweifelnd oder spottend den Kopf. Wenn dennoch die Stimmung gegen Sepopo endlich aus Furcht und Ehrerbietung offen in Haß und Erbitterung umschlug, so kann man daraus ermessen, wie weit er in der Mißhandlung seiner Untertanen ging. Das Volk war ruhig geblieben, als er über die Leichen seiner älteren Brüder auf den Thron stieg, und es hatte sich jahrelang vor Sepopo im Staube, nein zuletzt buchstäblich im Blute gewälzt. Aber endlich im Jahre 1875 begannen die Fäden der Geduld zu reißen. Seine Verwandtenmorde, seine Menschenopfer, seine zu Hunderten ergehenden Bluturteile, das Hinschlachten der

Häuptlinge — nichts konnte den Wüterich ersättigen. Man kann diese bluttriefenden afrikanischen Herrscher eben nicht verstehen, wenn man sie nicht als pathologische Erscheinungen, als krankhaft entartete Charaktere betrachtet.

Sepopo war, wie die meisten Tyrannen, ein Wüstling. Er führte den uralten Brauch des Mukelau wieder ein, der darin besteht, daß ein Mann, der von einem anderen ein Geschenk angenommen hat, ihm seine ganze Habe, selbst seine Frauen und Kinder, zur beliebigen Verfügung stellen muß. Sepopo machte bei seinen Untertanen diesen Brauch gewissermaßen zur Pflicht. Aber er ging bald noch weiter. Hörte er nur von einem schönen Weibe, so ließ er es sich holen und sandte dem Besitzer ein anderes dafür. Sah er auf seinem Gang durch Scheschеke eine Schönheit, so ging er einfach in ihre Hütte, ergriff Besitz von ihr, und ihre Verwandten oder ihr Gatte mußten sich entfernen. Daneben wütete er in unverminderter Blutgier unter seinem Volk. Die ganze Umgegend von Scheschеke war allmählich zu einer grauenhaften Schädelstätte geworden, innerhalb deren den König selbst zuletzt Furcht und Entsetzen packte. Er übersiedelte unter dem Vorgeben, eine fruchtbarere Gegend aufzusuchen, weiter nach Westen und ließ sich eine neue Residenz, Katonga, erbauen. Nur die südöstlichen Provinzen, durch seine Gegenwart eingeschüchtert, hielten jetzt noch zu ihm. Alle Länder im Norden, die ganze Barotse-Niederung, waren bereits abgefallen und warteten nur noch auf eine Gelegenheit zum Aufstand.

Sepopos Flucht nach Katonga im Jahre 1876 gab diesen äußeren Anlaß. Wenige Monate später meldete man, daß die aufständischen Mabunda und andere abgefallene Stämme unter der Führung des Häuptlings Pogalite heranzogen, um Sepopo zu entthronen. Der König sammelte zwei Kriegshaufen und stellte sie den Anrückenden entgegen, aber während er in der Stadt herumzog und durch den lächerlichsten Hokuspokus seine Zaubermacht zu beweisen und den Rest seines Volkes enger an sich zu fesseln suchte, brach die Katastrophe mit ungeahnter Schnelligkeit über ihn herein. Er hatte sich noch immer für mächtig gehalten und mußte nun sehen, daß beim ersten Ansturm seine ganze Herrlichkeit zusammenbrach. In hellen Haufen flohen seine Krieger und seine Untertanen aus Scheschеke und Katonga und schlossen sich dem Feinde an. Das ganze Land sah in Sepopo nur noch das blutdürstige Raubtier, und wenn auch keiner es wagte, sich an ihm zu vergreifen, so sah ihn doch jeder von seinen Untertanen mit Freuden fallen.

In den Augen seiner Umgebung las der einst so gewaltige Tyrann sein Schicksal. Sein Glücksstern war erloschen.

Um den Siegern keine Beute zu überlassen, befahl er Gewehre, Munition und Kostbarkeiten zusammenzutragen und warf Alles in den Strom. Als die feindlichen Heerhaufen sich seiner Residenz näherten, von keinem Schuß und keinem Speerwurf aufgehalten, flüchtete er beim Einbruch der Nacht, von sechs Leuten begleitet, den Sambesi abwärts und suchte sein Heil in der Flucht. Mehr durch Zufall als Absicht verwundete ihn unterwegs ein Flintenschuß seiner eigenen, am Ufer zurückgebliebenen Leibwache. Auf einer schilfbewachsenen Insel an der Tschobemündung fanden die Lieblingsweiber, die nebst einem Häufchen von Getreuen ihm nachgeeilt waren, ihren König wieder, während in Katonga die Sieger einzogen und den Sohn von Sepopos ältestem Bruder, den Elefantenjäger Nwana-Wena, zum König ausriefen. Dessen erste Tat war, eine Schar von Kriegern oder vielmehr Mördern seinem flüchtigen Oheim nachzusenden. Es gelang diesen, die letzten Häuptlinge einzuholen und zu töten, Sepopo selbst war inzwischen schon weiter geflohen. Er war bald allein — aus Hunger verließen ihn seine Weiber und seine letzten Diener. Nur zwei Knaben, sein eigener Sohn und der seines geächteten Truppenführers Kapella, teilten die letzten Tage seiner Verbannung. Mit ihnen fuhr er zu einer kleinen Insel 30 Meilen unter der Tschobemündung. Hunger und Durst, seine Wunde und die Aufregung der letzten Tage hatten den Verweichlichten erschöpft. Beim Versuch, aus Reisig eine Hütte zu erbauen, stürzte er fieberermattet zusammen, um sich nicht wieder zu erheben.

Der Marutsehäuptling Makoro, von Erbarmen über den gestürzten Tyrannen ergriffen, forschte ihm nach, hörte, daß man Sepopo am südlichen Sambesiufer gesehen und fand ihn endlich — verschieden. „Ich fühlte Mitleid — erzählte Makoro später — für meinen unglücklichen König; ich mußte nach ihm suchen, es ließ mir keine Ruhe. Endlich erblickte ich ihn — aber nicht mehr am Leben. Am Wasser lag sein steifer Leichnam, am Ufer aber saßen zwei hilflose Kinder, trostlos über den Tod ihres Beschützers und laut vor Hunger jammernd. — Geehrt und gepriesen am Laufe des Sambesi, der größte Herrscher an den Ufern des großen Stromes, wo würdest du, o Herr, eine würdigere Stätte im Himmel oder auf der Erde finden, als in den Fluten unseres geheiligten Sambesi? — So senkte ich denn den Leichnam Sepopos in die Wellen des heiligen Stromes, setzte mich am Ufer nieder und erwies dem Dahin-

geschiedenen die letzten Ehren." Die beiden Knaben nahm der Marutsehäuptling mit sich.

Eine allgemeine Anarchie in dem großen Sambesireich war die Folge des Hinscheidens Sepopos. Zunächst ergriff allerdings Nwana-Wena das Szepter mit fester Hand und zwang auch Moquai nebst ihren Kindern, dem Mabunde-Thron zu entsagen. Die Tochter Sepopos, die sich durch ihre im ganzen volksfreundliche Regierung überall beliebt gemacht hatte, zählte nur 30 Jahre, als sie am Krebs starb. Noch mehr Freunde hatte sich Sepopos erste



Nwana-Wena, König des Marutsereichs.
(Nach Holub.)

Gattin erworben, die im Volke als die „Mutter des Landes" bezeichnet wurde. Eben deshalb fiel sie, die für den Thron des neuen Herrschers natürlich eine stete Gefahr gebildet hätte, als eins der ersten Opfer unter den Messern der Rebellen. Dagegen blieb Sepopos 14jähriger Sohn Manutumuemo, der für die Zukunft offenbar viel gefährlicher werden konnte, seltsamerweise am Leben. Vielleicht war es ihm gelungen, sich beizeiten in Sicherheit zu bringen, vielleicht auch verdankte er sein Leben denselben Häuptlingen, die soeben geholfen hatten, seinen Vater zu stürzen, ihn aber als brauchbares Werkzeug für die Zukunft aufsparen wollten.

Unter denen, die Sepopo verraten und seinen Neffen Nwana-Wena zum Herrscher erhoben hatten, stand der frühere Heerführer

Kapella obenan. Der junge König belohnte ihn dadurch, daß er ihn bald nach seinem Regierungsantritt enthaupten ließ, damit er nicht noch öfter in die Versuchung käme, Dynastien zu stürzen. Dann begann Nwana-Wena, wie es scheint, auf die Einflüsterungen des alten Moja, auch gegen die übrigen Häuptlinge, die aus der Regierungszeit Sepopos stammten, vorzugehen, um sich ihrer unter der Hand zu entledigen. Er traute ihnen allen nicht und beabsichsichtigte, sich vollständig mit seinen eigenen Verwandten, und zwar mütterlicherseits, zu umgeben. Einstweilen wurden seine Absichten nur noch hinausgeschoben durch eine neue Episode, die seinen Thron eine kurze Zeit ernstlich bedrohte und die wir nach der Erzählung Serpa Pintos wiedergeben. Wie früher mitgeteilt worden, hatte sich bei der allgemeinen Niedermetzelung der Makololo, die dem Regierungsantritt Sepopos voranging, ein Oheim des verstorbenen Sekeletu, namens Siroko, mit einigen Anhängern gerettet und führte nun seit ungefähr zehn Jahren ein Wander- und Jägerleben in den Wäldern des Cubango. Er durchzog in Gesellschaft eingeborener und portugiesischer Elefantenjäger die unerforschten Gegenden von Bihé und Ambuella und kam sogar in Begleitung der Handelskarawanen bis an die Küste bei Benguella. Als er aber eines Tages in einen heftigen Streit mit einem weißen Begleiter geriet und diesen erschlug, hielt er sich im Bereiche der portugiesischen Händler und Jäger nicht mehr für sicher, sondern zog sich wieder tief ins Innere zurück. Am Cubango, unweit der Westgrenzen des Marutselandes, schlug er nun seine Zelte auf und lebte wieder wie früher von der Jagd und dem Verkauf des Elfenbeins, was allmählich eine ganze Anzahl guter Büchsen in seinen Besitz brachte. Allein in der Zurückgezogenheit ließen ihm die Gedanken an seine frühere Stellung, an die Macht, welche seine Familie einst besessen hatte, keine Ruhe. Beständig brütete er über dem Plane, die alte Makololodynastie im Marutselande noch einmal wieder zur Herrschaft zu bringen. Die Zerrüttung des Landes beim Tode Sepopos gab ihm Hoffnung, seine Pläne zu verwirklichen, und bald nach der Uebernahme der Regierung durch Nwana-Wena marschierte er wirklich mit einer Handvoll entschlossener Leute auf die Hauptstadt des Barotsetales los. Das Gelingen seiner Absichten wäre vielleicht für das Land ein Segen gewesen. Siroko war ohne Zweifel ein fähigerer Regent, als die jungen Leute, die nach Sepopos Tode ans Ruder kamen und den Staat fast zu Grunde richteten. Aber es sollte nicht soweit kommen. Ein Bihé-Händler, der Siroko öfters mit Pulver versorgte und sich auch jetzt in seiner

Gesellschaft befand, spielte den Verräter. Er ließ dem Barotsekönig, der bereits von dem Nahen Sirokos Wind bekommen hatte, genaue Nachricht über den Standort und die schwache Begleitung des alten Häuptlings zugehen. Nwana-Wena verzichtete jetzt darauf, das bereits mobil gemachte Heer in Bewegung zu setzen. Er ließ Siroko auf heimtückische Art in einen Hinterhalt locken und nebst allen seinen Begleitern ermorden.

Von dieser Gefahr befreit, schritt der verblendete, völlig unter dem unheilvollen Einfluß des alten Moja stehende König zur Ausführung seines alten Planes. Er hielt sich nicht für sicher, solange noch die alten Häuptlinge Sepopos lebten, und gab heimlich Befehl, sie sämtlich in einer Nacht zu beseitigen. Bei dem hohen Ansehen, welches die Häuptlinge in diesem Lande genossen, war es unausbleiblich, daß sie von diesem Anschlage rechtzeitig unterrichtet wurden und ihn abwandten. Seit dieser Zeit aber waren sie nun in der Tat seine erbitterten Feinde und brachten trotz des Widerstandes seiner Familie eine neue Verschwörung gegen ihn zustande. Im Jahre 1878 wurde Nwana-Wena abgesetzt und ein zweiter Neffe Sepopos, der stille Jüngling Lebosche, zum König ausgerufen. Lebosche war weder ehrgeizig noch kriegslustig, aber er wurde einfach vor die Wahl gestellt, entweder auf den Thron zu steigen oder — ins Grab. Wer will es ihm verdenken, daß er die Krone für das geringere Uebel ansah? An der Person Lebosches oder, wie er später genannt wurde, Luanikas war den Häuptlingen allerdings wenig gelegen, aber sie wußten, daß nur ein Prinz aus dem königlichen Geschlechte geeignet war, dem flüchtigen Neffen Sepopos gegenüber gestellt zu werden. Denn so kurzen Prozeß die Afrikaner gelegentlich mit dem einzelnen Monarchen machen, so heilig ist ihnen die Familie und der Stammbaum ihrer Könige.

Mehrere Monate wogte der Kampf der beiden Kronprätendenten hin und her. Luanika hatte die Häuptlinge und die meisten Stämme der Bevölkerung hinter sich, der ehemalige Elefantenjäger dagegen warb sich mit Hilfe eines portugiesischen, übelbeleumdeten Händlers 25 seiner früheren Gefährten, einen Trupp verwegener, gut bewaffneter Gesellen, von denen jeder hundert Marutse aufwog. Auf seinem Zuge gegen die Hauptstadt schlossen sich ihm viele Eingeborene an, teils aus Furcht, teils im Vertrauen auf die nie fehlenden Büchsen seiner Kerntruppe. Auch Luanika hatte inzwischen ein Heer geworben und schritt zum sofortigen Angriff. In einem befestigten Lager am Lumbefluß, in der Nähe der alten Residenz Schescheke, erwartete ihn Nwana-Wena. Luanikas Truppen waren im Nach-

teil, sie hatten den Fluß zu durchschwimmen und waren dabei dem feindlichen Feuer schutzlos ausgesetzt. Trotzdem unternahmen sie, vertrauend auf ihre gewaltige Ueberzahl, tapfer einen zweimaligen Sturmangriff. Zweimal zurückgeschlagen, sank ihnen der Mut, als es einem ihrer Anführer einfiel, sich an den feindlichen Verhau heranzuschleichen, um zu sehen, wie viele von den Verteidigern unter dem Speer- und Kugelhagel der Marutse noch übrig geblieben waren. Ein überraschender Anblick bot sich ihm dar, außer jenen Elefantenjägern sah er keinen Lebenden mehr im Lager. Während des nun folgenden dritten Sturmangriffs gelang es Nwana-Wena zu fliehen, von seinen Kriegern überlebte dagegen kein einziger diesen Tag. Nur die Leiche Mojas, der den entthronten König begleitet hatte, suchte man im Lager vergeblich. Endlich fanden die Marutse den alten Fuchs, der an der neuerlichen Entzweiung des Reiches allein Schuld war, in der Krone eines hohen Baumes, aus der sie ihn nach kurzem Unterhandeln herunterschossen. Wenige Tage später fand auch der entthronte König ein elendes Ende auf der Flucht. In einem Schilfdickicht am Lumbefluß übernachtend, wurde er von dem Häuptling eines benachbarten Dorfes, der einen persönlichen Groll gegen ihn hegte, im Schlaf mit der Lanze erstochen.

Lebosche war jetzt unbestrittener Herr im Marutsereich, aber sein eigenes Volk war nicht mit ihm zufrieden. War Sepopo in seiner letzten Lebenszeit zu blutdürstig gewesen, so war ihnen jetzt Lebosche-Luanika zu sanft und zu wenig energisch. Man warf ihm vor, daß er die Mörder Sepopos straflos gelassen und daß erst auf das Verlangen seiner Schwester einige von ihnen hingerichtet seien, daß er selbst seinen Feind Nwana-Wena, als er ihn bereits in Händen hatte, wieder entrinnen ließ, und daß überhaupt seine Regierung zu mattherzig und tatenlos sei. Die durch mehrere Jahre der Anarchie verwilderten Marutse sehnten sich wieder nach der starken Hand eines Tyrannen, wie Sepopo einer gewesen. Ihr Wunsch sollte erfüllt werden, Luanika selbst sollte wenige Jahre später seine Hand so schwer auf ihren Nacken legen, wie es einst Sepopo getan, aber es waren manche Prüfungen und Kämpfe nötig, um aus dem jungen, sanftmütigen Träumer Lebosche den blutdürstigen Luanika zu machen, den Holub und andere Reisende in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre auf dem Thron des großen Sambesireiches fanden.

Luanikas erste größere Tat war ein Kriegszug gegen die nördlich wohnenden Maschukulumbe, die seit dem Tode Sepopos den früher gesandten Tribut verweigerten. Die Marutse schlugen

zwar die völlig wilden Stämme jenes Sumpf- und Berglandes mit leichter Mühe in jedem Treffen und erbeuteten sogar 40000 Rinder, aber in den weglosen Sümpfen des Maschukulumbereiches ging nicht allein die Beute größtenteils wieder verloren, sondern es kamen auch viele Krieger um, und Luanika brachte aus diesem Feldzuge wenig Ruhm nach Hause. Zwei Jahre erfreute er sich nun des Friedens, dann aber wurde 1884 von unzufriedenen Häuptlingen eine große Revolution angezettelt, und Luanika mußte fliehen. Mehr auf Betreiben seiner energischen Schwester, die sich großer Verehrung unter den Marutse erfreute, als auf seinen eigenen Ruf sammelten sich wenigstens einige Stämme um den Vertriebenen, so daß er im nächsten Jahre den Versuch machen konnte, seinen Thron, auf dem ein jüngerer Vetter saß, zurückzugewinnen.

Aber merkwürdig, aus der einjährigen Verbannung am Tschobe, wo Luanika unter den Bamaschi eine Zuflucht gefunden hatte, kehrte ein ganz anderer Mann zurück. Einen milden, weichherzigen König hatten die Marutse, weil er ihnen zu weibisch war, hohnlachend über die Grenzen gejagt; der Luanika, der jetzt mit Heeresmacht zurückkehrte, und dem ein Schreckensruf voranging, schien ein zweiter Sepopo zu sein. Merkwürdige Schandtaten kamen den wenigen Weißen, die damals im Lande sich aufhielten, zu Ohren. Der Häuptling Silymba, einer der lautersten Charaktere, der schon unter Sepopo und Nwana-Wena viele Verbrechen gehindert, und der jetzt durch sein Ansehen Luanika wieder zum Siege verholfen, war als erstes Opfer des schwarzen Nero gefallen. Eine gedungene Meuchlerkugel soll ihn getroffen haben, weil Luanika den wachsenden Einfluß des alten Mannes fürchtete. Als der vertriebene König in sein Mutterland, die Barotse, einzog, kamen ihm zahlreiche vornehme Marutse zur Begrüßung entgegen. Luanika sah kaum seine alten Waffengenossen, als er den Hinterlader ergriff und unter sie zu feuern begann. Auf die Vorstellungen seiner Umgebung, warum er seine Freunde töte, erwiderte er: „Gut, jetzt kommen sie, mich zu empfangen! Jetzt kommen sie, mir beizustehen, das verlorene Recht wieder zu gewinnen, jetzt wollen sie mir helfen, ihr Leben für mich aufs Spiel setzen. Warum haben sie mich denn im Stich gelassen, als ich vertrieben wurde? Ich bin von ihrer Treue nicht überzeugt! Laßt sehen, ob sie jetzt ihre Feigheit bereuen und standhalten, wenn ich Kugeln statt Belohnungen unter sie werfe!“ Das war eine afrikanische Machtprobe, aber Luanika behielt recht. Seine Anhänger eilten unbekümmert um seine Schüsse auf ihn zu, umringten ihn und setzten ihn binnen kurzem aufs neue auf den Thron.

Von Luanikas nächsten Regierungsjahren ist nicht viel Gutes zu berichten. Wohl war er kein Schwächling mehr und entbehrte auch in vielen Dingen nicht des weiten Blickes. Seine Jagdgesetze, seine maßvolle, aber stets selbstbewußte Behandlung Fremder bewies, daß er die Interessen seines Reiches wahrzunehmen wußte. Aber die Jahre der Anarchie, des Mordens und des Krieges hatten ihn und seine Umgebung so verroht, daß sie ohne den Genuß, sich an den Qualen hingeschlachteter Opfer zu weiden, nicht mehr leben konnten. Die Schrecken der Menschenopfer, der geheimen Anklagen, Verurteilungen und Hinrichtungen, die unter Sepopo das Land verwüstet hatten, begannen unter Luanikas Regiment von neuem.

Ein zentralafrikanisch-hinterlistiger Charakter war übrigens Luanika, ebenso wie Sepopo und ganz im Gegensatz zu den früheren Herrschern aus dem Makolologeschlechte, immer gewesen. Der portugiesische Major Pinto, der das Marutseland im Jahre 1878, bald nach Leboſches Regierungsantritt besuchte, konnte davon erzählen. Der junge König nahm ihn aufs freundlichste auf und überraschte ihn beim Eintreffen in der Hauptstadt Lialui durch eine Parade von 1200 Kriegern. Später jedoch erwies er sich von einer geradezu bettelhaften Zudringlichkeit, verlangte von Pinto alles Mögliche und Unmögliche, sogar seine sämtlichen Gewehre, sein Pulver, kurz, er schien entschlossen, ihn nicht eher fortzulassen, als bis er ihn sozusagen bis aufs Hemd ausgezogen. Er erfand hundert Gründe, um die Abreise seines Gastes zu verhindern, und als er endlich dahinter gekommen war, daß der Portugiese sich in einer höchst hilfsbedürftigen Lage befand, machte er sogar im Einverständnis mit mehreren seiner Räte, darunter dem alten Häuptling Gambella, mehrere Versuche, seinen Gast auf dem Wege des Meuchelmordes zu beseitigen, um sich dann der letzten Habe desselben zu bemächtigen. Serpa Pinto dankte sein Leben nur den Warnungen eines alten Marutse, namens Machauana, der schon Livingstone auf seiner Reise begleitet hatte und unter allen Wirren und Schrecknissen der letzten Jahrzehnte bestrebt gewesen war, Schandtaten zu verhindern und den Ruf seiner Landsleute rein zu erhalten. Als die Spannung zwischen Lebosche, der von Tag zu Tag unverschämter auftrat, und dem ungeduldigen, vom Fieber ermatteten Major zum äußersten gewachsen war, kam Machauana bei Nacht in das Zelt Serpa Pintos, um ihn vor einem geplanten Mordanschlag zu warnen. Es wurde sogar später der Versuch gemacht, das Lager des Portugiesen in Brand zu setzen, aber seiner Wachsamkeit und Festigkeit gelang es, auch diesem Anschlage zu entgehen und den im Grunde feigen

Herrscher so in Respekt zu setzen, daß er schließlich doch noch in leidlich gutem Einvernehmen von ihm schied. Serpa Pinto lernte bei dieser Gelegenheit auch den jungen Sohn des früheren Königs Sepopo, Manutumueno, kennen, der merkwürdigerweise unbehelligt in Lialui umherging, wahrscheinlich, weil die Minister des Königs ihn als einen gelegentlichen Thronkandidaten für den Fall aufsparten, daß Lebosche einmal beseitigt werden müßte. Der Sohn Sepopos war ein harmloser, sympathischer Jüngling von 16 bis 17 Jahren, der in schwarzen Beinkleidern und einem tadellosen Uniformrock der portugiesischen leichten Kavallerie erschien, einem Gewand, das sich auf rätselhafte Weise von der Küste bis in das Herz des dunkelsten Afrika verirrt hatte.

Serpa Pinto wohnte u. a. auch einem Gerichtstage bei, den Leboſche unter freiem Himmel abhielt. Der König — so erzählt er — hatte die Gewohnheit, bei Sonnenaufgang seine Wohnung zu verlassen und beim Klange der Marimbas und Trommeln nach einem freien Platze zu marschieren, wo er auf seinem königlichen Sessel Platz nahm, während die zum Hofe gehörigen Eingeborenen sich hinter ihm, Gambella und die übrigen Ratgeber, wenn sie zugegen waren, auf seiner rechten Seite niederließen. In einer Entfernung von etwa zwanzig Schritten vor dem Herrscher waren die Musikanten in einer Linie aufmarschiert, das übrige Volk stand weiter zurück.

Es wurde an diesem Tage zuerst über einen Diebstahl verhandelt. Der Beschuldigte leugnete das Verbrechen ab, worauf sofort ein Mann aus dem Volke hervortrat, um seine Verteidigung zu übernehmen, während Gambella stets als öffentlicher Ankläger fungierte, indem er an den vor ihm knienden Beschuldigten eine Reihe von Fragen richtete. Nach längerem Verhandeln wurde der Diebstahl als erwiesen betrachtet und dem Kläger, auf seinen eigenen Antrag hin, das Weib des Angeklagten als Entschädigung überwiesen. Nunmehr trat ein Mann auf, der seine Frau beschuldigte, es an dem gebührenden Gehorsam ihm gegenüber fehlen zu lassen. Alsbald folgten andere Untertanen mit derselben Klage in so großer Zahl, daß es schien, als hätten alle Frauen von Lialui sich gegen ihre Herren und Meister verschworen. Diese Angelegenheit schien dem jungen Herrscher, der selbst etwas auf einen wohlgehaltenen Harem gab und vielleicht unter seinen eigenen Frauen schon ähnliche Selbständigkeitsgelüste verspürt hatte, der ernstesten Beachtung wert. Er beriet sich mit seinen Häuptlingen, wobei die Musiker einen furchtbaren Lärm vollführten, um die Worte der Herrschenden für das

Volk zu übertönen, und erließ dann ein höchst originelles „Gesetz“. Jedes Weib, die es fortan an blindem Gehorsam gegen ihren Ehegatten fehlen ließ, sollte an Händen und Füßen gebunden eine ganze Nacht ins Wasser geworfen werden und nur mit dem Kopfe herausziehen. Gambella ordnete flugs an, daß diese neue Vorschrift auch in allen Nachbardörfern ausgerufen würde.

„Nach Beendigung der Beratungen, fährt Serpa Pinto in seinem Berichte fort, pflegte Lebosche sich nach einem passenden Platze zurückzuziehen, um dem Trinken zu frönen. Es wurden zahlreiche Näpfe mit Sapata, einem berauschenden Getränk, herumgereicht, und der König weihte sich nebst seinen Ratgebern dem Dienste des Bacchus, bis er sich zum Schlafen niederlegte, um nachmittags nach erneutem Trinken eine zweite Versammlung abzuhalten. Diese dauert bis zum Abend: dann speist der König und begibt sich in seinen Harem, aus dem er selten vor ein Uhr morgens zurückkehrt, um alsdann unter dem Wirbeln der Trommeln in seiner eigenen Wohnung zu Bette zu gehen. Hört der Lärm der „Batuques“ auf, so ist das ein Zeichen, daß der König zur Ruhe gegangen ist: und nun beginnt seine, etwa aus vierzig Mann bestehende Leibwache einen wenn auch eintönigen, so doch nicht unangenehmen Gesang, dessen sanfte und harmonische Weisen die ganze Nacht ununterbrochen erklingen. Die Musik erfüllt einen doppelten Zweck, indem sie erstens beruhigend auf die Sinne des Königs einwirkt und ihn einschläfert, zweitens ihm aber auch als Beweis dient, daß seine Leute um die Wohnung herum Wache halten. Das Leben dieses afrikanischen Autokraten ist, wie man sieht, ein sehr einförmiges und besteht nur in roher Wollust und tierischer Trunkenheit.“

Lebosche-Luanika hatte, wie oben erwähnt, seinen Charakter noch keineswegs zur Reife entwickelt, als ihn Major Pinto bald nach seiner Thronbesteigung besuchte. Er eignete sich später mehr Diplomatie und Klugheit an und hütete sich, späteren Reisenden in der hochfahrenden, zudringlichen Weise gegenüberzutreten, wie er es dem Portugiesen gegenüber versuchte. Er hatte in dem Schicksal der nacheinander von England aufgesogenen Betschuanareiche südlich vom Sambesi deutlich genug das Ende vor Augen, welches ihn selbst erwartete, sobald er den Weißen den geringsten Anlaß zum Einschreiten bot. In seiner inneren Politik dagegen entwickelte er mehr und mehr denselben rohen, blutgierigen, zentralafrikanischen Despoten, der Sepopo gewesen war. Bald nach der endgültigen Befestigung seiner Herrschaft ließ er seinen Vetter Manutumueno, den Sohn Sepopos, ermorden und räumte dann auch mehrere seiner

älteren Ratsmitglieder aus dem Wege, da er ihnen nicht traute. Europäische Jäger und Händler im Gegenteil behandelte er recht gut, und der berühmte englische Nimrod Selous lebte unangefochten lange Jahre in seinem Lande.

Selous war Zeuge der großen politischen Umwälzungen, die die achtziger und neunziger Jahre in den zentralen Teilen von Südafrika herbeiführten. Er erlebte das energische Vordringen der englischen Kulturpioniere, der Rhodesia-Gesellschaft und der Britischen Zentralafrika-Comp. an Ort und Stelle und hat in mehreren Büchern anschaulich davon berichtet. Uns bleibt nur noch übrig, zu erzählen, wie nach den Betschuana- und Zulureichen endlich auch die Despotie des Marutse-Mabundareiches vor dem Hauche der englischen Kultur und Tatkraft zusammensank, der Herrscher ein Schattenkönig von Englands Gnaden ward, und an seiner Stelle der weiße Mann Land und Leute zu regieren, Arbeit und Glauben in dem alten Sambesireich zu bestimmen anfing. Selous selbst war es, der im Verein mit anderen Weißen den König davon überzeugte, daß er der Macht Englands nicht widerstehen könne. Luanika schloß zunächst einen Schutzvertrag mit England und wurde, nachdem 1890 eine Expedition unter Major Gibbons ohne Widerstand in Lialui eingezogen war, Häuptling der Barotse von Englands Gnaden. Ein Agent der Chartered Co. nahm in Lialui dauernd seinen Wohnsitz und übernahm die tatsächliche Regierung, fünf Missionsanstalten aber suchten unter den durch eine lange Mißwirtschaft noch mehr als früher verwilderten Bewohnern des Landes das Werk fortzusetzen, das vor einem halben Jahrhundert der große Livingstone so vielversprechend begonnen.

Eine Reihe von Reformen, die vor allem den Bemühungen der französischen Missionsanstalten und ihres lange im Sambesital wirksamen, vor wenigen Jahren verstorbenen Leiters Coillard zu verdanken waren, beweist den Erfolg dieser Bestrebungen. Unter den einheimischen Reichen, die wenigstens noch den Schein der Selbständigkeit sich erhalten haben, ist das Barotseland vielleicht gegenwärtig das bestregierte. Im Sommer 1906 wurde durch einen Erlaß Luanikas sogar die bisherige, furchtbar drückende, aber durch ein hundertjähriges Bestehen gewissermaßen geheiligte Institution der Sklaverei aufgehoben.

Die darauf bezügliche Proklamation, welche König Luanika in feierlicher Ratssitzung am 16. Juli zu Lialui erließ, beginnt mit den Worten: „Wir, Luanika, Oberhaupt des Barotsevolkes und benachbarter unterworfener Stämme, tun im Einverständnis mit

unserm Rate durch gegenwärtigen Erlaß kund und zu wissen, daß wir im Interesse der Gerechtigkeit und des Fortschrittes allen Sklaven in unserm Dienste und im Dienste unserer Indunas und sonstigen Oberhäuptlinge die Freiheit schenken. Da es andererseits ein allgemein anerkanntes Recht der eingeborenen Häuptlinge ist, unentgeltliche Arbeit seitens ihrer Untergebenen zu fordern, so werden fortan folgende Bestimmungen darüber von mir, unseren Indunas und unseren Oberhäuptlingen in Geltung gesetzt werden."

Es ist bezeichnend für den Stolz des eingeborenen Fürsten und den Takt des englischen Residenten, daß von den europäischen Ratgebern des Königs in diesem Erlaß gar nicht die Rede ist, sondern alles aus freien Entschließungen hervorgegangen zu sein scheint, wenn auch jedermann weiß, daß die eingeborenen Häuptlinge nur einem äußeren Druck nachgegeben haben.

Die nun folgenden Ausführungsartikel beziehen sich auf den Frondienst für das königliche Haus und geben genau die Arbeiten an, zu welchen die Bevölkerung herangezogen werden darf; es sind im wesentlichen sog. öffentliche Arbeiten im allgemeinen Landesinteresse. Artikel 4 beschränkt die längste Dauer der Fronarbeit, zu der ein Untergebener von seinen Häuptlingen aufgerufen werden kann, auf zwölf Tage im Jahre. Jede Arbeit, welche dieses Zeitmaß überschreitet oder außerhalb der Zwecke fällt, welche in den Artikeln 1—3 benannt werden, wird als Lohnarbeit angesehen und muß mit einem Lohnsatz von monatlich mindestens 5 Mark entschädigt werden. Außer diesem Lohne hat der vom Könige oder seinen Häuptlingen über zwölf Tage hinaus Beschäftigte noch Anspruch auf Beköstigung. Diejenigen Eingeborenen, welche den Fronarbeiten fernbleiben, haben das mit einer Geldstrafe von 10 Mark oder 20 Tagen Zwangsarbeit zu büßen.

Männer, Frauen und Kinder, die durch Emanzipationsakte ihre Freiheit erlangt haben, sind übrigens im allgemeinen verpflichtet, ihren Wohnplatz im Kraal ihres bisherigen Herrn beizubehalten. Ausnahmen sind vorgesehen, z. B. in Fällen von Verheiratung, bei schlechter Behandlung seitens des Herrn oder wenn es sich um einen befreiten Sklaven aus fremdem Stamme handelt, der gern in seine Heimat zurückkehren möchte. Doch hat in solchem Falle der frühere Sklave seinem Herrn eine Abstandssumme von 40 Mark zu zahlen.

Die Proklamation schließt mit den Worten: „Wir haben diese Gesetze in der Zuversicht gemacht, daß die Sklaverei fortan in unserem Lande eine Sache der Vergangenheit sein wird. Wir

versehen uns von unseren Indunas, Oberhäuptlingen und anderen Trägern der öffentlichen Gewalt, daß sie den Gesetzen nachkommen und ihnen Gehorsam verschaffen. Unser Wille ist vornehmlich, dem Handel und Verschenken menschlicher Wesen ein Ende zu machen, durch welchen ein Vater von seiner Familie, ein Gatte von seiner Frau, eine Mutter von ihrem Kinde getrennt werden konnte."

So hat Luanika, der voraussichtlich nun auch in absehbarer Zeit vom Schauplatz seiner langen Tätigkeit abberufen werden wird, seine früheren Vergehen durch die Besonnenheit des Alters wieder gut gemacht. Jedenfalls dürfte er die letzte historische Gestalt am Sambesi sein, denn nach ihm wird England wohl höchstens noch einzelnen Unterhäuptlingen einen gewissen Einfluß auf die Regierung des Landes einräumen.

Muata Jamvo, der Lundakaiser, und seine Vasallen.

Am Hofe des Muata Jamvo.

In alten Zeiten, so erzählt eine von Mund zu Mund überlieferte Sage des Lundavolkes, herrschte über sie ein hochbejahrter, weiser Häuptling, der den Ruhm besaß, gleichzeitig der klügste und geschickteste Mann des ganzen Volkes zu sein. Die Lunda hatten damals weder Kenntnisse von Ackerbau oder Viehzucht, noch waren sie in den Handwerken und Künsten der westlich und östlich wohnenden Völker erfahren, aber der alte Jamvo, ihr Häuptling, verstand vielerlei. So besaß er die Kunst, Palmwein zu bereiten und Strohmatten zu flechten, und besonders um die erstere Kenntnis beneideten ihn seine beiden Söhne.

Eines Tages saß Jamvo vor seiner Hütte mit Flechtarbeiten beschäftigt, und neben ihm stand ein Gefäß mit trübem Wasser, in dem er das Stroh während seiner Arbeit anfeuchtete. Darüber kamen seine Söhne herbei. Es war ein heißer Tag, sie dursteten und begehrten von dem Palmwein zu trinken, der sich, wie sie glaubten, in dem Gefäß befand. Da ihnen der alte Häuptling sagte, es sei kein Wein, glaubten sie ihm nicht, verlangten ungestüm nach dem Kruge und tranken. Nun gerieten sie, getäuscht und von ihrem Vater verspottet, mit ihm in Streit, woraus endlich ein offener Zwist entstand. Die Söhne, von dem alten Häuptling enterbt, wanderten aus, gingen über den Kassai nach Westen und begründeten unter den Küstenvölkern das große Reich Bangala, wobei ihnen die eben ins Land gekommenen Portugiesen behilflich waren. Jamvo aber setzte nunmehr seine einzige Tochter Lukokescha zur Erbin ein und übergab ihr bei seinem Tode als Abzeichen ihrer königlichen Würde den „Lukanu“, ein geheimnisvolles, aus den Sehnen seiner

Vorfahren geflochtenes Armband, an dessen übernatürlichen Kräften kein Lunda zweifelte. Das ganze Volk erkannte nun die Tochter Jamvos als Königin an, und sie herrschte ebenso unbestritten auf dem Lundathrone, wie im Westen ihr Bruder Bangala-Kinguri, der daselbst den großen Stamm der Tupende besiegt und verdrängt hatte, als Herrscher von Bangala.

Eines Tages stieß ein Lundatrupp, der in den Wäldern zwischen dem Lubilasch und Kalanga jagte, auf einen fremden Jäger von hellbrauner Hautfarbe und so schöner Gestalt, wie sie noch nie einen gesehen hatten. Er lag mit wenigen Begleitern der Jagd auf Elefanten ob und erzählte, daß er Kibinda Illungu sei, der Sohn des mächtigen Häuptlings Tombo Mokulo, der im Osten des Lundareiches herrschte. Tombo Mokulo war sehr alt, und da es seinen Söhnen zu lange dauerte, bis sein Ableben ihnen die Herrschaft und Selbständigkeit verschaffte, so waren die beiden ältesten bereits nach Norden gezogen und hatten das große Reich Kanjika begründet. Kibinda aber führte inzwischen ein freies, fröhliches Jägerleben und wartete in Ruhe ab, bis die Reihe, zu herrschen, an ihn käme. Die Lunda, denen seine Kraft und Kühnheit, seine Geschicklichkeit auf der Jagd und sein angeborenes Führertalent gewaltig imponierten, überredeten ihn, mit in ihre Hauptstadt Mussumba zu kommen. Sie sehnten sich nämlich schon wieder nach einem starken Regiment und zweifelten nicht, daß ihre Königin, wenn sie den schönen Jäger und Prinzen erblickte, ihm bald ihre Hand und ihren Thron antragen würde.

So geschah es auch. Kibinda zog mit nach Mussumba, eroberte das Herz der Lukokescha und bestieg, als bald darauf die junge Königin sich Mutter fühlte und deshalb nach den Gebräuchen ihres Landes die Herrschaft nicht weiter führen durfte, mit dem Lukanu geschmückt, den Thron des Lundareiches. Er war von kriegerischem und stolzem Sinne und eroberte dem Reiche durch glückliche Feldzüge viele neue Provinzen. Das Volk legte ihm später den Titel Muata Jamvo (großer Vater Jamvo) bei, die Königin aber behielt immer einen Teil der Herrschermacht, und später blieb neben jedem neuen Muata Jamvo eine Lukokescha, etwa in der Rolle einer Königin-Mutter, die Mitregentin des Landes.

Es hält nicht schwer, aus diesen alten Legenden den historischen Kern herauszufinden. Aus vielen alten Berichten wissen wir, daß die Völkerwanderungen, die die Staatengeschichte von ganz Südafrika in den letzten vierhundert Jahren beherrscht haben, auch die Länder des zentralen Erdteils vom Indischen bis zum Atlantischen Ozean

erschütterten. Ein gefürchteter kriegerischer Bantustamm, die Dschagga, wälzte sich, wahrscheinlich seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts, aus der Gegend der Großen Seen quer über den ganzen Erdteil, bis sie um 1542 zur Zeit der portugiesischen Eroberung verheerend in das große alte Reich Kongo einbrachen, wo sie erst nach langen Kämpfen durch die vereinigte Macht der Weißen und der Eingeborenen zurückgedrängt wurden. Auf diesem Wege haben die Dschagga oder Wasimba sicherlich auch das Lundareich passiert und, wie in allen von Kaffernstämmen durchzogenen Ländern, ihre Spuren daselbst zurückgelassen. Wie ihre semitischen Züge noch heute zwischen den Negertypen der älteren Eingeborenen überall durchbrechen, so gehört ihrer Rasse auch das hellfarbige Geschlecht der Muata Jamvos an, die jetzt seit 15 bis 20 Generationen den Thron des Lundareiches inne haben. Aber wenn der schöne, hellfarbige Jüngling Kibinda, der der Sage zufolge das Herz der Königstochter besiegte, in Wirklichkeit ein erobernder Bantuhäuptling war, der den Lunda den Fuß auf den Nacken setzte, so erhielt sich in der geheiligten Institution der Lukokescha doch auch ein ebenso starker Rest der uralten Volkssitten, denn Mutterrecht und weibliche Erbfolge waren bei den zentralen Völkern immer zuhause gewesen, wie wir schon in der Geschichte des Marutse-Mabunda-Reiches erfahren haben.

Unschwer erkennen wir auch in den vertriebenen Königssprossen der alten Sage die Führer der flüchtigen Stämme wieder, die der Anprall der unwiderstehlichen, kannibalischen Dschagga aus dem Wege warf, und die, ihrerseits wieder auf die Nachbarvölker drückend, die Wanderbewegung nach Norden und Süden in die Breite zogen. Vor 300 Jahren saß weit im Westen am Kuango der Stamm der Tupende, dann kamen aus dem Innern die Bangala und eroberten die Sitze am Kuango, die Tupende aber wandten sich südwärts, und als sie hier auf ältere Wasimba-Reste stießen, südöstlich dem Kassai zu. Die Bangala aber waren aus dem Lundareich gekommen, wie die Bewohner von Kalanga und Kanjika süd- und nordwärts ausgewichen waren, als die Bantu in das Gebiet von Kasongo einbrachen, wohin die Sage den alten Häuptling Tombo Mokulo versetzt, dessen Söhne vor Ungeduld über sein langes Leben auswanderten und neue Reiche gründeten. Auch der große unabhängige Volksstamm der Baluba, den Wißmann zuerst unter dem Namen der Baschilange kennen lernte und der ihm und Pogge seine genaue Erforschung verdankt, ist alten Volksüberlieferungen zufolge durch östliche Eindringlinge, die mit den Dschagga identisch sein dürften,

aus seiner alten Heimat verdrängt und hat erst im 16. Jahrhundert seine jetzigen Sitze nördlich von den Lunda eingenommen.

Die Bantu-Eroberer waren aber, wie wir aus den früheren Abschnitten dieses Buches wissen, nicht nur Herrscher und Bedrücker, wo sie kamen und siegten, sie waren auch Befruchter und Neuordner. Sie nahmen nicht nur, sie hatten auch zu geben. Die Vorfahren der Lunda waren, was die oben erzählte Volkssage mit großer Feinheit andeutet, ein kulturloses Nomaden- und Jagdvolk, das die gesunden Hügelsavannen zwischen den Nebenflüssen des Kongo und Sambesi bewohnte und wohl kaum, mit Ausnahme der uralten, auf weibliche Erbfolge begründeten Dynastie, feste staatliche Einrichtungen besaß. Erst die Bantu haben vermutlich die schlummernde Volkskraft dieser zahlreichen, aber tiefstehenden Naturkinder geweckt und aus ihrem Lande den wichtigsten und größten unter allen zentralafrikanischen Staaten aufgebaut. Von jetzt an gab es im Lundareiche Ackerbau und Gartenpflege, Viehzucht wurde eingeführt, und vielerlei Gewerbe wurden in den verschiedensten Teilen des Landes gepflegt. Nur feste Grenzen konnten bei dem fortwährenden Hin- und Herströmen der Stämme in den weiten Gebieten zwischen Sambesi und Kongo nicht erreicht werden. Größere und kleinere Häuptlinge wurden von dem Oberhaupte aller Lunda bald unterworfen, bald sagten sie sich wieder los, große Gebiete ließen sich unter einem Muata Jamvo zur Tributzahlung verpflichten, um sich unter seinem Nachfolger dieser Bürde wieder zu entziehen. Im großen Ganzen aber bildete sich doch mit den Jahren und Generationen ein weitreichender Einfluß des Muata Jamvo auf die seinem Lande benachbarten Völker aus, eine vererbte Macht, die weit weniger auf wirklichen Eroberungen und auf dem Uebergewicht der Waffen, als auf der Furcht vor einer legendären, mystischen Gewalt des Lundabeherrschers und seiner Mitregentin, der Lukokescha, beruhte. Mochte diese Ueberlegenheit auch vornehmlich in dem Aberglauben der zentralafrikanischen Stämme ihre Stütze haben, den die Muata Jamvos durch einen beträchtlichen Aufwand von Fetischkünsten geschickt zu nähren wußten, im letzten Grunde war es doch wohl der ererbte Respekt der alteingesessenen Stämme vor den unbesiegbaren hellfarbigen Eroberern, der den Herrscher mit einem solchen unvergänglichen Nimbus umgeben hatte. Als das eigentliche Stammland des Lundakaisers, in welchem die jeweilige Residenz und Hofhaltung liegt, ist nur ein ziemlich beschränktes Territorium zwischen dem oberen Kassai und Lulua zu betrachten, wahrscheinlich derselbe Strich, auf welchem schon die alten Häuptlinge vor der Zeit des Dschagga-

Einbruches wohnten, und von wo die späteren Herrscher ihre Macht anfangs durch Eroberungszüge, dann durch die bloße Wirkung ihres Namens in immer größere Kreise ausdehnten. Weiter unten wollen wir uns mit einigen dieser Vasallen des Muata Jamvo, die vom Bangweolo-See im fernen Osten bis zur Grenze des portugiesischen Angola wohnen, etwas näher beschäftigen, hier sei nur von dem Beherrscher aller Lundastaaten und seinem eigenen Hofhalt sowie der Lukokescha die Rede.

Die matriarchalische Einrichtung der Lukokescha als einer Art göttlicher Königin, die nicht etwa die Gattin des Oberhäuptlings, sondern von ihm ganz unabhängig ist, finden wir zwar selten in Afrika, doch ist sie nicht gerade ohne Beispiel. Haben wir doch im alten Monomotapa in der Oberpriesterin eine ähnliche Nebenregierung kennen gelernt. Weder die Stellung des Muata Jamvo noch die der Lukokescha waren einfach vererblich: beide wurden beim Ableben eines Vorgängers gewählt, und zwar hatte bei der Wahl des neuen Muata Jamvo die derzeitige Lukokescha, bei der Wahl einer solchen der gerade regierende Herrscher den Ausschlag zu geben, wenn auch die Stimmen der Großen des Reiches, der sogenannten Kilolos, die wir uns als eine Art Reichsunmittelbare vorstellen müssen, nicht ohne Einfluß war und ist. Nur eine Vorbedingung gab es, beide Träger der Krone mußten von altem königlichen Blute sein.

Die ungeschriebene Verfassung des Lundareiches ist, soweit sie Muata Jamvo und die ehrwürdige Einrichtung der Lukokescha betrifft, so verwickelt, daß sie allein für das hohe Alter dieses Reiches zeugen könnte, wenn nicht schon die Sagen und die überlieferte Geschichte der Lunda davon berichteten. Wir folgen, indem wir einiges Nähere von diesen uralten und noch heute treulich befolgten Bräuchen erzählen, dem ersten weißen Besucher des Lundareiches, Dr. Pogge. Wie der Muata Jamvo von seinen Würdenträgern oder Kilolos, so ist die Lukokescha von den ihrigen umgeben und hat auch über gewisse Distrikte zu verfügen, deren Tribut ihr allein zukommt. Die wichtigsten Persönlichkeiten nächst diesen beiden Herrschern aber sind die vier Kannapumbas, die obersten Räte des Königs, die etwa der Bedeutung der sieben Kurfürsten im alten Deutschen Reiche gleich kommen, da sie sowohl symbolische Hofämter besitzen als auch beim Tode eines Muata Jamvos oder einer Lukokescha die Nachfolge zu bestimmen haben. Jedesmal aber muß ein neu gewählter König die Zustimmung der Lukokescha, diese dagegen bei ihrer Wahl diejenige des zur Zeit regierenden Muata

Jamvo einholen, und ferner sind die vier Wähler dadurch beschränkt, daß sie nur Söhne oder Töchter eines früheren oder des gegenwärtigen Herrschers zum Muata Jamvo oder zur Lukokescha wählen dürfen. So wird trotz der Wählbarkeit eine gewisse Blutsverwandtschaft in der Herrscherfamilie gewahrt. Auch ist der König selbst nicht ohne Einfluß auf die Wahl seines Nachfolgers, da er seine vier Räte beim Abgang durch Tod oder Krankheit selbst zu ergänzen hat, allerdings ist auch er wieder insofern gebunden, als er nur den Sohn eines früheren Kannapumbas, und zwar von dem bevorzugten Weibe desselben, zu diesem Ehrenposten berufen darf.

Die Residenzstadt Mussumba wechselt beim jedesmaligen Regierungsantritt eines neuen Herrschers ihre Lage, indem beim Tode eines Muata Jamvo auch seine Residenz zerstört und für den Nachfolger eine neue gebaut wird. Aber alle diese Stätten früherer Könige liegen nicht weit voneinander entfernt im äußersten Nordosten des Lundareiches, weil dort am rechten Ufer des Kalangi der erste Muata Jamvo begraben wurde und die späteren Residenzen alle in der Nähe dieses geweihten Ortes angelegt wurden. Auf dem „Enzai" oder Begräbnisplatz des ersten Herrschers sind denn auch seine sämtlichen Nachfolger — 13 Muata Jamvos zählte man bis zum Besuch Pogges im Jahre 1875 — beigesetzt worden. Die gegenwärtige Mussumba oder Residenz lag nur 1½ Meilen südlich von diesem königlichen Erbbegräbnis, in dessen Nähe, wie Deserra dem Dr. Pogge mitteilte, noch eine alte Erdbefestigung aus der früheren Zeit des Reiches sich befinden sollte. Pogge begab sich, nachdem ihm der König mit offenbarem Widerstreben den Besuch gestattet, dorthin. Nach dem Passieren der zerstörten Residenz des vorigen Muata Jamvos gelangte der Reisende an einen drei bis vier Fuß hohen und ebenso breiten Erdwall, der offenbar sehr alt war und einige Meilen durch die Ebene bis zum Kalangiflusse reichte. Wahrscheinlich hatte er einst als Grenzwache gegen die früher unabhängigen und oftmals räuberischen Kauandastämme gedient.

Die gegenwärtige Residenz, die ungefähr eine halbe Meile lang war, schätzte Pogge auf 8000 bis 10000 Bewohner, deren Hütten sich meistens um den königlichen Kraal scharten, ein Labyrinth von Hütten und Höfen in einer vielfach abgeteilten Umzäunung von 500 Schritt Länge und 250 Schritt Breite, in welchem der König, seine Hauptfrauen, die Sklaven und Sklavinnen und viele Kilolos wohnten. Die Lukokescha hat dagegen ihren eigenen, ganz selbständigen Palast und Hofhalt.

Großartig und pomphaft, der Bedeutung des mächtigen Lundaherrschers entsprechend, sind bei einem Thronwechsel Trauer- und Krönungsfeierlichkeiten. Sobald ein Muata Jamvo in den letzten Zügen liegt, versammeln sich die vier ersten Minister im kaiserlichen Palast, während das Volk auf dem Markt den Fetisch anbetet, um die bösen Geister von dem letzten Lager des Herrschers fernzuhalten. Der Nachfolger, über dessen Person sich die Räte und die Königin meistens schon lange vorher geeinigt haben, begibt sich alsdann in Gesellschaft der vier Kannapumbas zur Lukokescha, um ihr präsentiert zu werden und auch offiziell ihre Einwilligung zu erbitten.

Ist der Tod des Muata Jamvo erfolgt, so wird dies Ereignis dem Volke durch den Ton eiserner, glockenartiger Schlaginstrumente mitgeteilt. Am nächsten Morgen wird die reichgeschmückte Leiche in sitzender Stellung in der Sänfte nach dem Ostufer des Kalangi getragen, wo einst der erste Muata Jamvo herrschte und wo jetzt der heilige Begräbnisplatz ist. In der von acht Sklaven getragenen Tipoya sitzt neben dem toten Kaiser ein Kannapumba, um ihn zu stützen, und dem Zuge werden unterwegs alle Ehren erwiesen, die dem lebenden Herrscher zukommen.

Aber während der Leichenkondukt durch eine verborgene Tür den Palast verläßt, wird in den Gemächern bereits der neue Kaiser mit den von Generation zu Generation vererbten Reichsinsignien geschmückt. Er streift den Lukano an und legt einen historischen Brustschmuck aus Metall und Perlen an, setzt den Sala Kalongo, einen großen Federbusch aus roten Papageifedern, auf, ergreift das Szepter und betritt den Teppich Lukonso. Dann begibt er sich mit allen Räten und Kilolos auf den Platz vor dem Palais, wo inzwischen die Tipoya mit dem toten Muata Jamvo Aufstellung genommen hat und nun unter großem Gefolge an den Kalangi, den heiligen Grenzstrom, getragen wird.

Von hier wird nun die Leiche nach kurzer Trauerzeremonie nach Enzai überführt und hier in sitzender Stellung in einer schmalen Grube beigesetzt, die man erst mit einem Deckel aus Palmblättern schließt und dann mit Erde füllt. Alle Kaisergräber sind im Kreise nebeneinander angeordnet. Während der Beisetzung wird am Eingange des Begräbnisplatzes ein kleiner Knabe und ein kleines Mädchen als Opfer mit dem Schwert getötet.

Inzwischen hat der neue Muata Jamvo mit seinem Gefolge neun Tage unter vorgeschriebenen Zeremonien am Ufer des Kalangi zuzubringen. Die erste Nacht muß im Freien hingebracht werden, dann erst werden Hütten für den König und die Kilolos erbaut,

wo er nun noch acht Tage seinen Vorgänger betrauert, dem Fetischdienste huldigt, an Stelle des alten, jetzt unrein gewordenen Feuers durch Holzstückchen neues anzündet und allerlei andere Gebräuche zur Ausführung bringt. Inzwischen ist die alte Residenz niedergebrannt und provisorisch eine neue errichtet worden, in welche die Lukokescha den Muata Jamvo am neunten Tage unter großen Festlichkeiten einführt.

Die ersten, wenig zuverlässigen Nachrichten über das Reich und die Persönlichkeit des Muata Jamvo kamen der Welt durch portugiesische Händler, Halbkasten oder Bastards aus Angola, zu Ohren, welche auf dem Wege zwischen den portugiesischen Besitzungen an der West- und Ostküste das Lundareich besuchten. Selbst Eingeborene, schwarz an Farbe, und an Bildung den Negern weit näher als den Europäern, waren diese Sklavenhändler oder „Pombeiros", die geborenen Erschließer des Inneren von Zentralafrika für den Handel. Aber nur zwei- oder dreimal haben sie das Wagnis mit Glück unternommen, den ganzen Erdteil zwischen den Mündungen des Cuanza und Sambesi zu durchqueren und die nie gesehenen Länder der sagenhaften Herrscher des dunklen Inneren, des Muata Jamvo, des Kasema und Cazembe, kennen zu lernen. Rodriguez Graça ist wohl der erste Weiße gewesen, der das Land und die Stadt eines der früheren Muata Jamvos betreten hat. Um den Handelsweg quer durch das Innere zu öffnen und den portugiesischen Waren neue Absatzgebiete zu erschließen, reiste er 1843 von Angola in das große Negerreich Bihé, wo er sich bis 1846 aufhielt. Dann drang er über den Kuango weiter ins Innere vor und erreichte durch die Gebiete vieler kleiner Fürsten endlich das große Lundareich, das er mehr als dürftig mit folgenden Worten beschrieb:

„Es liegt im Inneren und nach Osten zu, von ihm liegt die Provinz des Cazembe ostsüdöstlich. Es ist eingeschlossen von den großen Flüssen Kassaby (Kassai) und Lurua (Lulua), welcher letztere salzig und fischreich ist. Diese Flüsse ergießen sich in den Fluß von Sena. (Hier irrt sich der gute Graça; nicht in den Fluß von Sena, d. h. den Sambesi, sondern in den Kongo ergießen sich die Gewässer des Lundareiches, aber über die Hydrographie dieser Gebiete sind Größere als Graça auch noch ein Menschenalter später sehr im unklaren gewesen.) Der Weg nach dem Senalande, fährt Graça dann fort, führt durch eine vierzig Tagereisen breite Wüste. Das Land des Muata Jamvo ist eine ungeheure Ebene mit großen Bäumen an den sumpfigen Stellen. Die Herden sind nicht Privateigentum, sondern gehören dem Staate. Die Hütten des Königs

sind gut gebaut und mit Pallisaden umgeben. Die Stadt hat eine wirksame Polizei und ist auffallend reinlich."

Aus verschiedenen Bemerkungen sieht man, daß der Portugiese das Land des Lundabeherrschers zur Trockenzeit durchwandert haben muß, denn in den Perioden der großen Regengüsse löst sich die sonst recht anmutige Savannenlandschaft zwischen den Kongoquellflüssen und dem Sambesi in eine Folge von ungeheuren Sümpfen und Seen mit einzelnen Inseln darin auf, und von auffallender Reinlichkeit ist dann nicht gerade viel zu bemerken.

So traf es der viel gewanderte Livingstone, der nach Graça als erster Europäer die Wasserscheide zwischen dem Sambesi und dem Atlantischen Ozean überschritt und dabei, die Südwestecke des Lundareiches durchkreuzend, einige Unterhäuptlinge des großen Herrschers kennen lernte. Den Muata Jamvo selbst aufzusuchen, dazu fehlten dem großen Reisenden leider Zeit und Mittel, doch berichtet sein Tagebuch getreulich, was er vom Hörensagen über diesen damals noch recht sagenhaften Despoten erfuhr. So traf er bei dem Häuptling Katema in der Nähe des Dilolo-Sees eine Gesandtschaft an, welche diesem südlichsten Lehensträger des Lundabeherrschers den Tod des letzten Muata Jamvo und den Regierungsantritt seines Nachfolgers melden sollte. „Der verstorbene Muata Jamvo — schreibt Livingstone bei dieser Gelegenheit — scheint nach den Berichten dieser Leute verrückt gewesen zu sein. Er soll manchmal die tolle Laune gehabt haben, von Schweiß triefend in der Stadt umherzurennen und jedem, den er traf, den Kopf abzuschlagen, bis er einen ganzen Haufen Köpfe beisammen hatte. Muata Jamvo erklärte dies dahin, sein Volk sei zu groß, er müsse seine Zahl vermindern. Er hatte absolute Macht über Leben und Tod. Auf unsere Frage, ob noch Menschenopfer stattfänden, wie zur Zeit Pereiras in Cazembe, erfuhren wir, sie seien nie so gewöhnlich gewesen, als wie Pereira gesagt hatte, daß es aber gelegentlich noch vorkäme, daß ein Häuptling einen Menschen schlachte, wenn er einen Teil seines Körpers als Zaubermittel brauche."

Später erzählten die Leute Livingstone, wenn der verstorbene König einen Gegenstand, den er bei einem Händler gesehen, z. B. eine Silberkette aus Draht oder dergl., haben wollte, so würde er ein ganzes Dorf aufgeboten haben, um es dem Fremden abzukaufen. Wenn ein Sklavenhändler zu ihm kam, so nahm er all sein Hab und Gut in Beschlag; nach zehn bis vierzehn Tagen sandte er eine Abteilung Leute, welche ein großes Dorf überfallen und den Vorsteher desselben töten mußten. Dann bezahlte er mit den



Der Muata Jamvo.
(Nach Pogge.)

Bewohnern dieses Dorfes, was er dem Sklavenhändler weggenommen hatte. Dies ist oft der Fall gewesen, und fast alle, die ihn besuchten, waren Farbige. Livingstone, der nie versäumte, gegen den Sklavenhandel zu predigen und für das Christentum Anhänger zu werben, fragte nun die Lundagesandten: ob Muata Jamvo nicht wüßte, daß er Mensch sei, und daß er mit denen zusammen, die er umgebracht, von einem Gott gerichtet werden würde. Aber die Schwarzen erwiderten ganz getrost: „Nein, wir gehen nicht zu Gott hinauf wie Du; wir werden in die Erde hinuntergehen."

Als Livingstone im nächsten Jahre in Kassanga, der letzten von weißen Händlern bewohnten Station im inneren Angola, weilte, wurde gerade eine Karawane mit Geschenken für den Nachfolger des oben charakterisierten Muata Jamvo zusammengestellt. Der Häuptling hatte, wie die meisten Eingeborenenfürsten, große Sehnsucht nach einer Kanone und hatte als Preis einer solchen schon zehn Elefantenzähne nach Loanda geschickt. Man wollte ihm, der als bedeutendster Sklavenlieferant des Inneren sehr in Gunst der Portugiesen stand, auch gerne eine solche zukommen lassen, hatte aber keine. So wurde denn zuletzt ein „Musketonner" auf Räder gesetzt, wie eine Kanone, und damit konnte er, wie Livingstone meint, auch zufrieden sein. Daneben hatte man ihm noch große Mengen Stoffe, einen Teppich, einen Armstuhl mit Thronhimmel, eine eiserne Bettstelle, Perlen, Bilder und dergleichen eingepackt, und Livingstone hätte diese Karawane gern begleitet, um mehr über das Leben und Treiben dieses mächtigen Herrschers zu erfahren. Aber auch auf der Rückreise zum Sambesi ließ sich der Wunsch des berühmten Missionars nicht erfüllen. Alles, was er noch von dem Lundareich zu berichten weiß, ist, daß es gut bevölkert sein, aber verhältnismäßig wenig Handel treiben solle. Wir müssen hinzusetzen, daß es wohl früher einmal ein gut bevölkertes Land war, aber durch die traurige Gewohnheit der Lundahäuptlinge, ihre Untertanen als Sklaven ins Ausland zu verkaufen, sehr von Bewohnern entblößt worden ist. Während heute das 340 000 Quadratkilometer große Reich Kasongo, welches im Osten an Lunda grenzt, auf 4 Millionen Bewohner geschätzt wird, enthält das ebenso große Lundareich deren wohl kaum noch eine Million. Livingstone fährt dann in seinem kurzen Bericht fort: „Man führt Kaliko, Salz, Schießpulver, grobe irdene Waren ein und bekommt dafür Elfenbein und Sklaven. Vieh ist nicht da, bloß Muata Jamvo hat eine einzige Herde, die er nur des Fleisches wegen hält. Die jetzige Regierung soll mild sein und Unterhäuptlinge, die sich Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen lassen, absetzen.

Der König schickt manchmal hundert Meilen und weiter, um einen Beamten, der seine Pflicht nicht tut, hinrichten zu lassen."

Soweit die spärlichen und natürlich auch nicht sehr zuverlässigen Berichte älterer Geographen. Begeben wir uns nun mit einem der neueren Afrikaforscher, mit Dr. Pogge, unmittelbar an den Hof des gefürchteten und für alle Eingeborenen von mystischem Grauen umgebenen Despoten. Pogge war, wenigstens mit Ausnahme der flüchtigen Durchreise Rodriguez Graças, der erste Europäer, der sich in die Hauptstadt des Muata Jamvo begab, und überhaupt der erste, der längere Zeit dort zubrachte und genauere Kunde über Leben, Sitten und Gebräuche in diesem Königreich sammelte. Wenige Jahre vor seiner Reise, die 1875 stattfand, hatten sich große Umwälzungen im Lundareiche zugetragen. Der jetzige Herrscher lebte damals als Mona, d. h. Häuptling oder Lehensträger des Königs, in den Dörfern Mülemba und Tenga am Kassai, wo er sich als vollkommen unabhängiger Landesfürst gebärdete und mit dem herrschenden Muata Jamvo beständig im Streit lebte. Mona Schanama, so war sein Name, war dort an der Grenze des Kiokolandes mehrfach mit weißen Händlern zusammengekommen und hatte seitdem eine Art von Größenwahn angenommen, in welchem er sich selbst für einen Verwandten der weißen Rasse hielt. In Wirklichkeit gehörte er allerdings zu den Nachkommen eines früheren Muata Jamvo und hatte als solcher Anrecht darauf, bei künftigen Wahlen auch noch einmal den Thron des Lundareiches zu besteigen. Er war für die von Loanda ins Lundareich ziehenden schwarzen Händler der gefürchtetste Häuptling und sein gerade am Kassai-Uebergange liegendes Dorf der gefährlichste Punkt der ganzen Reise. Sehr oft verweigerte er den von Westen und Süden kommenden Karawanen einfach den Flußübergang und hielt sie so lange in Mulemba fest, bis ihre mitgebrachten Waren zu Ende gingen; dann sandte er sie mit kärglichen Gegengeschenken heim. Ganz gegen die Gewohnheit der Lundahäuptlinge, die das Recht über Leben und Tod nur dem Muata Jamvo zuerkennen, erließ und vollstreckte er Todesurteile, so oft es ihm beliebte, und seine Wohnung ließ er, wie der König selbst, mit Menschenschädeln als Symbol seiner Gewalt über das Leben seiner Untertanen ausschmücken. Alle Ermahnungen des Muata Jamvo ließ er unberücksichtigt, und die Kaquatas oder Gesandten, die ihm Befehle des Königs brachten oder ihn absetzen sollten, schickte er mit Drohungen wieder nach Hause.

Dieser Mann also war zur Zeit des Besuches Pogges der allmächtige Beherrscher des Lundareiches geworden. Im Mai 1874

war der alte Muata Jamvo, ein friedliebender Fürst und tüchtiger Regent, gestorben, und die Lukokescha nebst den Kronräten standen vor einer Neuwahl. Sie wußten allerdings, daß man im Volke die Erhebung des allgemein beliebten ältesten Sohnes des verstorbenen Muata Jamvo erwartete. Trotzdem fiel die Wahl auf Mona Schanama, den erbittertsten Feind des Umballo und seines verstorbenen Vaters. Ob dafür persönliche Gründe vorlagen, ob es der mächtige Häuptling verstanden hatte, die Kannapumbas oder die junge Königin einzuschüchtern, ist nicht bekannt. Indessen konnten schließlich auch rein politische Erwägungen dahin führen, lieber den Schanama direkt auf den Thron zu setzen, als sich und dem Reiche in ihm einen unversöhnlichen Feind zu schaffen und das Land in einen langen Krieg zu stürzen.

Die ersten Nachrichten, die Pogge über den neuen Herrscher von einem ihm begegnenden schwarzen Händler erhielt, waren wenig Vertrauen erweckend. Dieser allerdings selbst zweifelhafte Gewährsmann schilderte den Muata Jamvo als ein wahres Ungeheuer, der Händler und Reisende, anstatt sie zu schützen, wie es in Mussumba stets gute Tradition gewesen, einfach ausplündere und so lange festhalte, bis er ihnen das Letzte abgenommen. Von den Eingeborenen würden tagtäglich einige zum Vergnügen des Königs abgeschlachtet, und die Gesetze gegen die Fremden, die sonst in Lunda sehr milde gewesen, habe Schanama beträchtlich verschärft. Wenn man früher im Lande einmal einen Menschen im Streite erschlagen hätte, so wäre das weiter kein Unglück gewesen, jetzt aber könnte man davon die schönsten Scherereien haben. So jammerte der brave Pombeiro beweglich und bat Pogge, unter seinem Schutze wieder mit nach Mussumba zurückkehren zu dürfen, weil ihn der Muata Jamvo gar zu unverschämt ausgeraubt habe und er durch die Vermittlung des Weißen vielleicht etwas von dem gestohlenen Gut wieder erlangen könnte. Pogge schlug diese Bitte vorsichtigerweise ab und reiste weiter.

Vor dem Kassai kam er durch die jetzt verlassene und größtenteils zerstörte Residenz, die Muata Jamvo früher bewohnt hatte. In dem benachbarten Dorfe Tenga standen noch einige 20 Fuß hohe Wohnungen, die seinerzeit dem Mona Schanama gehört hatten. Jetzt wurden sie von einem kleinen Häuptling bewohnt, den der König als Wächter eines gestorbenen und hier begrabenen Kindes bestellt hatte.

Kurz vor der Residenz Mussumba erschien unter einem Kaquata eine Gesandtschaft Muata Jamvos, die Geschenke und Grüße von

dem Herrscher, seiner ersten Gattin, der Amari, und von der Lukokescha brachten. Sklaven und Lebensmittel waren die Hauptsache. Pogge hatte seinerseits seinen Dolmetscher Germano an den Herrscher vorausgesandt, um ihn anzumelden und ein Lager für ihn bei Mussumba aufzuschlagen. Der Kaquata, der ihm die Botschaft brachte, er sei in Mussumba willkommen, gebärdete sich, wie alle Gesandten des Königs, als wäre er der Muata Jamvo selbst, und ließ von den Dörfern, die er passierte, in rücksichtslosester Weise Lebensmittel einfordern. In Kabebe sah Pogge, daß die Lunda zwei auffallend schöne Mädchen ergriffen und trotz ihres Geschreis und lebhaften Sträubens zu dem Kaquata schleppten, ohne daß die Verwandten der armen Opfer Widerstand leisteten. Zur Rede gestellt, entgegnete der Gesandte, er wolle die beiden Mädchen seinem Gebieter zuführen und gleichzeitig das Dorf dafür strafen, daß ihm, dem Kaquata, bei seiner Ankunft nicht die erforderliche Verpflegung zuteil geworden sei.

Der Empfang, den Pogge in Mussumba fand, war sehr freundlich und übertraf alle gehegten Erwartungen. Schon weit vor der Stadt hatten die Lunda sich zu Hunderten am Wege versammelt und begrüßten die Karawane, die unter Chorgesang die letzte Strecke Weges zurücklegte, mit Händeklatschen, Schreien und Pfeifen. Am Anfang der Stadt war für den Doktor und seine Leute ein Lager aufgeschlagen. „An tausend Menschen," schreibt Pogge, „mochten hier wohl zur Stelle sein, welche mich wie ein Bienenschwarm umschwärmten, so daß ich mich, des Empfanges müde, in meinen Fundo zurückzog und mich fürs erste nicht wieder sehen ließ. Als ich nach eingenommenem Mittagbrot Tee trank, kam Germano, um mir den Besuch eines erwachsenen Sohnes des Muata Jamvo mit einer seiner Frauen anzuzeigen. Der Prinz erschien mit künstlicher Perücke und war mit einer Fazenda bekleidet, welche von den Hüften bis zu den Knöcheln reichte. Verschiedene Perlenschnüre und kleine Antilopenhörner schmückten den Hals, Kupfer- und Eisenspangen die Fuß- und Handgelenke. Die Prinzessin, ein junges, schön gewachsenes Weib, war nach Sitte der Kalunda nur mit einem ganz kurzen Stück Fazenda, welches etwas über die Hüften reichte, bekleidet. Die Brust war unbedeckt, das Haupthaar kurz geschnitten und auf der Stirn in Gestalt eines Dreiecks ausrasiert. Von Unterhaltung war wenig die Rede. Der Sohn Muata Jamvos konnte sich, sobald er mich ansah, des Lachens nicht enthalten, welches ich reichlich erwiderte, während die Prinzessin wie versteinert mich starr und stumm angaffte. Obgleich ich beiden verschiedene kleine Ge-

schenke verabreichte, dachten sie nicht daran, sich zu empfehlen. Nach und nach trat Besuch auf Besuch direkt in meine Hütte ein, sämtlich Prinzen und Prinzessinnen oder Große von Mussumba, wie Germano mir mitteilte. Die große Schar des gemeinen Volkes mußte sich damit begnügen, mit meinen Trägern zu fraternisieren, welche allmählich begannen, sich ihre Hütten für die Nacht zu bauen.

Es war wirklich ein großartiger, imponierender Empfang. Muata Jamvo sandte Lebensmittel über Lebensmittel, darunter Palmwein, Hirsebier und zwei Ziegen. Gegen Abend nach einbrechender Dunkelheit war ich endlich allein und fand die langersehnte Ruhe."

In früheren Zeiten hatte der gute Empfang und die freie Verpflegung ankommender Reisender in Mussumba stets zum guten Ton gehört. Jede eintreffende Handelskarawane stand unter dem besonderen Schutz des Königs, ja der Handel war sozusagen Staatsangelegenheit, indem fast nur der Muata Jamvo das Elfenbein besaß und die Sklaven liefern konnte, mit denen die Stoffe, Muscheln, Flinten und Munition der Händler bezahlt zu werden pflegten. Augenblicklich weilte nur ein Händler hier, ein alter, 60 jähriger Negerbastard, namens Deserra, der schon zehn Jahre unter dem vorigen Könige in Mussumba gelebt hatte und jetzt von dem Muata Jamvo an der Abreise verhindert wurde. Wie viele Eingeborenenhäuptlinge gerade der innersten Bezirke, hatte auch Schanama die fixe Idee, die Fremden, die zu ihm kamen, fast mit Gewalt festzuhalten, wahrscheinlich, weil er immer hoffte, noch irgend welche Vorteile oder Geschenke aus ihnen herauszupressen, selbst nachdem er sie schon bis aufs äußerste entblößt hatte.

Am nächsten Morgen machte Pogge, umgeben von einer lawinenartig wachsenden Menschenmenge, seinen ersten Spaziergang in die Stadt, der ihn bald bis an die Umzäunung des großartigen, vom Muata Jamvo bewohnten Fundo brachte. Er war noch nicht lange auf dem Platz vor dem königlichen „Palais", als ihn ein Bote des Herrschers ersuchte, einen Augenblick zu warten, da der Muata Jamvo selbst sofort erscheinen würde, um ihn zu begrüßen. Dann heißt es in Pogges anschaulichem Reisebericht: „In demselben Augenblick öffnete sich die einfache Tür der Umzäunung: voran schritt eiligen Schrittes ein Neger, dann folgte ein großer Trupp Weiber, welcher, wie eine Meute Hunde aus ihrem Zwinger, lärmend auf den freien Platz hinausströmte. Dann erschien der Herrscher selbst in sitzender Stellung auf einer Tragbahre und weit über die Köpfe der acht Neger hervorragend, welche auf den

Schultern die Tipoya trugen. Eine Anzahl Neger ging neben derselben her. Hinterher kam das Musikchor, bestehend aus vier Negern, von denen die beiden vorderen je eine Marimba, die hinteren eine Trommel bearbeiteten. Ziemlich auf der Mitte des Platzes angelangt, hielt der Zug still. Es erschien bei mir wiederum ein Adjutant, welcher mich jetzt zu dem etwa 50 Schritte von mir entfernten Herrscher führte.

Mit mir hatte sich inzwischen das ganze Menschengewoge an die Tipoya herangedrängt. Der Herrscher war sichtlich erfreut und geruhte, mir mit wohlwollend lächelnder Miene von der Tragbahre herab seine Hand zu reichen, in welche ich kräftig einschlug. Muata Jamvo hielt eine längere Rede, welche an das Publikum gerichtet zu sein schien und welche mir mein Dolmetscher nur so weit zu übersetzen vermochte, daß der hohe Herr über meinen Besuch erfreut sei und mir dafür danke. Ich ließ ihm ebenfalls danken, indem ich zu meinem Dolmetscher und dieser wieder zum Adjutanten Muata Jamvos sprach. Als die erste Zeremonie beendet war, ließ mich Muata Jamvo bitten, den Hut abzunehmen, welchen Wunsch ich erst nicht verstehen konnte, bis der Adjutant ihn mir durch Pantomimen verständlich gemacht hatte. Als ich endlich meinen Hut abgenommen hatte, brach ein allgemeiner Jubel aus, Muata Jamvo lachte und schien Bemerkungen über mein Haar zu machen, während seine Umgebung in die Hände klatschte und auf den Fingern pfiff. Jetzt bat er mich, meinen Regenschirm aufzuspannen, und ließ mir darauf sagen, daß er mich noch heute besuchen würde. Vor ihm stand die ihm gestern von mir gespendete Zigarrenschachtel mit Zwieback, aus welcher er nach allen Seiten an die Neger Kleinigkeiten schenkte, welche sich an die Tipoya gedrängt hatten und bittend die offenen Hände Seiner Majestät entgegenstreckten."

Der Besuch des Muata Jamvo erfolgte endlich und lief in der Hauptsache auf ein ziemlich unverfrorenes Anbetteln des Reisenden hinaus, denn der Häuptling konnte überhaupt nichts sehen, ohne alsbald die Hände darnach auszustrecken, und es war sehr schwer, ihm etwas zu verweigern. Er gab Pogge sofort strenge Anweisung, an niemanden etwas zu verschenken oder zu verhandeln, bevor er und die Lukokescha ihre Geschenke erhalten hätten, die er in großer offizieller Audienz entgegennehmen wollte, von denen er jedoch einen Teil, und dann immer wieder einen Teil, von Tag zu Tag im voraus sich ausbat.

Wenige Tage nach seinem Eintreffen in Mussumba erhielt Pogge auch den Besuch der Lukokescha. Sie erschien in einer von

acht Negern getragenen Tipoya und stellte sich wider Erwarten nicht als eine alte Sibylle, sondern als ein junges, hübsches und recht ausgelassenes Mädchen heraus. Anfangs ein wenig scheu, wurde sie bald zutraulicher, reichte dem Reisenden aus ihrer Sänfte herunter die Hand und zupfte den Dolmetscher, wenn sie ihm etwas sagen wollte, am Ohr. Sie war von einem großen Hofstaat von Weibern umgeben und empfahl sich rasch wieder, ohne aus ihrer Tipoya gestiegen zu sein. Aber schon nach wenigen Stunden erschien sie am gleichen Tage zum zweitenmal in Begleitung ihrer Schwester und einiger anderen Damen. Sie ritten auf den Schultern kräftiger Sklaven, die sich vor Pogges Hause so weit bückten, daß die Reiterinnen auf die Füße zu stehen kamen. Dann begaben sich die beiden vornehmen Damen in die Hütte des Reisenden und unterhielten sich ohne Zeremonien über eine Stunde mit ihm, wobei sie das freundlichste und liebenswürdigste Benehmen von der Welt zur Schau trugen und ihren Gastfreund nur durch ihre Wünsche, ihn möglichst genau zu betrachten, manchmal in Verlegenheit brachten.

„Die Lukokescha,“ schreibt Pogge, „mag 22 bis 25 Jahre alt sein, ihre Figur ist schlank, ihre Hautfarbe hellbraun, so daß meine Dolmetscher äußerten, sie sehe aus wie eine Mulattin an der Küste. Sie war einige Tage krank gewesen, und dies war der Grund, weshalb ich sie nicht eher gesehen hatte. Nachdem eine Stunde mit Unterhaltung vergangen und ich den Damen kleine Geschenke an Perlen und dergleichen gegeben, bestiegen beide ihre Träger und ritten scherzend und lachend in Begleitung ihres Gefolges davon.“

Als Pogge der Königin einige Tage später seinen Gegenbesuch machte, hielt sie sich gerade auf ihrem Landsitz in der Nähe von Mussumba auf. Er wurde gebeten, einen Augenblick bei ihrem „Gemahl“ zu verweilen, und in ein Audienzzimmer geleitet, wo er eine Anzahl von Männern fand, die sämtlich Sklaven der Lukokescha waren und unter denen sie den bevorzugten zu ihrem zeitweiligen Gatten ernannte. Gleich darauf trat sie selbst ein, reichte dem Besucher freundlich die Hand und ließ sich dann neben ihrem Gemahl nieder. Nach kurzer Unterhaltung erklärte sie, Pogge selbst nach ihrer offiziellen Wohnung neben dem Palast des Muata Jamvo in Mussumba begleiten zu wollen, und alsbald ordnete sich ein Zug von Weibern, Kindern, einigen Männern und Trommlern. Allen vorauf schritt, reich geschmückt und einen aufgespannten Regenschirm in der Hand, die Lukokescha, und unterwegs produzierte sie zu mehreren Malen Tänze, die sie selbst und ihre Umgebung in Entzücken und Aufregung zu versetzen schienen. Alle Neger

kamen aus ihren Hütten, der ganze Marktplatz bedeckte sich mit Menschen, die ihrer Königin fröhlich zujubelten. Letztere hatte übrigens beim Betreten von Mussumba ihre Tänze eingestellt und gab nur auf dem Markt, vor den Toren ihrer Behausung, noch eine Wiederholung zum besten. Dann winkte sie den Trommlern Schweigen zu und betrat mit ihrem Gefolge durch einen mit Menschenschädeln gezierten Torweg den großen Hof ihres Palastes. Hier bot sie den Gästen Wein und ließ auch sich selbst eine Schale füllen, verschwand aber dann damit in die eigenen Gemächer, da die Lunda-Großen niemals in Gegenwart anderer Personen Nahrung zu sich nehmen dürfen. Erst nachdem sie ihren Palmwein getrunken hatte, bat sie den Reisenden nebst seinem Dolmetscher zu sich, um ihm die einzelnen Räume ihres umfangreichen Hauses zu zeigen.

In der Folge wurde die hohe Dame, wenn auch nicht so bettelhaft zudringlich wie der Muata Jamvo, so doch sehr vertraulich und zuweilen so liebenswürdig, daß Pogge Mühe hatte, sie sich vom Leibe zu halten. Verschiedentlich machte sie ihm ganz offene Liebeserklärungen, so daß er Mühe hatte, sie durch kleine Perlenspenden bei Laune zu erhalten, ohne ihren Wünschen nachzukommen. Sie verbot aber allen ihren Sklavinnen bei Todesstrafe, in das Lager des Weißen zu gehen. Sonst erwies sie sich übrigens als eine sehr verständige und gutmütige Person, die den habgierigen, grausamen und mißtrauischen König von manchem unüberlegten Streich zurückhielt. Eines Tages kam sie ganz heiser und aufgeregt, mit ihrem Lukano geschmückt, direkt aus einer Verhandlung mit dem Tyrannen zu Pogge. Muata Jamvo hatte die Absicht gehabt, zwei Kilolos und zwei seiner Sklavinnen hinrichten zu lassen, weil sie untereinander Liebschaften gehabt hatten. Lukokescha hatte ihn mit vieler Mühe davon zurückgebracht. Er habe ja, sagte sie, allerdings das Recht dazu gehabt, aber er wäre noch zu kurze Zeit auf dem Thron, um sich unnötig Feinde zu machen, und da die beiden Männer Kilolos seien, so habe sie für sie gebeten.

Auch an anderer Stelle schildert Pogge die Lukokescha als eine zwar nicht schöne, aber intelligente, lebhafte und recht gutmütige Frau. Da ihr die Heirat ihres göttlichen Standes wegen verboten war, so räumte sie zeitweise einem ihrer Sklaven Gattenrechte ein, und der betreffende genoß dann auch in ihrer Umgebung königliche Ehren. Dagegen war es ein unmöglicher Gedanke, daß sie, die ja sinnbildlich die Mutter aller Muata Jamvos ist, Kinder haben könnte. Ihre Kinder wurden deshalb alsbald nach der Geburt getötet.

Die Besuche der schwarzen Majestäten und der täglich den Fundo des Reisenden überlaufenden Kilolos wurden, zumal sie stets auf irgend eine Bettelei hinauskamen, mit der Zeit doch recht lästig. Die vornehmen Lunda, oft auf den Schultern ihrer Sklaven reitend, brachten zuweilen auch ihre Weiber mit, damit sie sich den ungewohnten Anblick des Weißen gönnten. So kam eines Tages ein Schwager des Königs, und zwar der Bruder der Amari mit vier Frauen gleichzeitig zum Besuch. Dagegen hielten die Lunda streng darauf, daß ihre Weiber nicht allein in das Lager der Fremden kamen, und der König stellte sogar eine eigene Sittenpolizei im Lager des Doktors an, um zu verhindern, daß seine Sklavinnen und Weiber sich den Trägern näherten. Nur die Lukokescha tat ganz, wie sie wollte.

Der angenehmste Besuch war der des alten Deserra, eines freundlichen und, wenn nüchtern, sehr verständigen Mannes, der allerdings sehr unter dem Mißtrauen Muata Jamvos zu leiden hatte und sich dem Reisenden selten unbeobachtet nähern konnte. Er war trotz seiner schwarzen Haut von guten Umgangsformen, bescheiden und ein Ehrenmann in jeder Beziehung. Pogge verdankte ihm viele Mitteilungen über die Geschichte und Sitten des Landes. Deserra schilderte den verstorbenen Muata Jamvo als einen ungleich intelligenteren und menschenfreundlicheren Monarchen und bedauerte, daß Pogge nicht zu dessen Lebzeiten das Land besucht habe. Derselbe würde ihn mit offenen Armen aufgenommen und ihm sein ganzes Reich geöffnet haben, dessen Geschichte und Grenzen er genau gekannt habe. Allerdings wäre er kriegerisch gewesen und habe viele Sklavenraubzüge nach dem Norden unternommen, im Innern habe er aber mit Milde und Weisheit regiert. Hinrichtungen, die jetzt fast täglich vorkämen, habe er nur an Fetischeuren vollziehen lassen. Der alte erfahrene Händler riet Pogge, den jetzigen König als einen ebenso habgierigen und grausamen wie unwissenden und mißtrauischen Barbaren mit größter Vorsicht zu behandeln. Er selbst hatte mit dem Muata Jamvo schon üble Erfahrungen gemacht, als dieser noch zu Lebzeiten seines Vorgängers als Mona Schanama in Mulemba lebte. Damals schickte Deserra seinen Neffen mit einer Elfenbeinkarawane nach Kimbundo an seinen Handelsfreund Saturnino de Sousa. Schanama, der bereits infolge seiner Gewohnheit, die Händler anzuhalten, mit dem Muata Jamvo zerfallen war, ließ auch diese Karawane, sobald sie den Kassai überschritten, anhalten und geriet in außerordentliche Wut, als er vernahm, daß der Neffe Deserras u. a. einen zahmen Leoparden mitgebracht habe. Er behauptete, das

Tier könne nur als Fetisch im Auftrage des Lundakaisers hergesandt sein, um ihn zu verzaubern und drohte trotz aller Proteste des Händlers, ihn sowohl als seine sämtlichen Sklaven hinrichten zu lassen. Tatsächlich wurden einige Träger getötet, während einige andere die Flucht nach Kimbundo ergriffen und dort dem Händler Saturnino erzählten, in welcher Gefahr sein Handelsfreund schwebte. Der Portugiese machte sich alsbald mit reichen Geschenken und einem großen Gefolge nach dem Kassai auf, um weitere Verbrechen zu verhüten und das Elfenbein der aufgehaltenen Karawane zu retten. Der wütende Häuptling hatte inzwischen noch mehrere Sklaven Deserras hinrichten lassen, wagte aber nicht, sich an seinem Neffen selbst zu vergreifen, zumal auch seine Lieblingsfrau, die jetzige Amari, sich lebhaft für den jungen Menschen verwandte. So gelang es Saturnino, den Rest der Karawane in Sicherheit zu bringen, allerdings unter schweren Opfern, denn erst nachdem ihn der fürchterliche Lundahäuptling bis auf das letzte Stück Zeug geplündert, glückte es ihm, sich mit der Karawane Deserras bei Nacht und Nebel davonzustehlen.

So ein Charakter war also der gegenwärtige Muata Jamvo. Seine Tyrannei sprach sich jetzt hauptsächlich in seinen häufigen Blutbefehlen aus, denn zeitweise verging wirklich, wie es der Händler Jose dem Doktor Pogge erzählt hatte, kaum ein Tag, an dem nicht ein oder einige Menschen hingerichtet wurden. Zumeist waren Liebesaffären der Grund zu den Todesurteilen, die Hinrichtung geschah meist früh morgens außerhalb der Stadt durch Köpfen mit einem großen zweischneidigen Messer; die Leichen wurden alsdann ins Wasser geworfen, nur die Häupter dem Muata Jamvo gebracht. Schwere Verbrecher wurden aber auf dem Markte nahe am Palast des Herrschers enthauptet und blieben dann liegen, bis sie die Speise der Hunde oder — Menschen wurden. Die Dolmetscher wenigstens behaupteten, daß die Leichen, die Pogge gelegentlich auf dem Marktplatze antraf, nachts von Negern der Tributkarawanen aus den östlichen Teilen des Reiches geholt und verzehrt würden. Die Bewohner von Mussumba schienen an dies Schauspiel gewöhnt zu sein. Sie fragten gelegentlich unter Scherzen den Reisenden, wenn er sie vor ihren Hütten stehen sah, ob er auf den Markt wolle, um sich die Hingerichteten anzusehen. Später sah Pogge in der Tat einen Zug von zentralafrikanischen Negern, die mit den zerlegten Teilen eines Hingerichteten in einiger Entfernung von ihm vorüberzogen.

Der Muata Jamvo hatte übrigens gleich beim Antritt seiner Regierung eine Blutschuld auf sich geladen, die ihn noch jetzt quälte.

Da er wohl wußte, daß nach dem Tode seines Vorgängers das Volk nicht ihn, sondern dessen Sohn Umballo zum Herrscher wünschte, so hatte er diesen und ebenso die Lieblingsfrau des Verstorbenen alsbald bei seinem Einzug in Mussumba hinrichten lassen, um vor späteren Verschwörungen von ihrer Seite gesichert zu sein. Nun hatte man ihm aber die Köpfe der Enthaupteten nicht gebracht, da er gerade mit den Krönungsfeierlichkeiten und den dazu nötigen Fetisch-Zeremonien beschäftigt war, eine wichtige Handlung, welche durchaus durch nichts unterbrochen werden darf. Seitdem plagte ihn nun die beständige Angst, daß die Amari und der Prinz überhaupt nicht getötet, sondern nach Osten zu den Kassongo geflohen seien und von dort aus eine Verschwörung gegen ihn vorbereiteten. Er weigerte sich deshalb auch mit Entschiedenheit, Pogge östlich über den Lubilasch ziehen zu lassen. Der alte Deserra versicherte jedoch, daß dies alles lediglich Hirngespinste und die beiden nächsten Verwandten des früheren Kaisers tatsächlich hingerichtet seien.

Dagegen waren andere Kinder des Verstorbenen noch am Leben, die Töchter als Prinzessinnen, die Söhne als Kilolos an dem Hofquartier des Herrschers, ohne daß diesen das zu beunruhigen schien. Jeder Vornehme hatte das Recht, zu gewissen Stunden des Tages den Palast zu besuchen, und oftmals wurden die ganzen Nachmittage und halbe Nächte unter Musik mit Gelagen zugebracht. Eines Tages starb während Pogges Anwesenheit in Mussumba eine Tochter des früheren Muata Jamvo, was unter fabelhaftem Lärm, Singen, Trommeln und Pulververknallen gefeiert wurde, denn als Trauer konnte dieser ungeheure Tumult doch wohl kaum gedeutet werden. Nachmittags aber kam der Herrscher zu seinem Gast und sagte, die Prinzessin sei unzweifelhaft durch Zaubermittel getötet worden, Pogge möge sich nicht wundern, wenn der Fetischeur in den nächsten Tagen gefaßt und hingerichtet würde.

Während Viehzucht in den Ländern des Muata Jamvo fast gar nicht betrieben wurde, stand der Acker- oder vielmehr Gartenbau auf ziemlich hoher Stufe. Der König und die Vornehmen lassen ihre Pflanzungen durch Sklaven, die geringeren Leute aber durch ihre Weiber besorgen. Im übrigen bezog der Muata Jamvo seine Einkünfte hauptsächlich aus den Tributsendungen der Provinzen und Länder seines weiten Reiches. Das ganze Staatssystem der Lunda beruhte eigentlich, wie es Pogge kennen lernte, auf einer Ausbeutung des Volkes durch die Häuptlinge und unter diesen wiederum der Kleinen durch die Großen bis hinauf zu den einzelnen Monas oder Muenes, den Landesfürsten, und endlich dem Muata Jamvo.

Jeder Dorfhäuptling erhebt Abgaben von seinen Gemeindemitgliedern, und muß seinerseits alle Monate oder einige Male des Jahres reichliche Geschenke an seinen Oberhäuptling einsenden, wenn er nicht eines Tages abgesetzt werden möchte. Die Landes- oder Provinzhäuptlinge endlich sollen alljährlich eine Tributsendung an den Muata Jamvo abliefern, oder sie laufen Gefahr, daß eines Tages ein Kaquata des letzteren erscheint, sie ohne lange Zeremonien enthaupten läßt und ihnen einen pflichtgetreueren Nachfolger gibt. Selbst wenn der Gesandte des Muata Jamvo nur mit wenigen Begleitern am Hofe eines unbotmäßigen Häuptlings erschien, setzte er doch, wenigstens solange ein Lundaherrscher von einigem Ansehen am Ruder war, in der Regel seinen Willen durch. Die Häuptlinge aus der näheren Umgebung von Mussumba ließen es überhaupt nicht auf Machtproben ankommen, sondern sandten regelmäßig ihre Abgaben und erreichten dadurch, daß sich der König um ihr sonstiges Tun und Lassen nicht viel kümmerte. Anders die weit entfernt wohnenden Unterkönige, die gern einmal dachten wie der Russe: der Himmel ist hoch und der Zar weit! und einmal ein Jahr mit der Zahlung der Abgaben überschlugen. Der Tribut bestand aus den Produkten der Länder, aus denen er kam. So schickten z. B. die Kioko im Westen Pulver und Stoffe, die sie von den Weißen erhandelt hatten, die Bewohner des Nordens Flechtwaren, die aus dem Osten Elefantenzähne, der Kasembe sandte Salz und Kupfer aus Kalanga, der Katema Sklaven und Tierfelle, und so liefen aus allen Richtungen der Windrose die verschiedensten Dinge in Mussumba ein. Meist verließen die Tributkarawanen, ebenso wie die Händler, die nach dem Lande des Muata Jamvo reisten, ihre Heimat zu Beginn der Trockenzeit oder mit dem Einsetzen der kleinen Regen, um vor dem Anbruch der großen Regenzeit in Mussumba zu sein. Aber da der Neger Eile nicht kennt, so zog sich eine solche Reise oft in die Länge, und zuweilen konnten auch zwei bis drei Jahre vergehen, bevor sie die Heimat wieder erreichten.

Auch der Muata Jamvo sendet Handelskarawanen aus, die mit Elfenbein und Sklaven als Zahlmittel weit in den Westen und Süden, nach Angola und Bihe zogen, um Stoffe, Flinten und europäische Manufakturen für ihren Beherrscher einzutauschen. Aber nur zu oft kamen solche Karawanen überhaupt nicht oder mit leeren Händen, zuweilen erst nach Jahren, wieder. Betrügerische Kaquatas gingen mit dem Elfenbein des Königs über die Grenze und verkauften es auf eigene Rechnung. Manche von ihnen kamen dann zurück und behaupteten, das anvertraute Gut wäre ihnen unter-

wegs von Räubern abgenommen, andere kamen überhaupt nicht wieder oder warteten mit der Rückkehr, bis der regierende Muata Jamvo gestorben und ein Nachfolger an seine Stelle getreten war. Auch der Poggeschen Expedition hatte sich ein solcher ungetreuer Kaquata als Begleiter aufgedrängt, der von dem früheren König mit einer Elfenbeinsendung zu den Kioko geschickt worden war, die Ladung aber veruntreut hatte. Er wagte dann nicht wieder zurückzukehren, sondern hatte unter den Kioko gelebt, bis er jetzt eine gute Gelegenheit gefunden zu haben glaubte, sich dem neuen Muata Jamvo zu nähern und unter irgend einem Vorwande sich wieder zu Ehren zu bringen. Pogge, der in diese Verhältnisse erst unterwegs einen näheren Einblick tat, nahm den schlauen Neger wirklich unter seinem Schutze mit nach Mussumba, und es erwies sich später, daß der Kaquata den gegenwärtigen Muata Jamvo ganz richtig beurteilt hatte. Ihm wurde nicht nur seine lange Entfernung verziehen, sondern Schanama gab ihm sogar einen Posten, angeblich als Sittenwächter im Lager seines weißen Besuchers. In Wirklichkeit hatte der Kaquata wohl die Aufgabe, Pogge zu beobachten, um zu verhindern, daß der letztere etwas von den mitgebrachten Tauschartikeln ohne Wissen des Herrschers veräußerte.

François traf auf seiner Reise zu dem unabhängigen Häuptling Mona Tenda, zwischen dem Lulua und Sankurru nördlich vom Lundareiche, mehrfach Leute an, die schon öfters die Reise zum Muata Jamvo gemacht hatten, um dort Elfenbein und Sklaven einzuhandeln. Umgekehrt sandte der Lundaherrscher zuweilen Boten in die nördlichen Staaten, um schöne Mädchen für seinen Harem zu suchen und gegen Elfenbein einzutauschen. François traf in Tenda ein Negerweib namens Ganja an, das sich ihm als die Tochter des Balungahäuptlings Zappu Zapp zu erkennen gab und ihm unter vielen Tränen ihre Geschichte erzählte.

In ihrer Heimat war einst ein Bote Muata Jamvos erschienen, um die schönsten Mädchen des Landes für seinen Gebieter zu erwerben. Ganja war damals in dem blühendsten Alter der Negerin, sie zählte 13 Jahre und galt für eine Perle ihres Geschlechtes. So erregte sie denn auch die Aufmerksamkeit des Lundaboten, der alles daran setzte, sie zu erhalten, und der sie ihrem Vater schließlich für einen hohen Preis abkaufte. Er spiegelte ihr vor, Muata Jamvo würde sie zu seiner ersten Gemahlin machen und in hohen Ehren halten. Gegen ein Gewehr wurde endlich die schöne Ganja verhandelt und laut weinend von dem Händler davongeführt. Sie sollte die Residenz des großen Lundaherrschers aber niemals

erreichen. Schon in einer der nächsten Nächte wurde sie von einem jungen Unterhäuptling ihres Vaters, dem sie sich heimlich versprochen hatte, entführt, und beide machten sich nun, um der Rache Zappu-Zapps zu entgehen, über die Grenze seines Gebietes davon. Aber sie kamen nicht weit. Eine raubende Bande des benachbarten Häuptlings Kissele griff das Paar auf, der Jüngling wurde nach kurzer Gegenwehr erschlagen, das Mädchen aber Kissele zugeführt, der sie in seinen Harem aufnahm und anfänglich recht gut behandelte. Als jedoch zwei Knaben, die sie ihm gebar, nach kurzer Zeit wieder starben, wurde er ihrer überdrüssig und verkaufte sie an einen gewöhnlichen, rohen und faulen Neger, in dessem Hause sie unter beständigen Schlägen und Beschimpfungen zwei kummervolle Jahre zubrachte. Endlich wurde sie an einen durchreisenden Händler verkauft, der sie nach Tenda brachte, wo sie sich in ihr Geschick fand, aber die Sehnsucht nach ihrer alten Heimat hatte sie nach so vielen Jahren des Wanderns noch immer nicht verlassen.

Solche Frauen aus fernen Landen gab es in dem Harem des Muata Jamvo, der an 200 Weiber zählen sollte, wohl viele, und bei der Ankunft jeder fremden Karawane gab es begreiflicherweise kein größeres Interesse unter diesen armen Frauen, als Nachrichten über ihre Heimat, ihre Verwandten zu erfahren, wohl gar Bekannte anzutreffen oder vielleicht einen Fluchtplan zu verabreden, der dann allerdings in der Regel ein trauriges Ende durch die Hinrichtung der eingefangenen Schuldigen nahm.

Erst 14 Tage nach dem Eintreffen Pogges in Mussumba fand die offizielle Uebergabe der mitgebrachten Geschenke statt, eine große öffentliche Feier, für welche allerdings dem Reisenden infolge der vielen vorhergegangenen Anzapfungen nicht allzuviel Gaben übrig geblieben waren. Eine halbe Stunde vor der Ankunft der höchsten Herrschaften erschien Muata Jamvos Sohn in großem Pomp. Auf seinem Haupte saß eine mächtige Haarperücke mit zahlreichen bunten Federn, vom Nacken hing ein Luchsfell herunter; ein breites, zweischneidiges Schwert in der Hand, säuberte er höchsteigenhändig den Platz von ordinärem Volk.

„Nach einer halben Stunde hörte man die Musik. Bald darauf bewegte sich ein mächtig langer Zug, aus 2000 bis 3000 Menschen bestehend, den Berg herunter. Zuerst erschien Muata Jamvo in seiner Tipoya, von Massen Volkes umgeben, dann die Lukokescha, ebenfalls in einer Tipoya, von Männern und Weibern umgeben. Als dritte kam die Amari, als vierte die Temena, jede in einer Sänfte von acht Negern getragen. Dahinter erschien eine

Menge Tipoyas, von Großen besetzt, die ich nicht kannte und bei der Menschenmenge auch nicht zählen konnte. Den Schluß bildete ein langer und dichter Schweif von Negern. Kurz vor meiner Hütte hielten die ersten Tipoyas still, dann schwieg die Musik.

Muata Jamvo selbst war umgeben von einer Leibwache, bestehend aus etwa 30 Mann, mit Musketen bewaffnet, und etwa ebenso vielen mit Speeren. Als der Zug still hielt, ging ich auf den Herrscher zu, zog den Hut und reichte ihm die Hand. Ebenso ging ich zur Lukokescha und zur Amari. Der dritten Dame, der Temena, hätte ich fast vergessen, meine Honneurs zu machen, wenn mich die Dolmetscher nicht auf meinen Fehler aufmerksam gemacht hätten. Nach dieser Begrüßung wurden die Tipoyas mit den hohen Herrschaften auf den Boden niedergesetzt, und zwar im Halbkreise um mich herum, während ich selbst auf einem Schemel vor der Tür meiner Hütte Platz genommen hatte.“

In dieser feierlichen Situation, der Reisende umgeben von seinen Dolmetschern und Dienern, die den Sonnenschirm über sein Haupt hielten, die Fürstlichkeiten in ihren Sänften, umgeben vom Schwarm der Kilolos, und rings herum der unübersehbare Schwarm des Volkes, hielt nun Pogge seine Ansprache an den Muata Jamvo, die die Dolmetscher Satz für Satz wiederholten. Dann breiteten die Träger auf Strohmatten vor den Sänften die Geschenke aus, und jetzt endlich bequemten sich die Fürstlichkeiten, aus den Sänften zu steigen, um alsbald flehentlich um mehr und bessere Sachen zu bitten. Der stets geduldige Pogge fügte immer aufs neue das und jenes hinzu, bis ein plötzliches Gewitter der Zeremonie ein Ende machte und die ganze Gesellschaft auseinandertrieb. Muata Jamvo probierte aber noch einige Zeit in strömendem Regen einen Hinterlader und bemühte sich, Pogge seinen Regenmantel und Schirm abzuschwatzen. Es war dies die erste große öffentliche Feier, die dieser Herrscher abhielt, und er hatte sich dazu, ebenso wie die Prinzessinnen, herrlich herausgeschmückt. Auf dem Haupt eine perlengeflochtene Perücke mit einer roten Papageienfeder im Zopf, um die Hüften ein gelb und rotes Gewand, um den Hals Antilopenhörner und Perlschnüre, am Arm der Lukano und an den Beinen schwere Metallringe und Spangen. In den folgenden Wochen ging er fast nur in einem roten, ihm von Pogge geschenkten Uniformrock aus.

Auch nach der Abgabe der offiziellen Geschenke hörte übrigens das Anbetteln des Reisenden durch den König, die Lukokescha, die Prinzen und Kilolos nicht auf. Eine wahre Unruhe quälte die

Eingeborenen, solange sie ihren weißen Freund noch im Besitz irgend einer für ihn entbehrlichen Sache sahen. Heute bettelte der Muata Jamvo stundenlang wie ein Kind um Stearinkerzen oder Taschentücher, morgen schickte die Lukokescha ein halbes Dutzend Boten hintereinander, um Schlafmützen oder einen roten Rock zu bekommen. Niemals zwangen sie den Reisenden direkt durch Drohungen, etwas herzugeben, aber er verschenkte zuletzt alles, was er besaß, nur um Ruhe zu haben. Unentbehrliche Dinge mußten in eine Kiste gepackt werden, auf welche sich Pogge setzte, sobald die rote Jacke des Königs in seinem Fundo aufleuchtete, um sich erst wieder zu erheben, wenn der hohe Herr weitergegangen war. Ruhe hatte er nur, wenn Muata Jamvo mit Fetischzeremonien beschäftigt war oder mit seinen Großen Ratsversammlungen abhielt, um über Handelsexpeditionen oder Kriegszüge zu beraten. Die sog. Kriege der Lunda sind in der Regel nur Sklavenjagden, die sich in den siebziger Jahren fast immer nach Norden und Nordosten in das Gebiet der menschenfressenden Kauanda richteten. Von Mussumba aus marschierten 200 bis 400 junge Krieger unter der Führung einiger Kilolos mit Speeren, Bogen und ein paar Feuersteinschloßgewehren über die nahe Grenze, um Menschen und Vieh zu rauben. Selbst stärkere Dörfer und Stämme setzten solchen Expeditionen selten einen energischen Widerstand entgegen, da der Muata Jamvo bei den meisten Nachbarvölkern für unbesiegbar galt und schon das Erscheinen seiner Leute eine wahre Panik verursachte. Die südlichen Kauandastämme unterwarfen sich endlich ganz und zogen es vor, Tribut zu entrichten, statt sich alle Jahre einige Male ausplündern zu lassen. Der König selbst pflegte sich nur einmal jährlich, und zwar in Begleitung der Lukokescha, an einem solchen Raubzug zu beteiligen, wobei beide Herrscher in ihren Sänften dem Zuge der Soldaten folgten und auch der gesamte Rat sich mit ins Feld begab. Indessen reichten diese königlichen Eroberungszüge niemals mehr als einige Tagereisen über die Hauptstadt hinaus, so daß es dabei eigentlich nur auf eine Ausplünderung der nächsten, ohnehin den Lunda tributären Stämme abgesehen war. In früheren Zeiten führten die Muata Jamvos große Kriege mit ihren Nachbarn im Osten und Nordosten, hauptsächlich aber mit dem 20 Tagereisen nach Nordosten gelegenen Reiche Kanjika, welches unter der Herrschaft eines Nachkommen desselben Kassongo-Königs stand, dessen Sohn die erste Lukokescha geheiratet hatte. Nachdem aber die Kämpfe am Lubilasch viele Jahre getobt hatten und in einem Kriege ein Muata Kanjika, im nächsten ein

Muata Jamvo gefallen war, schlossen beide Reiche Frieden miteinander und lebten seitdem in guten Beziehungen.

Im großen ganzen verläuft auch das Leben dieses großen zentralafrikanischen Despoten in Nichtstun und im Aufrechterhalten einer Scheinmacht, die durch keinerlei wirkliche Machtmittel unterstützt wird, sondern allein auf dem blinden Aberglauben der Eingeborenen an die übernatürlichen Kräfte des Muata Jamvo aufrecht erhalten wurde. In richtiger Erkenntnis dieser Sachlage haben die meisten Lundabeherrscher die Pflege der Fetischkünste, Zaubermittel und dergleichen eifrig betrieben, zumal sie ja auch selbst fest von der Wirkung derselben überzeugt waren. Wir werden uns dabei daran erinnern, daß auch eine ganze Reihe anderer südafrikanischer Herrscher und Dynastien ihre Autorität mehr auf religiös-abergläubische Sitten und Bräuche als auf reelle Macht gründeten. Der Macombe in Monomotapa, die Baharutse, welche die anfängliche Herrscherfamilie aller Betschuanastämme waren, sind ursprünglich mehr als Oberpriester, denn als Könige zu betrachten. Auch der während Pogges Besuch herrschende Muata Jamvo pflegte sich oft tagelang mit der Bereitung von Zaubermitteln zu beschäftigen, während er jeden anderweit geübten Fetischismus als verbotene Kunst auf das strengste ahndete. Sobald es mit dem Glauben des Volkes an die oberpriesterliche Gewalt der Lukokescha und die übernatürlichen Kräfte des Herrschers vorbei war, stand auch seine ganze Macht nur noch auf schwachen Füßen. Er selbst, der ehemalige Mona Schanama, hatte ja dazu beigetragen, den Glauben an die Unwiderstehlichkeit des Muata Jamvo schwer zu erschüttern, indem er seinem Vorgänger jahrelang offenen Widerstand entgegengesetzt, dann dessen erstgeborenen Sohn getötet und sich selbst auf den Thron geschwungen hatte.

Trotzdem erhielt sich Schanama, gewiß zum großen Teil durch die verständige Mitregierung der Lukokescha, fast 10 Jahre unangefochten an seinem Platze. Leider ergab er sich je länger, desto mehr dem Trunke, und von Zeit zu Zeit gelangten furchtbare Gerüchte über seine zunehmenden Menschenschlächtereien in die Außenwelt. Seine beste Ratgeberin, die fremdenfreundliche Lukokescha, ließ er 1880 vergiften. Endlich im Jahre 1884 vernahm Wißmann gelegentlich einer seiner späteren Afrika-Expeditionen, daß Muata Jamvo Schanama gestürzt sei. Der alte Deserra hatte die Nachricht an die Küste gebracht. Der Tyrann war von einem seiner Verwandten gestürzt und nebst 300 Anhängern getötet worden. Die Leichname hatte man den Hunden vorgeworfen. Ein Jahr lang

folgte eine Epoche der Revolutionen diesem Ereignis Drei Nachfolger Schanamas wurden nach kurzer Regierung ermordet. Erst dann gelang es wieder einem fähigen Regenten, sich der Zügel zu bemächtigen und die Politik des Reiches wieder in ruhigere, geordnete Bahnen zu lenken.

Unter den Tributärfürsten des Muata Jamvo.

Der von der Westküste ins Innere des südlichen Kongobeckens reisende Fremde betritt die Einflußsphäre des großen Lunda-Beherrschers zuerst im Gebiete der wanderlustigen, lebhaften Kioque oder Kioko. Ursprünglich weiter im Süden und mehr nach der Küste zu lebend, haben sich diese betriebsamen Neger allmählich zwischen die gleichgültigen und faulen Lunda gedrängt und sind nach und nach eine Art von Aussauger für sie geworden. Die Lunda sagen, die Kioko lebten zwischen ihnen „wie die Maden im Fleisch", sie verachten und hassen sie, sind aber viel zu schlaff, um es ihnen in Handel und Gewerben gleichzutun, obwohl sie schon vor Jahren öfters davon sprachen, alle Kioko mit einem Schlage zu vernichten.

Dieses aus seinen Stammsitzen einst von auswandernden Lundas verdrängte Volk war in früheren Zeiten lediglich auf die Erträgnisse des Waldes angewiesen, den sie jetzt noch so sehr lieben, daß sie noch zur Zeit, als sie Pogge besuchte, ihre Dörfer nicht auf den großen Lichtungen erbauten, die sie mit vieler Mühe im Urwalde roden und mit Mais und Hirse bestellen, sondern in einiger Entfernung davon unter dem Schatten des Waldes. Sie waren damals noch von keiner Kultur berührt und hatten Livingstone, als er in den fünfziger Jahren mit wenigen Begleitern durch ihr Gebiet zog, sehr schlecht empfangen und unter fortwährenden Drohungen auszuplündern versucht. Aber ein einziges Menschenalter, währenddessen sie unaufhaltsam nach Norden weitergezogen und vielfach mit Mischlingen und weißen Händlern in Berührung getreten waren, hatte sie sehr geändert. Sie treiben jetzt Ackerbau in großem Umfange, wobei die Hauptarbeit durch Sklaven getan wird. Pogge und Wißmann sowie andere Besucher fanden die Kioko als eifrige Sklavenaufkäufer. Sie sind überhaupt leidenschaftliche Händler und die Hauptvermittler des Umsatzes von Manufakturen ins Innere, von Elfenbein und Sklaven aus dem Innern nach den Küstenstämmen.

Der einflußreichste unter den vielen Häuptlingen der Kioko war in neuerer Zeit Mona Kissenge. Er verstand es, trotz der Be-

hauptung einer großen Selbständigkeit, ein andauernd gutes Verhältnis zum Muata Jamvo aufrecht zu erhalten, dem er, wie alle Monas der Kiokos, tributpflichtig war. Der Lundaherrscher benutzte ihn zu mehreren Malen, um widerspenstige Häuptlinge seines eigenen Reiches zur Raison zu bringen. Im Jahre 1880 hatte er zum Beispiel, als eine allgemeine Erhebung der Kilolos im westlichen Lundareiche gegen den blutdürstigen Muata Jamvo drohte, den mächtigsten dieser unzufriedenen Häuptlinge, Moan-Sansa, durch den Fürsten Kissenge bekriegen und hinrichten lassen, was den Unruhen auf längere Zeit ein Ende machte.

Der bedeutendste und von Europäern meistbesuchte Mann im Kiokolande war jedoch in den achtziger Jahren der Häuptling Mona Kimbundo, dessen Residenz Kimbundu meistens für die eigentliche Hauptstadt der Kioko galt. Nach den Erkundigungen Wißmanns waren allerdings die Untertanen dieses Fürsten gar keine eigentlichen Kioko, sondern Ueberbleibsel jener uralten Lunda-Einwanderung, die einst unter dem verstoßenen Sohne eines alten Muata Jamvo das Bangalaland erobert und die Tupende vertrieben hatten. Daher stammt denn auch noch die auch den Lunda eigene Verfassung, die neben dem Oberhäuptling noch eine gleichberechtigte Lukokescha oder Königin anerkennt. Sei dem nun, wie ihm wolle, jedenfalls war Kimbundu bis in die Neuzeit der Hauptort des Kiokolandes und für den Reisenden, der ins Innere ging, die wichtigste Station des ganzen Marsches. Bis zur Zeit von Pogges Besuch im Jahre 1875 war hier der letzte Punkt, wo weiße Händler saßen und wohin sie ihre Waren brachten. Von hier aus vermittelten die Kioko die Weiterbeförderung und hatten bisher die portugiesischen Karawanen erfolgreich am Vordringen ins Innere gehindert. Nur schwarzen Bastards gelang es, wie wir wissen, schon vorher, weiter ins Land zu kommen und sogar Mussumba, die Stadt des Muata Jamvo, zu besuchen. Von allen vier Himmelsgegenden treffen sich hier die wichtigsten Handelswege Westafrikas. Aus dem Süden kommt die Straße von Bihe, der Heimat der besten Träger, die unter der Führung der Portugiesen die weitesten Reisen ins Innere machen und den Handel mit Benguella vermitteln. Oestlich führt der Hauptkarawanenweg nach dem Lundareiche, und nach Norden eröffneten die Kioko in den siebziger Jahren neue Pfade in ein Elfenbein- und Gummigebiet von unerschöpflichem Reichtum. Die Glanzzeit von Kimbundu war aber in den sechziger Jahren gewesen, wo der Sklavenhandel noch in voller Blüte stand und nebst dem Elfenbeingeschäft von portugiesischen Kaufleuten betrieben wurde, deren

damals 15 bis 20 in Kimbundu gewohnt haben sollen. Als Pogge 1875 hier eintraf, lebte von Weißen niemand mehr in Kimbundu, außer dem früher erwähnten Saturnino, den auch Wißmann bei seinem 5 Jahre später erfolgten Besuche noch antraf, und der ausgedehnte Handelsbeziehungen bis tief ins Innere unterhielt. Der Name des Ortes gilt sowohl für die Residenz des Mona, als auch für die sog. Feira, den eine Stunde südlich davon belegenen Marktplatz. Die Feira liegt in 1250 m Meereshöhe am linken Ufer des sumpfigen Luno, der sich, von einem Gürtel spärlichen Urwaldes begleitet, in den Luschiko ergießt. Ringsum beschatten Baumriesen, die Reste eines zur Bau- und Brennholzgewinnung ausgeschlagenen Urwaldes, die Stadt. Der Ort besteht aus einigen hundert in der größten Unordnung umherstehenden Hütten und Lehmhäusern. Nur das Gehöft Saturninos und eines von ihm angestellten Degradados, der wegen Militärverbrechen nach Angola deportiert war, befand sich in leidlichem Zustande, während viele halb eingestürzte große Lehmhäuser an frühere Zeiten erinnerten, wo der lohnende Sklavenhandel bis zu 20 Europäer herbeigezogen hatte.

Der Mona Kimbundo, der zur Zeit von Pogges Besuch regierte, war ein sehr alter, ruhiger Mann mit vollständig grauem Haar, der schon drei Muata Jamvos überlebt hatte und mit allen sehr gut ausgekommen war. Er nahm den Dr. Pogge und Leutnant Lux, die seine Hauptstadt bei Pogges erster Reise zum Muata Jamvo berührten, freundlich auf, sandte ihnen Geschenke und Lebensmittel und sagte sich bald nach ihrem Eintreffen selbst in der Feira zu Besuch an. Pogge* erzählt von diesem seinem Zusammentreffen:

„Am 28. August erschien der Mona Kimbundo in der Behausung Saturninos, um uns seine Aufwartung zu machen. Vorher hatten wir uns schon mit Saturnino in betreff der Geschenke besprochen und schickten ihm eine Muskete, ein Stück Zeug und eine große Flasche Branntwein, die dem Inhalt von 6 Weinflaschen gleichkam. Ich verfügte mich selbst hin, während Lux durch Unwohlsein verhindert war, uns zu begleiten. Der alte Kimbundo saß in einer Lehmhütte auf einem Tigerfell im Vollgenuß eines Regenschirms, umgeben von etwa zwanzig seiner Großen. Er hatte ein Tuch um seinen ganzen Körper geschlagen, und einige Antilopenhörner, an einer Schnur befestigt, dienten ihm als Halsband. Außerdem hatte er seinen Kopf mit einer Perücke geschmückt, welche, wie man mir sagte, ein Geschenk Muata Jamvos war, und welche hinten in Form

* Pogge: „Im Reiche des Muata Jamvo". Berlin 1880.

eines dicken Hornes auslief und ebenso nach vorn zu beiden Seiten des Gesichts in zwei dicken Hörnern weit hervorragte. Ich gab dem alten Herrn die Hand und setzte mich dann auf einen Schemel zur Seite Saturninos."

Während eines lebhaften Streites und Tumults unter den Großen, der durch die Reihenfolge beim Austrinken des Schnapses entstand, bewahrte der alte Mona seine vollkommene Ruhe und entfernte sich bald, indem er die in Zentralafrika übliche Tipoya bestieg und sich auf den Schultern von vier Negern forttragen ließ.

Der Häuptling benutzte die Gelegenheit, um in Pogges Begleitung zwei Leute mit Geschenken an den Muata Jamvo zu senden. Unter den Kioko erhoben die kleinen Häuptlinge in patriarchalischer Weise Abgaben von ihren Dörfern und zahlten davon an den Oberhäuptling, der nur alle zwei bis drei Jahre eine Tributkarawane an den Lundakaiser abfertigte. Wahrscheinlich glaubte Mona Kimbundo, daß seine Geschenke in Pogges Geleit schneller und sicherer nach Mussumba gelangen würden, und er hatte damit ganz recht, denn häufig brauchten die Tributkarawanen, wenn sie ihr Ziel überhaupt erreichten, einige Jahre, bevor sie nach Kimbundu zurückkehrten. Es kam aber auch ebenso häufig vor, daß die leichtsinnigen Neger ihre Rationen an Lebens- und Tauschmitteln in den ersten Wochen der Reise vergeudeten und dann ausgehungert und unverrichteter Sache zu Hause wieder eintrafen. An Pogge schloß sich bei seiner Abreise nach dem Innern auch ein früherer Gesandter des Muata Jamvo an, der eine Handelskarawane des vorigen Herrschers nach dem Westen geleitet, den Ertrag derselben aber vermutlich unterschlagen hatte. Zu Lebzeiten seines Herrn hatte er nicht gewagt, nach Mussumba zurückzukehren, jetzt aber glaubte er, da inzwischen ein neuer Muata Jamvo zur Regierung gelangt war, die Zeit günstig, um seine Heimat wieder zu besuchen und sich unter dem Schutze des weißen Reisenden am Hofe des neuen Herrschers einzuführen.

Als Wißmann fünf Jahre später Kimbundu besuchte, war der alte Mona wohl schon gestorben, jedenfalls weiß das Reisebuch von einer Begegnung mit einem dortigen Regenten nichts zu berichten. Dagegen traf der berühmte Afrikadurchquerer zehn Tagereisen nördlich von Kimbundu mit der Lukokescha, der Mitregentin des jeweiligen Mona Kimbundo, zusammen, von welcher er sehr freundlich aufgenommen wurde. Gleich am ersten Abend erschien sie, auf den Schultern eines riesigen Sklaven reitend, im Lager und brachte Geschenke. Sie war eine schlanke, ja zierliche Figur, deren Züge

durch eine feingeschnittene, gebogene Nase fast alles Negerhafte verloren, und die sich auch mit so viel Grazie, gemessener Würde und gleichzeitig solcher Festigkeit ihren Leuten gegenüber bewegte, daß man ihr nur Hochachtung und Bewunderung zollen konnte.

Während nun die Kioko noch zu den halb unabhängigen Tributären des Lundareiches gehören, betreten wir jenseits des Tschikapa das Gebiet der eigentlichen Lunda, die von mächtigen Distriktshäuptlingen, den Kilolos oder Muatas, unter der Oberhoheit Muata Jamvos beherrscht werden. Alle Reisenden haben es beklagt, daß dieser kraftvolle schöne Menschenschlag durch eine so verfehlte Art der Regierung systematisch zugrunde gerichtet und in einem dauernden Zustande der Niedrigkeit erhalten wird. „Der Lundamann," schreibt Wißmann*, „ist keinen Augenblick davor sicher, mit Weib und Kind verkauft zu werden, wenn sein Herrscher es verlangt. Das Hauptkontingent der von Angola ausgeführten Sklaven stellte Lunda. Es kommen dazu fortwährende Fehden der Kilolos unter sich, Absetzung und Hinrichtung auf Befehl des Muata Jamvo, eigenmächtige Erpressungen von jedem Gesandten oder Großen aus Mussumba, um den Stumpfsinn und die Gleichgültigkeit dieses schönen Menschenschlages zu erklären."

Wißmann besuchte auf dieser Reise den mächtigen Häuptling des nordwestlichen Lunda, Muata Kumbana, nicht, sondern verweilte bei seinem raschen Durchmarsch durch die nördliche Ecke des Landes nur flüchtig im Dorfe des Kilolo Schambana, der gerade abwesend war. Ein vor kurzer Zeit beendeter Krieg hatte das Land sehr heruntergebracht. Schambana, ein jüngerer Bruder des energischen Muata Kumbana, hatte gegen diesen eine Revolution angezettelt und sich dazu der Hilfe des Häuptlings Musemvo versichert. Muata Kumbana hatte sie beide geschlagen, und Musemvo war auf Befehl des Muata Jamvo hingerichtet worden. Schambana dagegen hatte sich soeben mit einem Tribut von zwanzig auserwählten Jungfrauen nach Mussumba aufgemacht, um den allgewaltigen Lundadespoten für sich zu gewinnen und womöglich die Absetzung Kumbanas zu erwirken.

Wie wenig er seinen Zweck erreichte, geht daraus hervor, daß Müller, als er fünf Jahre später die Residenz des Muata Kumbana besuchte, ihn als den mächtigsten, weitgefürchteten Häuptling im Nordwesten von Lunda antraf. Er beherrschte damals alles Land von der Westgrenze des Reiches bis zum Kassai und hielt einen

---

* „Quer durch Afrika von West nach Ost." Berlin 1902.

Hofstaat, der dem seines Herrn und Gebieters wenig nachgab. Die Hütten seiner Residenz, eines großen Dorfes, scharten sich um den imposanten, von einem hohen Pallisadenzaun umgebenen Fundo des Häuptlings in der Nähe des Luschikoflusses. Durch die ganze Palastanlage, die durch viele kleine Höfe unterbrochen war, zog sich ein langer Gang, zu dessen beiden Seiten in kleinen Einzelhüttchen die Weiber des Fürsten, wie man dem Reisenden sagte, ungefähr zweihundert an der Zahl, wohnten. Leutnant Müller und seine Begleitung wurden bei ihrem Besuche des Muata in ein großes Audienzzimmer geführt, dessen zeremonieller und wichtiger Charakter durch eine Menge von überall angebrachten Fetischen angedeutet wurde. Menschenfiguren, Tierschädel, Maniokstauden, Medizinmittel der verschiedensten Art deuteten auf Fruchtbarkeit, Macht, Jagdglück, übersinnliche Kräfte und dergleichen hin. Der Eingangstür gegenüber stand ein aufrechtes Skelett, das dem Häuptling Unverletzlichkeit auf der Jagd und im Kampfe bringen soll. Der Muata Kumbana saß beim Eintritt seiner Gäste auf einem Schemel, der mit Löwenfellen bedeckt war. Er war ein kleiner kräftiger Neger in mittleren Jahren, die energischen und verständigen Züge entstellt durch Blatternarben, die Augen klein und lauernd, aber von klugem Ausdruck. Etwa zwanzig seiner Großen und Ratgeber saßen um ihn herum am Boden. Der Häuptling war mit einem dicken Armring aus Sehnen, genau wie der Muata Jamvo selbst, geschmückt, sonst bestand seine Kleidung nur aus einem Hüfttuch und etlichen Perlschnüren. Die Fremden begrüßte er durch eine Ansprache, in welcher er auf die Wichtigkeit dieses Besuches, des ersten, den er von einem Weißen erhielt, ausdrücklich hinwies: „Er herrsche über sein Volk seit langen Jahren und habe schon häufig von weißen Männern gehört, die dem großen Meere entsteigen, aus welchem auch die wunderbaren Zeuge der Fremden kämen. Schon sein Vater habe ihm von diesen Dingen erzählt, er hätte aber nicht recht daran geglaubt. Er freue sich, jetzt zu sehen, daß die Alten Recht hätten, daß es weiße Menschen gäbe, und daß er nun einen von ihnen bei sich hätte. Jedenfalls habe der Reisende ihm Geschenke mitgebracht, die er morgen entgegennehmen wolle. Dann aber solle der weiße Gast bei ihm bleiben."

Den Worten folgte dann auch bald die Tat. Am nächsten Morgen ließ sich Muata Kumbana schon so zeitig bei dem Reisenden anmelden, daß dieser unter dem Vorgeben, er habe noch gar nichts ausgepackt, den Besuch ablehnte und der hohe Herr unverrichteter Dinge wieder nach Hause gehen mußte. Dann aber kam es zu einem recht freundlichen Verhältnis, welches nur dadurch zeitweilig

etwas schwankend wurde, daß der Muata Kumbana, wie ein Kind und ein echter Wilder, jeden Tag mehr Gaben verlangte. Er selbst dagegen erwies sich sehr sparsam nicht nur mit Geschenken, sondern auch in seinen Mitteilungen über das Land und den Kassai, dessen Lauf Müller von hier aus durch Erkundigungen zu erforschen suchte. Der Muata fürchtete offenbar, daß eine genauere Kenntnis seines Landes den Weißen veranlassen könnte, weiter ins Innere zu ziehen, was er selbst mit allen gütlichen Mitteln zu verhindern suchte, um die von der Expedition mitgebrachten Schätze allein zu genießen.

Viel mitteilsamer und auch intelligenter erwies sich eine vornehme, am Hofe Muata Kumbanas als Geisel lebende Negerin namens Nangansa, welche Müller zuweilen besuchte und ihm vielerlei Aufschlüsse über den Häuptling gab. Sie war in die Geschichte des Landes so genau eingeweiht, wie nur irgend eine europäische Prinzessin die Annalen ihres Hauses kennen mag, und erzählte auch gern davon. Sie selbst war die Schwester des Kilolo Kahungula, der früher zu den größeren selbständigen Fürsten der Lunda gehörte, jetzt aber dem Muata Kumbana tributpflichtig war. Letzterer war ein Neffe des früheren, im vorigen Abschnitt charakterisierten Muata Jamvo Schanama, der 1884 ermordet wurde. Schanamas Bruder, der jetzt noch lebende alte Häuptling Kamunka Masch, sei früher der größte Häuptling zwischen dem Tschikapa und Lowua gewesen, jetzt aber sei auch er, wie alle Kilolos im Nordwesten des Landes, von seinem Sohne, dem Muata Kumbana, abhängig. Früher wäre umgekehrt dieser Teil des Landes dem mächtigen Kamunka Masch tributpflichtig gewesen. Masch hätte den Bruder seiner Lieblingsfrau, den Häuptling Mpombo, auf den Thron von Kumbana gesetzt. Aber als vor sechs Jahren Mpombo auffässig gegen den gewaltigen Oberherrn des Reiches wurde, gab Muata Jamvo seinem Neffen, dem Sohne Kamunka Maschs, den Auftrag, den auch bei seinem eigenen Volk Verhaßten zu entthronen und selbst die Regierung des Landes zu übernehmen. Mulemba, so war der persönliche Name des jetzigen Regenten, führte diesen Auftrag prompt durch. Mpombo wurde beim ersten Ansturm überwältigt, gefangen und hingerichtet. Mulemba bestieg als Muata Kumbana den Thron und machte sich bald so gefürchtet, daß auch sein Vater Kamunka Masch und der große Häuptling Kahungula seine Tributäre wurden. Seit dieser Zeit lebte die schöne Schwester Kahungulas in der Stadt Muata Kumbanas, um Bürgschaft für die gute Gesinnung des Häuptlings zu leisten.

Nur unter großen Schwierigkeiten gelang es Müller, endlich den Hof des gastfreien Fürsten zu verlassen. Der Muata wollte ihm durchaus nicht die Abreise erlauben, solange er bei seinen Freunden noch die Spur von begehrenswerten Dingen vermuten konnte, und Leutnant Müller mußte zuletzt eine sehr ernste Sprache führen, um die Abreise durchzusetzen. Als sich aber der Fürst dann einmal entschlossen hatte, die Weiterreise und die Ueberfahrt über den Kassai zu gestatten, gab er der Expedition auch ausreichende Provisionen und einen Führer mit, der als Zeichen der Vollmacht seines Herrn einen messingbeschlagenen und reich mit Muscheln verzierten Fliegenwedel trug. Noch auf viele Tagemärsche hinaus genügte das bloße Vorzeigen dieses Stabes, um den Reisenden freundliche Behandlung und reichliche Verpflegung in den durchreisten Dörfern zu sichern, und bewies zugleich, wie weit die Autorität des großen Muata Kumbana noch über sein eigentliches Reich hinaus geachtet wurde.

Wir verlassen diesen mächtigen Vasallen des Lundakaisers, um mit Livingstone noch einem seiner Kollegen im äußersten Süden des Reiches einen Besuch zu machen. Auf der Südabdachung der flachen Wasserscheide, die die Zuflüsse des Sambesi von denen des Kongo trennt, liegt in der Nähe des kleinen Sees Dilolo die Hauptstadt des Lundahäuptlings Katema, seit einem halben Jahrhundert des mächtigsten unter allen Kilolos, die im Süden des Reiches gebieten. Als Livingstone 1854 durch diese Gegenden zog, hatte der damals regierende Muena seinen älteren Bruder verdrängt, und zwar ohne Gewaltmaßregeln nur durch seine überlegene Politik und sein besseres Wirtschaften: Der englische Reisende fand den Entthronten in einem südlich von Katemas Stadt gelegenen Dorfe und konstatierte hier wie bei allen südlichen Lunda eine übertriebene Furcht vor den Makololo, deren Ruf sich nach der Eroberung des Marutselandes durch Sebituane bis weit in den Norden hinein als unwiderstehlich verbreitet hatte. Soana Malopo empfing die Fremden recht freundlich, tadelte aber ihren Führer Schinte, weil er den Makololos, die Livingstone begleiteten, den Weg in das Land gezeigt habe. „Er hätte sie wenigstens durch das Land führen sollen, ohne ihnen die Städte zu zeigen. Wir fürchten die Makololo". Allerdings war Soana Malopo von seinem Bruder auf den vorgeschobensten Posten des Reiches, unmittelbar an der südlichen Grenze, gestellt worden, und die Lunda wußten damals noch nicht, daß die Herrschaft der Makololo sogar tief im Süden durch Sebituanes Tod schon sehr erschüttert war.

Der Muena Katema selbst schickte Livingstone bereits einen Boten auf einige Tagereisen entgegen und lud ihn ein, seine Stadt zu besuchen, da er gern Fremde bei sich sehe. Der Reisende wurde samt seinen schwarzen Begleitern überall gut aufgenommen. Fast jedermann teilte mit ihnen, was er hatte, und nirgend wurde um Gegengaben gebettelt, wenn man auch gern annahm, was die Leute des Doktors zu bieten hatten. Allerdings war das Land fruchtbar, stand unter einem vernünftigen Regenten und war durch die Mißwirtschaft der Muata Jamvos noch nicht so ausgesogen wie das nördliche Lunda. Nachts hörte man oft die Trommeln, mit denen die Eingeborenen angeblich die Geister der Verstorbenen beruhigten, in Wirklichkeit aber die Ankunft von Fremden ihren Nachbarn mitteilten. Die Stadt des Katema lag 4—6 Meilen südlich vom Dilolo-See und war mehr eine Vereinigung von mehreren Dörfern als eine geschlossene Ansiedlung. Man wies der Karawane 10 Minuten von der Residenz einen Lagerplatz an, und Katema sandte alsbald Lebensmittel, während er die Führer und Dolmetscher zu sich entbot, um sie über den Zweck der Reise auszuforschen. Doch hören wir Livingstones einfachen Bericht weiter:

„Am nächsten Morgen wurden wir förmlich vorgestellt und fanden Katema auf einer Art Thron mit ungefähr 300 Mann auf dem Boden sitzend, und 30 Frauen, die seine Weiber sein sollten, dicht hinter ihm. Die Hauptmasse des Volkes saß im Halbkreis in einem Abstand von 50 Ellen. Jede Abteilung hatte ihren Vorgesetzten, der einige Schritte vor ihr saß und, wenn es vom Häuptling gewünscht wurde, als Ratgeber näher trat. Intemese berichtete über uns, und Katema setzte uns sechzehn große Körbe Mehl vor, ein halbes Dutzend Geflügel und ein Dutzend Eier und drückte sein Bedauern aus, daß wir hungrig geschlafen hätten. Er fügte hinzu: Geht nach Hause, kocht und esset, dann werdet Ihr im stande sein, in einer Audienz, die ich Euch morgen geben will, mit mir zu sprechen. Katema ist ein großer Mann, ungefähr vierzig Jahre alt, und hatte einen mit Perlen und Federn geschmückten Helm auf dem Kopfe. Er trug einen tabaksbraunen Rock mit einem breiten Brokatband an den Armen, und in der Hand einen großen Wedel, der aus den Spitzen von Gnuschwänzen gemacht war. Dieser Wedel besitzt Zauberkraft, und er schwenkte ihn immer vor sich her, solange wir da waren. Er schien bei guter Laune zu sein und lachte mehrmals recht herzlich. . . Als wir am nächsten Morgen wiederkamen, redete mich Katema folgendermaßen an: „Ich bin der große Moene Katema, der Genosse Muata Jamvos. Im ganzen Lande ist nie-

mand, der Muata Jamvo und mir gleichkäme. Ich habe immer hier gelebt und meine Vorfahren auch. Hier ist das Haus, in dem mein Vater lebte. Ihr findet keine Menschenschädel, wo Ihr das Lager aufgeschlagen habt. Ich hinderte nie einen Händler; sie kommen alle zu mir. Ich bin der große Moene Katema, von dem Ihr gehört habt.“ Er sah, fügt Livingstone höchst respektlos hinzu, aus, als ob er betrunken wäre und von seiner Größe träumte.

Der Reisende gab dem Häuptling einiges von seinen entbehrlichen Sachen, versprach aber, ihm auf der Rückkehr von Loanda noch etwas mitzubringen, was er sich wünschen möge. Nur dürfe es keine zu großen Kosten verursachen. Katema lachte herzlich über diesen Zusatz und antwortete, ihm würde alles angenehm sein, was die Weißen herstellten, am nötigsten aber gebrauche er einen neuen Rock, denn der seinige sei schon sehr abgenutzt. Livingstone sah zu seinem Erstaunen, daß Katema eine schöne Herde von etwa 30 Stück Rindern besaß, ein unter den Lunda höchst seltener Besitz. Der Häuptling hatte sie alle von zwei Stück gezogen, die er in seiner Jugend von fremden Händlern gekauft. Es machte ihm viele Freude, als sein Gast diese Herde lobte und bewunderte.

Katema befehligte außer den Lunda seiner Gegend auch noch die Reste der ehemals unterworfenen und verdrängten Landesbewohner, die Livingstone als Balobale bezeichnet. Aber sein Einfluß über sie schien nicht sehr groß zu sein, vielleicht infolge eines für die Negerbevölkerung zu milden Regimentes; denn als er einigen befahl, dem Weißen Trägerdienste zu leisten, weigerten sie sich und liefen davon.

Livingstone hielt Wort und und besuchte Katemas Stadt auch, als er im nächsten Jahre von Loanda zum Sambesi zurückkehrte. Er wurde aufs freundlichste von einem Stellvertreter empfangen, der ihm sagte, daß der Häuptling auf der Jagd sei, um Felle für die Tributsendung an Muata Jamvo zu erbeuten. Am nächsten Tage hatte der Muena selbst von der Ankunft seines Freundes gehört und kam alsbald zurück. Er zeigte sich so besorgt, gütig und freigebig, wie nur ein Gastfreund es irgend sein kann, und bezeigte das größte Entzücken, als ihm der Reisende einen Mantel mit Goldstickerei und einen Baumwollanzug nebst einigen Kleinigkeiten als Geschenk übergab. Als ihm einer seiner Räte durch weitere Bitten zu unterstützen glaubte, verwies ihm Katema das Betteln und sagte nachdrücklich: „Was Freunde geben, es sei wenig oder viel, nehme ich immer mit Dank an und quäle nie um mehr.“ Kurz, der Muena Katema bewies sich als ein afrikanischer

Gentleman von echtem Korn und gab zugleich ein Beispiel einer rechtschaffenen, menschenfreundlichen Regierung, deren segensvollen Einfluß auf das ganze Land jeder Reisende auf Schritt und Tritt verspüren mußte.

Waren alle bisher genannten Häuptlinge unmittelbare Untertanen des Muata Jamvo, die in seinem Lande wohnten und auf einen Wink von ihm Thron und Leben verlieren konnten, so standen einige Herrschaften, wie diejenige des Königs Msiri in Katanga und die des Kasembe oder Kazembe zwischen dem Moero- und Bangweolo-See, nur in einem losen Tributverhältnis zu dem großen Lundakaiser. Sie zahlten ihm, mehr ihrem Ermessen als seinen Winken folgend, alle Jahre oder in mehrjährigen Zwischenräumen Tribut in Gestalt von Sklaven oder Landeserzeugnissen, waren aber in ihrer Herrschaft ganz uneingeschränkt. Sie wußten wohl auch, besonders der krieggewaltige Msiri, der zur Zeit des Besuches von Reichhard über 3000 Flinten und 1000 Bogenschützen verfügte, daß der Muata Jamvo gar nicht die Macht besessen haben würde, ihnen ernstlich seinen Willen vorzuschreiben, aber sie fürchteten um so mehr seine sagenhafte Zauberkünste.

Im Lundareiche ging früher über die Entstehung des südöstlichen Kasembe folgende Sage um, die Dr. Pogge von dem alten Händler Deserra in Mussumba hörte. Deserra aber hatte sie mehrfach von seinem Freunde, dem früheren Muata Jamvo, vernommen, der sich mit Vorliebe in die alte Vergangenheit seines Reiches vertiefte.

Einst sandte, da es in dem Lundareiche sehr wenig Salz gab, ein Muata Jamvo eine große Expedition nach dem fernen Osten, um Salz zu holen. Die von vielen Lunda-Großen geleitete Karawane kam nach langer Reise endlich weit im Südosten von der Hauptstadt des Kaisers in eine Gegend, wo es viel Salz gab und wo sie einen reichlichen Vorrat davon mitnahmen. Auf der Rückreise aber kamen die Kilolos überein, dem Muata Jamvo von ihrem Funde nichts zu sagen, denn sie fürchteten, daß er sonst Lust bekommen würde, ihre bisherige herrliche Heimat zu verlassen und in die kahle und sumpfige Salzgegend zu ziehen. So kamen sie denn ohne das Salz in der Residenz des Muata Jamvo wieder an und behaupteten, nichts gefunden zu haben. Ein Sklave aber, der die Expedition mitgemacht hatte, verriet die Kilolos und teilte dem Herrscher den großen Salzfund mit. Zur Belohnung sandte ihn der Muata Jamvo mit einer starken Kriegsmacht in das Land am Bangweolo-See, ließ es durch ihn erobern und setzte ihn daselbst

als Häuptling ein. Seitdem war das Land des Kasembe dem Lundakaiser tributpflichtig.

Zuweilen vergaßen allerdings die Kasembes ihre Verpflichtungen und mußten durch Boten oder gar durch bewaffnete Expeditionen daran erinnert werden. Als sich Pogge 1875 beim Muata Jamvo aufhielt, kam gerade eine Tributsendung an Kupfer, Salz und Sklaven in Mussumba an, die erste seit drei Jahren. Diesmal waren dem Muata Jamvo die Umstände und der Aberglaube der Neger zu Hilfe gekommen. In der Residenz des Kasembe hatte wiederholt ein Raubtier Schaden angerichtet und sogar Menschen getötet. Die Wahrsager des Häuptlings hatten das als eine Strafe für den Ungehorsam gegen den Lundaherrscher gedeutet, und darauf hatte der Kasembe, den Zorn des Volkes fürchtend, alsbald eine Tributkarawane nach Mussumba abgefertigt.

Der erste Europäer, der das Land des Kasembe betrat, war der Portugiese Pereira, der 1796 von der Ostküste ins Innere reiste und märchenhafte Nachrichten von der Macht und dem Glanze dieses gewaltigen Königreiches in der Nähe eines ungeheuren, unbekannten Binnenmeeres mit zurückbrachte. Ihm zufolge gebot der Kasembe über 20000 Krieger, das Blut floß in seinem Lande zu Opferzwecken in Strömen, und täglich wurden ihm mindestens zwanzig Menschen geschlachtet. Der gute Pereira, der ein tüchtiger Händler, aber wohl ein mäßiger Beobachter war, hatte bei seinem Besuch des Kasembe wohl viel von der Größe und Macht des Lundareiches vernommen und warf nun bei seiner Unkenntnis der Landessprache das Gesehene und das Gehörte in einen Topf. Seitdem wurde es bei den Portugiesen der Ost- und Westküste zur fixen Idee, einen Weg quer durch Südafrika zu eröffnen, der die beiderseitigen Besitzungen verbinden und zu dem Reiche des Kasembe führen sollte. Man vermutete dort märchenhafte Schätze. Als Pereira mit einer starken Karawane das Land betrat und der ersten Eingeborenen ansichtig ward, ließ er seine Leute alle ihre Gewehre abfeuern, und als der König fragen ließ, was für eine Sprache das sei, antwortete der Händler: „Diese Gewehre bitten um Sklaven und Elfenbein“. Er erhielt beides in reichem Maße und kehrte mit großer Beute zum Sambesi zurück. Der damalige Kasembe lebte am Flusse Mandapala, und an seinem Hofe stand eine Art von altem Oberpriester, den man Kasise nannte, in hohem Ansehen.

Da der bedeutendste Reisende älterer Zeit in diesen Gegenden, Dr. Lacerda, leider unterwegs verstarb, so ist es wiederum der unerschöpfliche Livingstone, dem wir die ersten ausgiebigen Mitteilungen

über das Reich des Kasembe verdanken. Er besuchte es auf seiner letzten großen Reise im November 1867 und machte am Chungu Halt, um dem Könige die Botschaft von seinem Eintreffen zu senden. Dieser war indessen längst durch seine Spione von allen Schritten des Fremden unterrichtet.

Kasembes Stadt lag nahe am Ufer eines kleinen Sees und nicht weit von dem Flüßchen Lunde, den der Herrscher durch eine breite Allee mit seinem Gehöft hatte verbinden lassen. Livingstone begab sich, da der König keine Miene machte, ihn einzuladen, mit seinen Begleitern nach der Residenz, einigen großen Häusern in einer Rohrumzäunung von 300 Ellen im Quadrat, deren Eingangstor durch eine Menge von Menschenschädeln geschmückt war. Eine Anzahl lärmender Neger suchte den Eingang zu versperren, der Doktor durchbrach ihre Reihen und betrat den Hof, wo ihn als erster ein alter, schöner Araber mit schneeweißem Bart, Mohammed bin Saleh, begrüßte, der bereits 10 Jahre am Hof dieses Regenten und seiner Vorgänger gelebt hatte.

Livingstone näherte sich dem Kasembe, der ihm erst einige Tage später eine Audienz gab, mit nicht allzu günstigem Vorurteil. Die Menge Menschen mit gestutzten Ohren und abgehauenen Händen, die ihm auf allen Straßen begegneten, warfen auf den gegenwärtigen Häuptling ein dunkles Licht. Der Kasembe erwies sich indessen mit der Zeit doch besser, als es zuerst den Anschein hatte. Er hatte ein plumpes, teilnahmsloses Gesicht ohne Bart und von etwas chinesischem Typus, dazu schielte er auch noch. Er saß auf einem viereckigen Stuhl, unter den Löwen- und Leopardenfelle gebreitet waren, und trug ein etwas barbarisches Gewand aus Kattun mit vielem Zierrat von Perlen und Federn. Seine Hofleute nahmen unter tiefen Bücklingen rechts und links von ihm Platz, und während ihm der Doktor vorgestellt wurde, trug ein alter Rat mit abgeschnittenen Ohren ihm alles vor, was er über den Fremden hatte in Erfahrung bringen können. Der König nahm die Geschenke Livingstones entgegen, erwiderte sie aber mit Gaben, die entweder auf eine große Armut oder auf starken Geiz schließen ließen. Bei den folgenden Unterredungen erwies er sich zugänglicher und gab den Fremden auch die erbetenen Führer nach dem Moerosee.

Weit entfernt von der Herrschaft anderer Negerfürsten über den gesamten Boden ihres Landes, sind die Kasembes nicht einmal Herr des Bodens, auf dem sie ihre Residenz erbauen. Livingstone machte die Bekanntschaft eines alten, auf 150 Jahre geschätzten Mannes namens Perembe, dem das Land gehörte, auf welchem die

gegenwärtige Residenz stand. Er erwies sich gescheit und gut unterrichtet und machte dem Doktor mancherlei Mitteilungen über die früheren Zeiten seines Landes.

Die Rohrumzäunung der fürstlichen Residenz enthielt außer den großen Hallen für den Kasembe und seine Hauptgattin noch die kleinen Hütten der Leibdienerschaft, im übrigen war der ganze Platz innerhalb der Tore sorgfältig bepflanzt, und die Königin wandte den Erzeugnissen ihres Gartens große Aufmerksamkeit zu. Ringsum lagen, zwischen Maniokpflanzungen versteckt, die Hütten der Eingeborenen, das Ganze machte mehr den Eindruck eines Dorfes als einer Stadt, und die Zahl der Untertanen des Kasembe schien überhaupt keine allzugroße zu sein. Man erzählte Livingstone, daß die Bevölkerung früher sehr bedeutend gewesen sei, sich aber infolge der Grausamkeit des gegenwärtigen Herrschers, der bei den kleinsten Vergehungen Ohren und Hände abschneiden ließ, durch massenhafte Landflucht seiner Untertanen sehr verringert habe.

Der alte Perembe teilte dem Doktor mit, wie es seinem letzten Vorgänger, dem Portugiesen Lacerda, am Hofe des Kasembe ergangen war. Auch Lacerda war in der Absicht gekommen, einen Ueberlandweg zwischen der Ost- und Westküste zu finden, und der damalige Herrscher habe ihn recht gut aufgenommen. Aber mit den Arabern aus Udschidschi, die schon damals wegen des Elfenbein- und Sklavenhandels bis hierher kamen, bekam Lacerda Streit, da sie in ihm vermutlich einen von den gehaßten weißen Konkurrenten erblickten. Der Kasembe stiftete Frieden und gab dem Portugiesen Land und Sklaven, denn er wünschte, daß Lacerda sich bei ihm niederließe und weitere Europäer ins Land zöge. Aber schon zehn Tage später war der Reisende auf einem Ausflug in die Umgebung gestorben.

Perembe hatte sogar schon den Besuch des Portugiesen Pereira im 18. Jahrhundert erlebt, ja er hatte schon damals, wie er erzählte, mehrere Kinder. Er wußte auch aus der Geschichte des Landes mancherlei zu berichten. Einst hätten seine eigenen Vorfahren auf dem Thron gesessen, aber das wäre gewesen, bevor die Lunda unter einem Häuptling Muata Jamvos ins Land kamen und das alte Herrschergeschlecht vertrieben. Der König, der zur Zeit des Lunda-Einbruches geherrscht hatte, hieß Katere; er wurde entthront von dem Häuptling Kanyimba, der als erster Kasembe über das Land zwischen dem Moero- und Bangweolo-See herrschte. Seitdem sei die Krone manchmal vom Vater auf den Sohn vererbt worden, zuweilen aber wäre auch der mächtigste Häuptling beim Tode eines Kasembe zu dessen Nachfolger ausgerufen, oder es hätte sich ein Mächtigerer gegen den regierenden

Fürsten empört und zum Herrn gemacht. Zur Zeit des Kireka, fuhr der alte Erzähler fort, des sechsten Kasembe seit Kanyimba, kamen zuerst die Portugiesen ins Land. Kireka hatte drei Söhne, die nacheinander herrschten und deren letzter durch den Kasembe Muonga, den gegenwärtigen Häuptling, entthront wurde. Seitdem lebte dieser in dem nördlich gelegenen Reiche des Häuptlings Nsama. Seinen Sohn dagegen hatte Livingstone selbst auf seiner Reise von Nsama zum Kasembe angetroffen, er lebte als gewöhnlicher Privatmann, aber unangefochten im Lande des gegenwärtigen Usurpators. Gleich den Muata Jamvos haben auch die Kasembes von jeher die Gewohnheit gehabt, bei jedem Regierungswechsel auch die Residenz des vorigen Herrschers zu zerstören und an einem neuen Platze, jedoch in der Regel nicht weit davon entfernt, eine neue zu bauen. Die Veranlassung dazu war wohl der Glaube, daß in der alten Residenz die Geister der dort Gestorbenen weiterlebten und einen unheilvollen Einfluß auf den neuen Regenten ausüben könnten. Der gegenwärtige Kasembe erwies sich, wenn er auch sonst nicht viel guten Ruf genoß, doch Livingstone gegenüber als ein anständiger Charakter, er schützte ihn gegen die Eingeborenen, gab ihm Führer zum Moero-See und endlich nach vielem Zögern auch solche zum Bangweolo-See, den Livingstone irrtümlich für das Quellbecken des Nil hielt, und den er als erster Europäer erschaute.

Mit dem Tode dieses Regenten zerfiel die Macht des alten Kasembereiches. Unterhäuptlinge und benachbarte Fürsten stritten sich um das Land zwischen den beiden Quellbecken des Kongo, und zu mehreren Malen plante England, nachdem ihm Portugal die zentralafrikanischen Provinzen westlich vom Nyassa-See abgetreten, sich diese Gebiete mit bewaffneter Hand wirklich zu eigen zu machen. Aber jedesmal trug man Bedenken, mit den kriegslustigen Bewohnern im Ernste anzubinden.

Im Jahre 1884 weilte der französische Reisende Victor Giraud in den Gegenden des Bangweolo-Sees und gelangte nach vielen Kreuz- und Querzügen auch zu dem damaligen Oberhäuptling Ketimkuru, der sich als Eroberer und Einiger des Landes seit Jahren einen Namen gemacht hatte. Er hatte die Stämme und Häuptlinge des weiten Gebiets, das den Namen Uemba führt, unterworfen und tributpflichtig gemacht, und obwohl er nicht einmal den Titel Kasembe führte, so war er doch der eigentliche und würdige Erbe dieses alten Namens. Der jetzige Kasembe wohnte als Häuptling eines kleinen Stammes einige Tagereisen westlich und gehörte zu den Vasallen Ketimkurus.

Während die Unterhäuptlinge von Uemba, in dem Bestreben, die Karawane Girauds nach Kräften zu plündern, ihn vor dem König als dem schlimmsten von ihnen allen gewarnt, hatte dieser den Fremdling, den seine Kundschafter längst gemeldet, mit Ungeduld erwartet. Ja er bereitete ihm einen geradezu festlichen Empfang, räumte ihm ein ganzes Quartier seiner Stadt ein und ließ ihn bitten, recht bald zu ihm zu kommen, da er sich sein ganzes Leben gesehnt habe, nochmals einen Weißen zu erblicken. Er bat Giraud auch, sein Stahlboot mit in die Boma zu bringen, da er vor Ungeduld brenne es zu sehen, aber der Sitte nach nicht ausgehen dürfe, bevor ihm der Fremde seinen Besuch gemacht.

Noch an demselben Nachmittag betrat Giraud die von Pfahlwerk umgebene Residenz des großen und so weit gefürchteten Herrschers. Um Ketimkuru, der auf einer großen Kiste saß, kauerten 200 bis 300 schweigende Leute. Giraud grüßte den König und setzte sich neben ihn auf einen mitgebrachten Stuhl, was der schwarze Herrscher anfangs nicht ohne Besorgnis betrachtete. Er faßte sich indessen rasch und sah Giraud wohl fünf Minuten an, ohne auf dessen Fragen überhaupt ein Wort zu erwidern. Er war vom Kopfe bis zu den Füßen mit Perlen bedeckt. „Dieser Msungu," brach er endlich sein Schweigen, „hat nicht die Miene eines schlechten Menschen. Er ist jung; der Ingresa (Livingstones Bezeichnung bei den Eingeborenen) war alt." „Wie kommt es," fragte ihn Giraud, „daß Du der erste bist, der vom Ingresa spricht. Wenn er hier durchgereist ist, muß ihn jedermann gesehen haben!" — Ketimkuru erwiderte: „Es ist sehr lange her; ich war noch ein Kind. Mutonga, der damalige Kasembe, ist bald darauf gestorben. Seit dieser Zeit hat sich ganz Uemba wieder verheiratet, viele sind gestorben; die Ortschaften haben dreimal ihren Platz geändert. Der Ingresa war ein braver Mann. Er sprach viel vom Msungu (Gott), welchen wir Schwarzen nicht kennen. Er behauptete, er habe nur eine Frau; ist es bei Dir auch so?"

Giraud bejahte und erweckte damit das Gelächter der ganzen Versammlung. Der König sprach offen seine Genugtuung aus, ihn zu sehen. „Seit langer Zeit," sagte er, „träume ich davon, daß ein großer weißer Häuptling, der ein Boot mit sich führt, mich besuchen soll. Ich bin alt geworden und freue mich, einen Weißen gesehen zu haben vor meinem Tode." Seine frühere Kriegslust schien er, wie viele afrikanische Helden, mit dem Alter gänzlich abgetan zu haben. Er war kindlich naiv, oft heiter, manchmal auch etwas schwermütig. Er zeigte sich stets freigebig und freundschaftlich gegen

den Besucher und erlaubte ihm auch an den Bangweolo zu gehen, obwohl er es für reinen Unsinn hielt und den Gast vor den Gefahren des Fiebers und der Weglosigkeit warnte.

„Du bist ebenso töricht," sagte er, „wie der Ingresa, welcher immer ausrief: Tanganika, Tanganika! während Du schreist: Bangweolo, Bangweolo! Was suchst Du auf dem Grunde des Sees? Perlen oder Zeuge? Du sagst, Dein Bruder sei dort gestorben, ich will Dich nicht auch dort sterben lassen. Du wirst kaum Fische finden, nicht einmal Brennholz. Die Wilden, die dort leben, brennen Erde. Auf alle Fälle, wenn Du nicht vor Hunger stirbst, wirst Du vor Kälte umkommen."

Wie Livingstone, so hatte sich auch Giraud über nichts zu beklagen, der König überhäufte ihn mit Geschenken, gab ihm Führer und Zaubermittel und ließ ihn nach einer Woche südwärts ziehen. Mit Bedauern erfuhr der Franzose vier Monate später, daß Ketimkuru gestorben sei, und daß man ihn selbst in Uemba anklage, durch Zauberei dazu beigetragen zu haben. Sein Tod stürzte, wie gewöhnlich das Abscheiden eines Kasembe, das ganze Land in Aufruhr und Krieg, bevor ein neuer Fürst auf den Thron erhoben wurde, aber die Macht des Kasembe ist seitdem stetig weiter bergab geglitten und zur bloßen Würde eines Dorfhäuptlings unter anderen geworden.

Nach dem Tode Ketimkurus ist nur der Häuptling Mwamba in den Gegenden des alten Kasembereiches noch einmal zu einem über die nächste Umgebung seines Heimatdorfes hinausreichenden Ansehen gelangt. Er besaß noch einmal die Macht und Klugheit, seinen Einfluß auf seine Nachbarhäuptlinge auszudehnen und sie zum gemeinsamen Widerstande gegen die drohende Fremdenherrschaft zu einigen. Als sich 1897 der berühmte Bischof Dupont von der Gesellschaft der „Weißen Väter" über den Sambesifluß aufmachte, um auf den Spuren Victor Girauds die Sumpfgegenden des Bangweolo aufzusuchen und dort das von Livingstone begonnene Werk fortzusetzen, ließ ihn Mwamba allerdings in seine Residenz ein, behandelte ihn auch nicht unfreundlich, aber die gewünschte dauernde Niederlassung schlug er den „Weißen Vätern" rund ab. Indessen die Worte des frommen Bischofs waren bei dem alten Heiden doch nicht ganz auf unfruchtbaren Boden gefallen. Als Mwamba anderthalb Jahre später schwer erkrankte und sein Ende nahen fühlte, rief er den Bischof an sein Sterbelager und nahm die Trostesworte, die dieser begeisterte Missionar ihm spendete, willig entgegen. Das gewann dem Bischof auch das Vertrauen des Volkes.

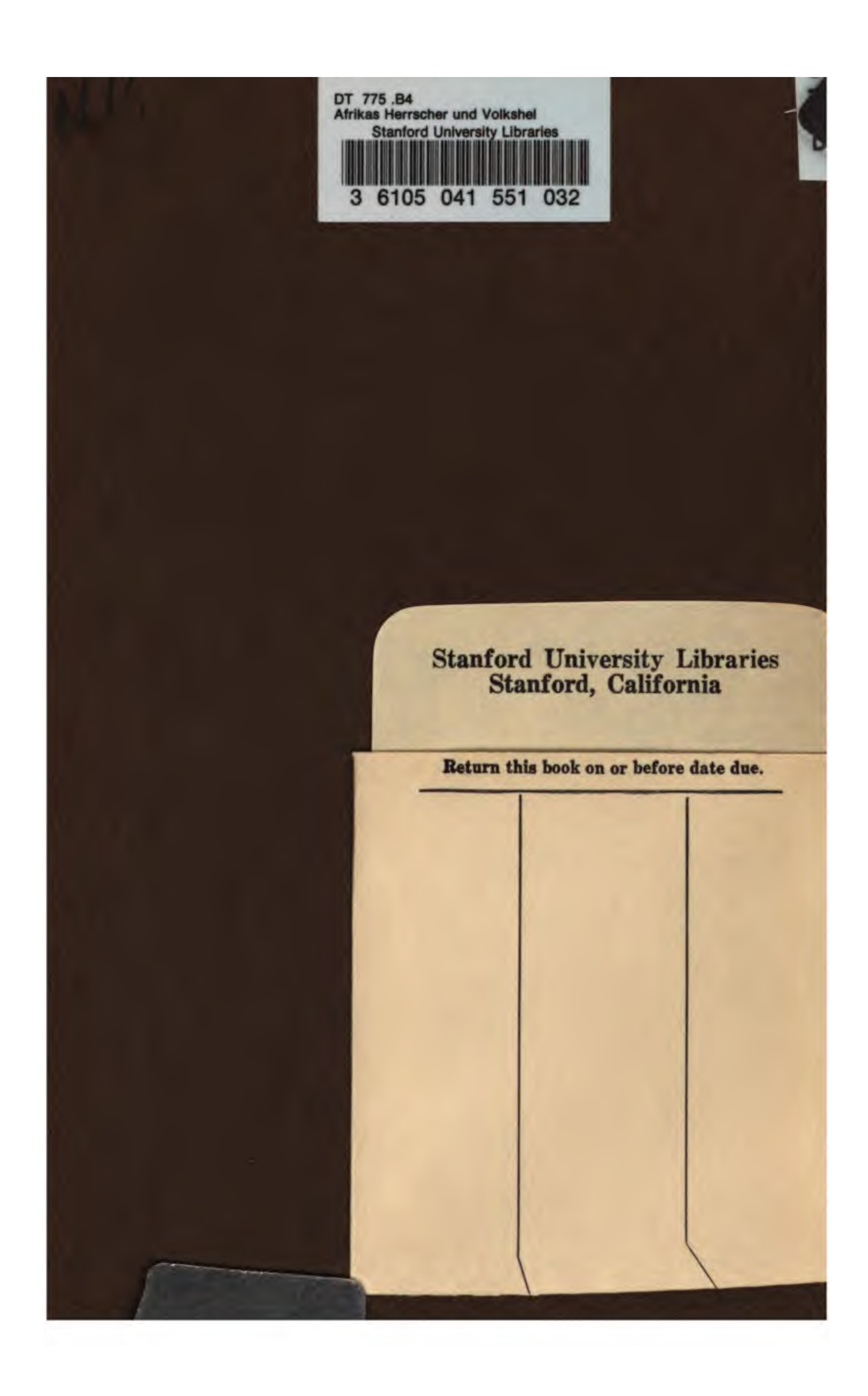
Als beim Tode des Häuptlings die üblichen Kämpfe der Großen des Landes um die Oberherrschaft und die dabei unvermeidlichen Massenmorde bevorstanden, ließ man sich die Vermittelung Duponts und die von ihm empfohlene britische Schutzherrschaft ruhig gefallen.

Auch Mwamba, die letzte große Persönlichkeit im alten Kasembereiche, hat den Titel des Kasembe nicht getragen. Dieser glitt vielmehr immer mehr zum bloßen Schein herunter. Sein Inhaber war in der Regel ein Dorfhäuptling, und so ist es noch jetzt. Der voraussichtlich letzte Träger des alten ehrwürdigen Titels lebt als Herr eines Ortes von einigen tausend Bewohnern in der Nähe des Luapula, zwei Tagereisen oberhalb der Einmündung dieses Stromes in den Moero- oder Merusee. Er steht unter der Regierung der Britischen Zentral-Afrika-Comp. und hat einen Agenten dieser großen Gesellschaft neben sich. In seinem Dorfe, das die Abhänge eines freundlichen Hügels bedeckt, wohnen bereits mehrere europäische Händler, und mit ihm dürfte eines Tages der Name eines der ältesten und seinerzeit geheimnisvollsten Despoten des inneren Afrikas erlöschen.

Freyhoffs Buchdruckerei in Nauen.






DT 775 .B4
Afrikas Herrscher und Volkshel
Stanford University Libraries
3 6105 041 551 032
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.

